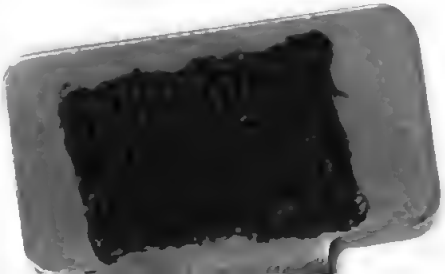

Erzählungen

aus

den Zeiten der Religionskriege und Religionsverfolgungen in Deutschland.

Ein Glaubens- und Friedenswort

für

das deutsche Volk, seine Lehrer und Freunde, zur Beherzigung bei den Religionskämpfen der Gegenwart

von

Karl Strack,

evangelischem Pfarrer zu Oberrosbach in der Wetterau, Lehrer an der ersten Schule daselbst, Mitglied des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen.

Motto:

Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark! Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen. 1 Cor. 16, 13, 14.

Friedberg in der Wetterau.

C. Scribg's Buchhandlung.

1853.

BRITISH MUSEUM

Digitized by Google

Vorrede.

Viele Jahre hindurch hat der Verfasser für einen Volkslesevereiu die Auswahl der Bücher besorgt, und dabei die Bemerkung gemacht, daß das Volk Erzählungen aus der wirklichen Geschichte mit besonderem Interesse liest, wenn sie zweckmäßig nach seinen Bedürfnissen dargestellt sind. Das Volk verlangt aber keine allgemeinen Uebersichten, keine pragmatische Entwickelung, sondern Hervorhebung interessanter Specialitäten in einfacher, lebendiger Darstellung. Charakteristische Anekdoten, Thatsachen, welche durch sich selber reden, und dergleichen mehr, kurz Lebensbilder, nicht skizzenartig, sondern ausgemalt mit passenden Farben, entsprechen den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes. Je mehr die Darstellung der biographischen Entwickelung sich nähert, desto besser ist sie unter sonst gleichen Umständen gelungen.

Und doch haben wir im Ganzen noch wenige historische Volksbücher, welche diesen Anforderungen genügen. Deßhalb war der Verfasser schon vor mehreren Jahren entschlossen, nach diesen Grundsätzen, die er in der Allg. Schulzeitung, Jahrgang 1849, näher entwickelt hat, die Geschichte der Deutschen zu bearbeiten. Als Probe sollte zur Säcular-Feier des westphälischen Friedens der

30jährige Krieg und die vorhergehende Zeit bearbeitet werden. Das Jahr 1848 mit seinem Revolutionstumulte machte einen Strich durch die Rechnung, und das fast vollendete Manuscript wurde bei Seite gelegt. Anderweitige Beschäftigungen bestärkten den Verfasser in dem Entschlusse, keine weiteren Schritte wegen der Vollendung und Veröffentlichung zu thun. Da kam das Jahr 1853. Die Spaltung unter den verschiedenen christlichen Kirchen wurde immer größer, der Glaubenshaß trat immer stärker hervor; die Jesuiten und ihre Partei erhielten immer größeren Einfluß im lieben deutschen Vaterlande. Hierdurch wurde das Herz des Verfassers so voll, daß er nicht mehr zu schweigen vermochte. Er glaubte, daß es nothwendig sei, dem deutschen Volke zu zeigen, was der irre geleitete Fanatismus seinen Vorfahren für Drangsale verursacht habe. Die Evangelischen sollten an der Glaubenstreue ihrer Väter den jesuitischen Missionen und den Predigten des Unglaubens gegenüber selber glaubensstark werden; sie sollten aber auch sehen, wie viel von jeher der innere Hader dem Protestantismus geschadet habe; sie sollten von Mitleid durchdrungen werden, gegen ihre Glaubensgenossen, welche noch heute unter der katholischen Bevölkerung unendlich zu leiden haben. Und die besseren Katholiken, wenn solche das Büchlein zur Hand bekämen, sollten einsehen, wohin die Jesuitenpartei, und die consequente Befolgung der Lehre von der allein selig machenden Kirche sie führt. Ist es dem Verfasser gelungen, dem Volke eine angenehme, dabei veredelnde, den Glauben und

die Liebe fördernde Lectüre zu bieten, so hat er seine Absicht erreicht.

Ein Freund, dem der Verfasser die ersten Druckbogen zu lesen gab, meinte, auch die Lehrer in Schulen könnten das Schriftchen benutzen, um den Geschichtsunterricht durch Mittheilung inviduelller Thatsachen lehrreich und interessant zu machen. Dies bewog denselben, so weit es noch ohne besondere Schwierigkeiten möglich war, die benutzten Quellen anzudeuten, was er in einem Volksbuche nicht für nöthig gehalten hatte.

Gerne hätte der Verfasser seine Arbeit dem Gustav-Adolf-Vereine gewidmet, da er glaubt, mit derselben dessen Zwecke zu fördern; doch verschiedene Gründe hielten ihn hiervon ab. Dabei kann er allerdings den Wunsch nicht unterdrücken, die Freunde des Vereins möchten diese Erzählungen der Aufmerksambeit für würdig halten.

Oberrosbach in der Wetterau
im August 1853.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Wie es in der evangelischen Kirche ausgesehen hat bei Luthers Tode 1

1) Von Luther und seinen Anhängern.
2) Gegner von Luther; Verfolgungen der Evangelischen.
3) Johann Diaz wird von seinem Bruder ermordet.
4) Wie sich der Kaiser gegen die Protestanten verhielt.
5) Die Evangelischen ausserhalb Deutschland.

Zweites Kapitel. Der erste Religionskrieg 23

1) Reichstag zu Regensburg.
2) Die Heere ziehen gegen einander.
3) Unterwerfungen.

Drittes Kapitel. Die Bundeshäupter gerathen durch die Schuld eines Verwandten in Gefangenschaft 32

1) Moritz, Herzog von Sachsen.
2) Friedrich erobert Sachsen wieder, wird aber geschlagen und gefangen.
3) Karl V. in Wittenberg.
4) Das Frühstück zu Rudolstadt.
5) Philipp von Hessen gefangen.

Viertes Kapitel. Es scheint in der protestantischen Kirche rückwärts zu gehen. Es kommen Bedrückungen und Verfolgungen vor 46

1) Wie der Kaiser die Religionsstreitigkeiten zu vermitteln sucht.
2) Widersprüche gegen das Interim.
3) Verfolgungen um des Glaubens willen.

Fünftes Kapitel. Der Kaiser wird von seinem bisherigen Günstling in die Enge getrieben 61

1) Moritz erhält den Auftrag gegen Magdeburg die Acht zu vollstrecken.
2) Gefangenschaft Philipps des Großmüthigen.
3) Moritz will seinen Schwiegervater befreien; Verlegenheit des Kaisers.
4) Rückkehr von Johann Friedrich und Philipp.

Sechstes Kapitel. Der Religionsfriede zu Augsburg 1555 73

1) Weitere Unruhen im Reiche.
2) Was im Religionsfrieden festgesetzt wird.
3) Karl V. legt die Regierung nieder und stirbt.

Seite

Siebentes Kapitel. Auch in der protestantischen Kirche treibt der Glaubenshaß sein verderbliches Wesen 82
1) Verfahren gegen die Anhänger Melanchthons.
2) Man will die Reformirten nicht dulden.
3) In einigen Ländern wird die reformirte Lehre eingeführt.

Achtes Kapitel. Wie die Protestanten und Katholiken nach dem Religionsfrieden einander gegenüber stehen 98
1) Die Jesuiten.
2) Wie weit es in Deutschland mit der protest. Lehre gekommen war.
3) Wie die deutschen Kaiser den Protestanten gegenüber sich verhielten.
4) Wie in östreichischen Ländern die Protestanten wieder unterdrückt werden.
5) Fulda, das Eichsfeld und Würzburg werden wieder katholisch.
6) Trauriges Schicksal der Reichsstadt Donauwörth.
7) Der Papst will den Kalender verbessern; die Protestanten nehmen die Verbesserung nicht an.
8) Das katholische und protestantische Bündniß.
9) Die gute Dorel.

Neuntes Kapitel. Die Bedrückungen der Protestanten rufen in den Niederlanden und Böhmen Unruhen hervor 128
1) Anfang der Unzufriedenheit in den Niederlanden.
2) Oranien und andere Vaterlandsfreunde entfliehen.
3) Alba in den Niederlanden.
4) Die Niederlanden werden zur Hälfte frei.
5) Frühere Religionsverhältnisse in Böhmen.
6) Unruhen in Böhmen.
7) Friedrich V. wird König von Böhmen.
8) Friedrichs Niederlage und Flucht.

Zehntes Kapitel. Böhmen wird wieder katholisch 148
1) Hinrichtungen zu Prag.
2) Wie man mit den evangelischen Geistlichen verfahren ist.
3) Wie man mit den evangelischen Kirchen und Büchern verfahren ist.
4) Lichtensteiner.
5) Einzelne besondere Beispiele, — zur Nachahmung, oder zur Warnung.
6) Verfolgungen in Schlesien.

Seite

Eilftes Kapitel. Friedrichs Freunde ergreifen die Waffen 161
1) Ernst von Mansfeld.
2) Georg Friedrich von Baden. Die Pforzheimer Bürger.
3) Christian von Braunschweig.
4) Verwüstungen in der Pfalz.

Zwölftes Kapitel. Der Krieg verbreitet sich nach Niederdeutschland. Wallenstein 169
1) Der Braunschweiger und der Mansfelder kommen nach Deutschland zurück.
2) Wallenstein.
3) Friedrichs Freunde gehen zu Grund.
4) Verwüstungen in Niederdeutschland.
5) Belagerung von Stralsund und Friede mit Dänemark.

Dreizehntes Kapitel. Der Kaiser benutzt seine Siege zum Vortheil der katholischen Kirche 182
1) Oestreich wird wieder katholisch.
2) Restitutions-Edikt.
3) Wallensteins Fall.

Vierzehntes Kapitel. Gustav Adolf in Deutschland 191
1) Gustav Adolfs Jugendgeschichte.
2) Gustav zieht nach Deutschland.
3) Gustav in Pommern.
4) Magdeburgs Fall.
5) Gustavs Voranschreiten. Schlacht bei Leipzig.
6) Gustav durchzieht Deutschland. Aufenthalt in Baiern.
7) Wallenstein wird wieder erhoben.
8) Schlacht bei Lützen. Gustavs Tod, den 6. Novbr. 1632.
9) Begebenheiten nach Gustav Adolfs Tod.
10) Wallensteins letzte Thaten und Tod.

Fünfzehntes Kapitel. Es will noch immer nicht zum Frieden kommen 226
1) Schlacht bei Nördlingen und deren Folgen.
2) Der Kurfürst von Sachsen macht Friede mit dem Kaiser.
3) Bernhard von Weimar.
4) Zustand des deutschen Reiches um diese Zeit.

Sechszehntes Kapitel. Des Krieges Ende. Der Westphälische Friede 233
1) Der Reichstag zu Regensburg 1640.
2) Leonhard Torstenson; Schlachten bei Leipzig und Jankowitz.
3) Westphälischer Friede.
4) Wie es aussah nach dem Frieden im Reiche.

Schluß 242

19 JY 59

Erstes Kapitel.

Wie es in der evangelischen Kirche ausgesehen hat bei Luthers Tode.

Motto:

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Offenbar. Johs. 14, 13.

1) Von Luther und seinen Anhängern.

Wenn man den Todestag irgend eines Menschen noch dreihundert Jahre nach seinem Scheiden von dieser Erde festlich begeht, so ist das wohl der deutlichste Beweis, daß derselbe nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört haben kann, sondern vor Tausenden und Millionen sich ausgezeichnet hat. An das Sterbelager eines solchen Mannes, dessen Name in der Geschichte unseres Geschlechtes wohl nimmer wird vergessen werden, führe ich Dich, mein Leser bei dem Beginne unserer Erzählung. Du bist vielleicht selbst ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, als vor einigen Jahren in den protestantischen Kirchen unseres deutschen Vaterlandes von dem Tode des längst schon entschlummerten Luthers geredet wurde. Zu Eisleben im preuß. Sachsen, dem Orte seiner Geburt, ist er den 18. Februar 1546 dem Herrn entschlafen, wie er dem Herrn gelebt hatte seinen mühevollen Erdentag. Und nicht vergeblich hat er für die Reinigung der Kirche von den eingeschlichenen Mißbräuchen seine Stimme erhoben in Wort und Schrift. Er ruhte von seiner Arbeit und seine Werke folgten ihm nach.

Wüßten wir auch nichts weiter von ihm, als seine Beerdigungsgeschichte; schon die Trauer, welche die Nachricht von seinem Tode in der Nähe und Ferne hervorrief, würde uns ein ehrendes Zeugniß sein, daß er eine große Anzahl gleichdenkender Glaubensgenossen und treu ergebener Freunde sich erworben hatte. Zwei Fürsten stritten um seinen Leichnam; und da der mächtigere von Beiden, der Kurfürst von Sachsen, die Oberhand behielt, da ließ es sich der andere, der Graf von Mansfeld, wenigstens nicht nehmen, den Todten auf mancherlei Weise zu ehren. Eisleben lag in seinem Gebiete. Von dorten mußte der Leichenzug seinen Anfang nehmen. Zwei Glieder der Grafenfamilie mit zahlreichem Gefolge begleiteten den Sarg, welcher Luthers Gebeine enthielt. Glockengeläute ertönte in allen Dörfern und Städten, die man berührte. Allenthalben schlossen sich die Einwohner in ihren Trauerkleidern als Leidtragende an. Und als man gen Wittenberg kam, da zog eine unübersehbare Menge entgegen, den Mann, der so viele Jahre in ihren Mauern das Evangelium verkündigt hatte, und ihrer Hochschule mehr als ein anderer Lehrer, eine Zierde gewesen war, zu seiner Ruhestätte zu begleiten. Eine solche war ihm in der Schloßkirche, wo auch die kurfürstliche Familie beigesetzt wurde, bereitet.

Fragst Du nun, warum dem, in seinem ganzen Wesen so bescheidenen Professor beinahe fürstliche Ehre erwiesen wurde? Er hat Großes gethan; er hat die kirchlichen Lehren und Anstalten von ihren Verirrungen auf die Grundlage des göttlichen Wortes zurückgeführt, und mit kühnem Muthe gegen die päpstliche Gewalt sich erhoben, welche bisher wie eine drückende Fessel die religiöse Entwickelung der Christenheit eingeengt hatte. Das Wort, das er gepredigt hatte, muß ein zeitgemäßes gewesen sein, denn es hat Anklang gefunden bei seinen Zeitgenossen. Unzählige stimmten ein, wie man unwillkürlich sich hingerissen fühlt mitzusingen, wenn uns ein Lieblingslied vorgesungen wird. Schon die Lehrsätze, welche er als ein unbekannter Mönch den 31. October

1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg veröffentlichte, waren für die damalige Zeit, wo man noch keine Eisenbahnen, nicht einmal Eilwagen besaß, in ungewöhnlich kurzer Frist bis in die entferntesten Gegenden Deutschlands, ja noch weiter gedrungen. Sie waren der fruchtbare Samen einer neuen, und ich darf sagen, einer besseren Zeit. Dieser Same keimte und wuchs, aber die Früchte, welche er trug, brauchten längere Zeit als vom Herbste bis Frühling zu ihrer Entwickelung. Erst nach einigen Jahren und nach manchen Kämpfen wurde hier und da der Gottesdienst nach den von Luther vorgeschlagenen Bestimmungen, oder vielmehr nach evangelischen Grundsätzen geordnet. —

Besondere Erwähnung als Luthers Freund und Beschützer verdient vor Allen der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, welcher auch Herr von Wittenberg war. Er hinderte wenigstens nicht die Abschaffung der Messe, die Einführung der Predigt auf Grundlage des göttlichen Wortes, die Austheilung des Kelches, die Verheirathung der Geistlichen, die Verbannung der lateinischen Sprache aus den deutschen Kirchen, die Aufhebung der Klöster und die Abschaffung so vieler andern gehaltlosen Gebräuche, welche sich mit der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit nicht vereinigen ließen. Es wurden in Sachsen gelehrte und minder gelehrte Männer, welche der neuen Glaubensrichtung zugethan waren, in Kirchen und Schulen angestellt. Es wurde nach Verlauf von etwa 10 Jahren eine sorgfältige Kirchenvisitation gehalten, um den alten Sauerteig auszufegen. Es wurden den Lehrern und Schülern die lutherischen Katechismen in die Hände gegeben, damit schon die Jugend mit dem Kerne des Christenthums könnte vertraut gemacht werden. Außer Friedrich dem Weisen haben seine Nachfolger, Johann der Beständige und Johann Friedrich in ächt evangelischem Geiste die Angelegenheiten der Kirche geordnet.

Nicht mindere Verdienste um die Beschützung der evangelischen Lehre gegen gewaltsame Unterdrückung hat

sich der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, erworben. Schon auf dem Reichstage zu Worms 1521 nahte er sich, als 17jähriger Fürst mit freundlicher Zusprache unserem Luther, ihn zu ermuthigen, wenn er auf rechtem Wege sich finde. Immer mehr neigte er sich auf die Seite des kühnen Reformators und dessen Partei, da er sich überzeugt hatte, daß derselbe das Rechte erkannt habe. Er hinderte keinen Geistlichen in seinem Lande, auf die heilige Schrift, und nicht auf die päpstlichen Lehrvorschriften seinen Unterricht zu gründen. 1526 berief er eine Versammlung von Gottesgelehrten und anderen Männern nach Homberg in Niederhessen, um von ihnen, den Angesehensten seiner Untergebenen, zu hören, wie es in Sachen der Religion sollte gehalten werden. Die Mehrzahl der Anwesenden, oder vielmehr fast die Gesammtheit mit wenigen Ausnahmen, entschied sich für die Kirchenverbesserung nach den Grundsätzen Luthers. So wurde denn in dem damals nicht unbedeutenden hessischen Gebiete auf friedlichem Wege, ohne alle Schwierigkeit die heilsame und nothwendige Umänderung zu Stande gebracht. Der Landesherr führte mit dem wärmsten Eifer die festgesetzten Anordnungen durch und war bereit, Gut und Blut für die Sache des christlichen Glaubens zu opfern. Er war es, der seine Glaubensgenossen zu gemeinsamem Wirken ermahnte, und nach mancherlei Schwierigkeiten ein Bündniß unter ihnen ins Leben rief. Er war es, der die Anhänger Luthers und Zwingli zu vereinigen suchte, um mit desto größerem Nachdrucke und desto gewisserem Erfolge den drohenden Feindseligkeiten von Seiten der katholischen Partei entgegentreten zu können. Er hatte deßhalb die einflußreichsten Gottesgelehrten von Wittenberg und aus der Schweiz, unter ihnen natürlich die Hauptpersonen selbst, Luther und Zwingli 1526 nach Marburg berufen, ob nicht vielleicht eine brüderliche Vereinbarung könnte ermöglicht werden. War ihm auch dieses nicht, wie er wünschte gelungen, so kam doch auf sein fortwährendes Drängen

und Treiben ein Bund unter den Evangelischen zu Stande, welchen man nach dem Orte, wo er gestiftet wurde, den „schmalkaldischen" nennt.

Welche Gesinnung ihn fortwährend in Beziehung auf das Religionswesen beseelte, hat er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg bewiesen, wo die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß vor den Großen des Reiches mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Wahrheit ihrer Lehre abgelegt haben. Als ihn der Kaiser ermahnte, daß er sich der Entscheidung der versammelten Reichsstände unterwerfen möge, wenn er nicht die kaiserliche Gnade verlieren wolle, erwiederte er mit offenem Freimuthe: „die Gnade Gottes gilt mir mehr, als alle Güter der Welt." Auch die Hoffnung auf großen Lohn, welche ihm mehrmals als Lockspeise vorgehalten wurde, änderten ebensowenig seine evangelische Glaubenstreue.

Außer den genannten Häuptern hatte die evangelische Partei noch manches lebendige Glied, welchem das Wohlsein des Ganzen am Herzen lag. Die bekannte Schrift, in welcher der evangelische Glaube vor Kaiser und Reich dargelegt wurde und welche das augsburgische Glaubensbekenntniß oder die augsburgische Confession genannt zu werden pflegt, war von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzogen Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt unterschrieben. Dieses war 1530 geschehen, und 1531 reichten schon 7 Fürsten, 2 Grafen und 11 Städte in dem Bündniß zu Schmalkalden sich die Hand, um wechselseitig eine Schutzwehr des Glaubens sich zu sein. Man konnte damals von den Evangelischen die Worte der Bibel gebrauchen: Es wurden täglich hinzugethan zu der Gemeinde.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die neu aufblühende Glaubensverbindung durch die Wiedereinsetzung

des Herzogs Ulrich von Würtemberg in die Herrschaft seiner Väter. Dieser keineswegs in jeglicher Hinsicht zu lobende Fürst hatte in früheren Zeiten sich mancherlei Bedrückungen seiner Unterthanen, sowie Beleidigungen seiner Nachbarn erlaubt; deßhalb wurde er von mehreren verbundenen Fürsten und Städten (dem sogenannten schwäbischen Bunde) aus seinem Lande verjagt. In den Tagen des Unglücks fand er eine liebevolle, bereitwillige Aufnahme bei dem Landgrafen von Hessen, welcher gerade durch diese uneigennützige Handlungsweise gegen den vertriebenen Ulrich den Beinamen des „Großmüthigen" sich erworben hat. Nicht blos gewährte derselbe seinem unglücklichen Vetter eine gastliche Aufnahme in verschiedenen Schlössern seines Landes, sondern er fühlte sich auch berufen, den verstoßenen Landesherrn seinen, ihn immer noch liebenden Unterthanen zurück zu geben. Um so eifriger war er auf die Ausführung dieses Planes bedacht, weil das schöne Würtemberg mit seinen gemüthlichen Schwaben in den Besitz des katholisch gesinnten Erzherzogs Ferdinand von Oestreich, eines Bruders von Karl V. gekommen war. Seine Arbeit und Mühe war nicht umsonst. In der Schlacht bei Lauffen liefen die Feinde, von Philipp geschlagen in der Eile davon, und in wenigen Wochen wurde Ulrich selbst von seinem Vorgänger Ferdinand als der rechtmäßige, wenn auch von Oestreich abhängige Beherrscher des Herzogthums anerkannt. Die Einführung der Reformation unter dem schwäbischen Volke ergab sich beinahe von selbst.

In den Reichsstädten dortiger Gegend und weiter nach dem Baiernlande, wie Augsburg, Nürnberg, Ulm u. s. w., welche zu damaliger Zeit einen ungewöhnlichen Reichthum besaßen, war schon früher eine Aenderung des kirchlichen Wesens vorgenommen worden. Dasselbe gilt auch von Hamburg, Bremen, Magdeburg und anderen bedeutenden Orten des nördlichen Deutschlands. Die höhere Bildung, welche die Städtebewohner besaßen, machte dieselben für die Kirchenver-

besserung noch empfänglicher, als das einfachere, mehr nach seiner Gewohnheit lebende Landvolk.

1539 gesellte sich noch der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg mit seinen Unterthanen zu den Anhängern der evangel. Kirche. In demselben Jahr wurde der größte Feind derselben, der Herzog Georg von Sachsen von dem Schauplatze des irdischen Kampfes entfernt. Er mußte zu seinem innigsten Bedauern Land und Leute seinem protestantisch gesinnten Bruder, Heinrich, überlassen. Zwar hatte er noch kurz vor seinem Tode ein Testament gemacht, daß sein Nachfolger nicht das Geringste gegen die katholische Religion anordnen dürfte, wenn er nicht die Herrschaft an des Kaisers Bruder, Ferdinand, verlieren wollte. Doch war diese letztwillige Verfügung nicht von den Landständen bestätigt worden. Heinrich und mehr noch sein Sohn und Nachfolger, Moritz, stimmten mit den Ansichten Luthers überein. Aber was soll ich alle einzelnen Fürsten und Grafen, welche das Reformationswerk begünstigten, Dir namhaft machen, mein Leser? Du kannst meiner Versicherung glauben, daß ich Dir noch Manches zu erzählen wüßte von den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg und denen von Pommern, von den Fürsten von Anhalt und denen von Nassau, von den Grafen von Schwarzburg und denen von Reuß. Diese und andere schützten die evangelische Predigt in ihrem Gebiete.

Selbst unter den Bischöfen und anderen geistlichen Herren fanden sich Solche, welche die eingeschlichenen Mißbräuche mit offenem Auge erkannten und eine Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse zu befördern suchten. Hierhin gehört vor Allem der Erzbischof Hermann von Cöln, vielleicht damals der einzige Landesherr im deutschen Reiche, welcher für den Fortschritt in religiöser Beziehung sich entschieden hatte, während seine Unterthanen mit hartnäckigem Eigensinne an dem Bestehenden hielten. Ihm standen besonders die höheren Geistlichen seines Kirchensprengels in dem Weg, und, von ihnen ver-

leitet, auch die Vorsteher von Köln. Er wurde beim Kaiser verklagt und beim Papste. Beide verfolgten ihn, ein Jeder nach seiner Weise. Zur Zeit, als Luther dahin fuhr in Frieden, dauerte im Kölnischen noch der Kampf. Der Erzbischof unterlag dem Banne und dem Schwerte. Er mußte einem Andern seinen Hirtenstab überlassen.

Glücklicher war der Meister des deutschen Ordens, welcher zu Marienburg, nicht allzuweit von Danzig residirte und einen bedeutenden Theil der heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen beherrschte. Die genannte Ritterverbindung war in den Zeiten der Kreuzzüge entstanden, und sollte den Pilgern nach dem heiligen Lande zur Schutzwehr gereichen. Als mit der Eroberung Palästinas durch die Türken im Morgenland die Dienste der Ordensritter unnöthig, ja unmöglich waren, suchten sie sich einen anderen Wirkungskreis aus, und bekehrten im 13ten Jahrhundert die damals noch heidnischen Preußen. Sie behaupteten zugleich ihre Herrschaft daselbst. Ihr Oberherr wurde von ihnen gewählt und mußte, wie sie selbst auf ein eheliches Leben verzichten. 1527 sagte sich der damalige Ordensmeister, Albrecht von Brandenburg, mit Uebereinstimmung der in seinem Gebiete befindlichen Bischöfe vom katholischen Glauben los. Wiewohl diese kühne Entschließung und seine darauf erfolgte Verheirathung vom Papste sowohl, als vom Kaiser mißbilliget wurde, blieb er dennoch unter dem Schutze des polnischen Königs, dem er sich in mancher Beziehung unterwarf, im ungestörten Besitze seines Herzogthums. So wurde von nun an seine Herrschaft genannt.

Andere Bischöfe billigten laut oder im Geheimen die lutherische Lehre, wenn sie auch sich nicht entschließen konnten, förmlich zu derselben überzutreten. Zu Bamberg wurde das Evangelium gepredigt, ohne daß der geistliche Herr es verhindert hätte. Auch anderwärts regte sich in erzkatholischen Ländern und Städten wenigstens bei Einzelnen der reformatorische Geist, welcher Luther beseelte. In Ingolstadt forderte ein gebildetes

Weib, Argula von Staufen, die Lehrer der Hochschule auf, mit ihr über den eangelischen Glauben zu disputiren, sie glaubte den gelehrten Männern in der Bibelerklärung gewachsen zu sein. Andere Theile des Baiernlandes blieben eben so wenig von dem ketzerischen Unwesen verschont. In den östreichischen Ländern war die Anzahl der Protestanten gar nicht so unbedeutend, als man nach dem gegenwärtigen Zustande vermuthen sollte. Die überwiegende Mehrzahl der Böhmen reichte denselben als Glaubensgenossen die Hand. Bei diesen war der verketzerte Huß noch in frischem Gedächtniß; sie freuten sich von Grund ihres Herzens, daß er in Luther einen würdigen Nachfolger gefunden habe. Wie weit es mit der evangel. Lehre in Oestreich gekommen war, beweist eine Bittschrift, welche 1541 die niederöstreichischen Stände Ferdinand I. überreichten. In derselben wird das Unglück in den Türkenkriegen geradezu von dem Widerstand abgeleitet, welchen man dem göttlichen Worte leiste. Sie flehen den König an, daß er wenigstens Niemanden verjagen möge, welcher die Rechtfertigung nach evangelischer Weise verkünde. Ein Reisender versichert aus derselben Zeit, er habe allenthalben in Oestreich unkatholische Meinungen gefunden, noch mehr bei den Edelleuten als bei dem Volke; Schullehrer und Pfarrer seien meist von dem katholischen Glauben gewichen.

Selbst weiter, als die deutsche Sprache geredet wird, wurden die Grundsätze des deutschen Reformators verkündigt; Dänemark, Norwegen und Schweden, die nordischen Reiche hatten sich der Herrschaft des Papstes entzogen. Ebenso war ihm England untreu geworden, wenn es auch nicht geradezu die lutherische Fahne ergreifen wollte.

2) Gegner von Luther; Verfolgung der Evangelischen.

So weit war man freilich nicht ohne Kampf, ja nicht ohne blutigen, heftigen

Kampf gekommen. Auch der Katholicismus hatte seine Vertheidiger, nicht blos unter den Geistlichen, den gelehrten und ungelehrten, sondern auch unter den weltlichen Großen des deutschen Reiches. Zwei nenne ich statt der übrigen, weil sie vor Allen Erwähnung verdienen, den Herzog Georg von Sachsen und den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ersterer war an und für sich ein wackerer Fürst von altdeutschem Schrot und Korn. Aber die Evangelischen, Luther an der Spitze, waren ihm in der Seele zuwider, er meinte, durch die Verbreitung der protest. Lehre würde der Untergang der Staaten und der Sittlichkeit herbeigeführt. Hätte ich an seinem Lager gestanden und seinen Seelenschmerz wahrgenommen, da er kinderlos sterben und sein Herzogthum seinem evangelisch gesinnten Bruder überlassen mußte, ich hätte ihn von Grund meines Herzens bedauert und ihn der göttlichen Gnade empfohlen. Auch bei dem Gegner muß man die Ueberzeugungstreue achten. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er unerbittlich strenge gegen die Lutherischen war. Alle Diejenigen, welche den Abendmahlsgenuß verweigerten, weil ihnen der Kelch nicht dargereicht wurde, wurden in schimpflichem Aufzuge von dem Scharfrichter und dem Büttel aus dem Lande gejagt. Er verlangte von seinen Unterthanen, daß sie sich von ihren Seelsorgern ein Zeugniß über ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche ertheilen ließen.

Aehnlicherweise verfuhr der Braunschweiger Heinrich gegen seine nicht katholischen Bürger und Nachbarn. Die Städte Goslar, Braunschweig u. a., welche für die Reformation sich entschieden hatten, wurden auf das Feindlichste von ihm behandelt. Er verheerte ihr Gebiet, beraubte wohl ihre Einwohner, wenn sie des Handels wegen in seine Nähe kamen. Da er einst in Braunschweig als Sieger eingezogen war, fanden eines Morgens die protest. Geistlichen eine Ruthe und ein paar Schuhe an ihre Thüre geheftet, zum Zeichen, daß sie davon eilen möchten, wenn sie nicht wollten ge-

züchtiget werden. Zwischen ihm und den Fürsten der lutherischen Partei, besonders dem benachbarten Landgrafen von Hessen mußte natürlich über kurz oder lang ein feindliches Verhältniß entstehen. Allerlei Reibereien und Neckereien offenbarten den Groll der Herzen. Als aber Heinrich die protest. Städte gewaltsam bedrückte und offen bekämpfte, zog Philipp in Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen und Andern zu seiner Züchtigung herbei. Der Erfolg war ihnen günstig. Sie vertrieben den Herzog aus seinem eigenen Lande und übergaben dasselbe dem Kaiser zur Verwaltung. Heinrich wollte die kaiserliche Besitznahme nicht anerkennen und griff aufs Neue zu den Waffen. Er siegte; doch war ihm nur eine kurze Frist bis zu seinem Untergange beschieden. Philipp von Hessen eilte mit seinen Verbündeten herbei, um den Widersacher, welcher fortwährend ihnen zu schaden suchte, unschädlich zu machen. Sie griffen an, behaupteten das Feld und führten den Herzog sammt seinem Sohne gefangen nach Haus.

Anderwärts kamen noch härtere Bedrückungen der Protestanten, ja Hinrichtungen vor. Einer der Ersten, welcher in Deutschland seine Anhänglichkeit an die lutherische Lehrweise mit dem Leben bezahlte, war Leonhard Kaiser, ein Geistlicher aus Baiern. Der Bischof von Passau hatte ihn wegen seiner freieren Glaubensansichten gefänglich eingezogen und auf diese Weise zum Versprechen genöthigt, daß er in Zukunft als einen besseren Katholiken sich bewähren wolle. Bald aber verbot ihm sein eigenes Bewußtsein, das Versprechen zu halten. Als ein Ehrenmann, welcher nicht heucheln wollte, entsagte er seinem Amte. Er begab sich nach Wittenberg, und kehrte nach dem Verlauf zweier Jahre auf dringendes Bitten seiner Angehörigen zu einem Besuche bei seinem todtkranken Vater zurück. Da er selber auf das Krankenlager geworfen wurde, verlängerte sich sein Aufenthalt bis zu einigen Wochen. Der Pfarrer des Ortes spielte den Verräther. Kaiser wurde verhaftet und trotz wie-

derholter Fürbitten auch angesehener Personen und Fürsten zum Scheiterhaufen geführt. Mit ihm sollte ein Pfaffe sterben, welcher wegen gemeinen Verbrechen war eingezogen und verurtheilt worden. Von Letzterem wird erzählt, er habe wie der Schächer am Kreuze gerufen: „Du bist ein Gerechter, ich habe mein Schicksal verdient.“ Der Unglückliche wurde an ein Pferd gebunden, und durch die Straßen von Passau bis an die Richtstätte geschleppt.

1529 haben zu Köln am Rhein Petrus Flystedt und Adolf Clarenbach als Märtyrer des evangelischen Glaubens ihr Leben beschlossen.

In München, der baierischen Hauptstadt, wurde Georg Wagner verbrannt.

In der Nähe von Aschaffenburg, welches dem Kurfürst von Mainz unterworfen war, wurde Georg Winkler von gedungenen Mördern getödtet. Sein Verbrechen war die Austheilung des Abendmahls mit Brod und Wein, während die katholische Kirche nur das Erste erlaubte.

In Soest, welches heutigen Tages zu der preußischen Provinz Westphalen gehört, waren Bürgermeister und Rath durch die Mehrzahl der Bürger gezwungen worden, die evangel. Predigt zu gestatten. Bei dieser Gelegenheit war ihnen besonders ein Gerber, Namens Schlachtorp, verhaßt geworden. Sein Untergang wurde im Stillen beschlossen. Einst hatte er im Wirthshause eine polizeiliche Vorschrift übertreten. Er hätte entfliehen können; doch er dachte an Nichts weniger, als daß dieses kleine Vergehen dem Henker ihn in die Arme würde liefern. Dennoch geschah es, weil die gebietenden Herrn in seinem Blute ihren alten Unwillen zu beschwichtigen gedachten. Tausende begleiteten ihn auf seinem Wege zum Hochgericht. Doch die Menge blieb ruhig trotz ihrer Erbitterung, weil sie der biblischen Worte sich erinnerte: Seid gehorsam der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Ein fürchterliches Schauspiel bot sich den Zuschauern an dem

Schaffote dar. Der Scharfrichter verstand nicht sein trauriges Geschäft; er schlug fehl, daß das Blut in Strömen sich ergoß, aber der Kopf an seiner Stelle blieb. Wüthend zerriß der Unglückliche seine Bande, nahm dem Pfuscher das Schwerdt aus der Hand, und schlug wie rasend um sich. Der Stadtrath, dem es bei der öffentlichen Aufregung nicht wohl zu Muthe war, befahl, die Hinrichtung einzustellen. Triumphirend brachten die Anwesenden ihren, heute ihnen noch theuerer gewordenen Mitbürger nach Haus. Zum größten Bedauern starb der schwer Verwundete den folgenden Tag; mit ungewöhnlich zahlreicher Leichenbegleitung wurde er beerdigt.

In Paderborn, einer anderen westphälischen Stadt, war ein neuer Bisthumsverweser eingezogen. Er ließ unter irgend einem Vorwande, welchen ich gerade nicht anzugeben weiß, die evangelischen Bürger in dem Garten eines Klosters sich versammeln. Sie wurden ergriffen und beschuldigt, daß sie die Stadt dem Landgrafen von Hessen zu überliefern gesonnen wären. Es erfolgte das Verdammungswort: Zum Tode. Der erste Scharfrichter weigerte sich das Urtheil zu vollstrecken. „Die Leute sind so unschuldig als ich, rief er aus, lieber sterbe ich selbst, als daß ich behilflich bin, ihr Blut zu vergießen.“ Auch ein anderer Mann mit ergrauetem Haupte schlich an seinem Stabe herbei und sprach: „Ich bin eben so strafbar, als Jene; wollet ihr euch an ihnen vergreifen, so begehre ich eine gleiche Behandlung.

Sehet also, wenn auch unser deutsches Vaterland nicht die Greuel des spanischen Ketzergerichtes in seiner Mitte erfahren hat, sein Boden ist ebenfalls von dem Blute seiner Kinder, welche man wegen ihres Glaubens wie Verbrecher behandelte, befleckt. Dergleichen ist im Elsaß geschehen, ebenso in Wien, Ofen und Prag. In Dithmarschen, einer Landschaft zu Holstein gehörig, fiel Heinrich von Zütphen als ein Opfer der evangelischen Treue. Noch andere Namen von Märtyrern

der Kirchenverbesserung könnte ich hier verzeichnen, wenn ich nicht voraussetzen dürfte, daß die folgende Erzählung noch mehr die Theilnahme der Leser in Anspruch nehmen würde, als ein solches Register.

3) Johann Diaz wird von seinem Bruder ermordet.

Johann Diaz, ein Spanier, hatte auf der Pariser Hochschule die lutherischen Schriften und andere ähnlichen Inhaltes kennen gelernt. Ihn zog es nach dem Lande, wo das evangelische Licht entzündet war, und weithin seine Strahlen verbreitete. Von mehreren gleichgesinnten Gottesgelehrten wurde er gastlich aufgenommen. In Deutschland freute man sich des Spaniers, welcher zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen war. Seine Landsleute dagegen, welche in großer Menge am kaiserlichen Hofe und sonst in Deutschland zerstreuet waren, fühlten einen Dolchstich in ihrem Herzen, als sie vernahmen, daß aus ihrer rechtgläubigen Nation ein Ketzer unter die ketzerischen Deutschen gekommen sei. Die Kunde von diesem vermeintlich fluchwürdigen Ereignisse verbreitete sich bis gen Rom, wo der Bruder des Abgefallenen, Alfonso Diaz, zu einem höheren geistlichen Amte emporgestiegen war. Alfonso eilte über die Alpen, den verlorenen Sohn in die Arme des Papstes zurück zu führen. Doch er hatte es mit einem glaubensfesten Manne zu thun, welcher durch die, wenn auch mit Begeisterung vorgetragenen Gründe nicht bekehrt werden konnte. Nicht einmal das Versprechen, daß des Reuigen in Italien eine herrliche Belohnung warte, änderte den Sinn des evangelischen Mannes. Da nun Alfonso von seinem Bekehrungseifer keinen glücklichen Erfolg sich versprechen durfte, zog er andere Saiten auf und stellte sich, als ob er für die evangelische Lehre gewonnen sei. Mit heuchlerischer Miene dankte er seinem Bruder, daß ihm dieser durch die Unterredung das Verständniß der Schrift geöffnet und einen besseren Heilsweg gezeigt habe. „Komme nur mit mir, mein Bruder! Deutschland ist

so glücklich, dergleichen erleuchtete Männer wie du, noch mehr zu besitzen; aber Italien und Spanien, deine Heimath, bedürfen bibelkundige Lehrer, welche sie der Finsterniß entreißen. Zögere nicht, ein gutes Werk zu verrichten, du kannst dir unendliche Verdienste um die Förderung der wahren Frömmigkeit erwerben." Ihr könnt euch denken, wie freudig unser Johann durch eine solche Sprache ergriffen wurde. Auf der Stelle war er bereit, ein Herold des reinen Evangeliums unter den verblendeten Katholiken zu werden. Doch er wurde vor den Dolchstichen der Italiener gewarnt, welche in dem Wahne standen, durch Vergießung von Ketzerblut ihre Sündenschuld tilgen zu können. Seine Freunde gaben ihm den Rath, nicht einmal einige Meilen den Bruder zu begleiten; die ganze Sache komme ihnen etwas verdächtig vor. Sie hatten recht. Alfonso wollte nun allein nach Italien zurück. Unter Umarmungen und Küssen und unter Thränen von beiden Seiten nahmen die Brüder Abschied von einander. O, der Judasküsse! O, der Judasthränen! Johann, welcher nur kümmerlich durch Abschreiben und dergleichen sich nährte, mußte von seinem reicheren Bruder noch wider Willen ein Goldstück zum Geschenke nehmen. Arglos sank er dem Schlaf in die Arme. Beim Erwachen harrte ein Bote auf ihn, welcher ihm unter nochmaligen Grüßen einen Brief von dem Abgereisten übergab. Er heftete seine Augen auf das Papier, welches voll Zärtlichkeiten und Warnungen war, daß er sich hüte vor katholischen Eiferern. Während er las, erhub der Bote eine Axt, die er unter dem Mantel verborgen hatte, und führte einen so kräftigen Schlag, daß sie bis an ihrem Helm im Kopfe des Ermordeten stack. Der Mörder war von dem Bruder Alfonso gedungen; denn dieser hielt Wache während der schrecklichen That, und eilte mit dem Henkersknechte auf einem bereit stehenden Wagen von dem Orte hinweg, wo er für den Brudermord Rache zu fürchten hatte. Alle Gemüther waren über solchen

unerhörten Frevel entrüstet. Die Freunde des Erschlagenen machten sich auf, um den heimtückischen Spanier zu ergreifen und dem Gerichte zu überliefern. Einigen gelang es, den Mördern zuvor zu kommen. In Insbruck wurden die Letzteren arretirt und ins Verhör genommen. Sie konnten nicht leugnen; die blutige Mütze, die Art und ein Brief von Alfonso waren redende Zeugen. Der Richter verzögerte das Urtheil, da er kein günstiges fällen konnte. Auf einmal erfolgte ein kaiserlicher Befehl, mit der Untersuchung einzuhalten, da Se. Majestät selbst das Weitere bestimmen werde. Doch es erfolgte Nichts weiter darauf. Auf dem nächsten Reichstage wiederholten die Protestanten ihre Klage. Der Kaiser verwies sie an seinen Bruder, den König Ferdinand, mit welchem er sprechen wollte. Dieser wies sie an den Kaiser zurück. So wurden sie von Pontius zu Pilatus geschickt. Der katholische Brudermörder blieb ungestraft, ein Denkmal für alle Zeiten, wozu der Glaubenseifer, welchem die Liebe fehlt, den Menschen verleiten kann.

4) Wie sich der Kaiser gegen die Protestanten verhielt.

Wir haben also durch die voranstehende Erzählung den deutschen Kaiser Karl V. als einen Beschützer der katholischen Glaubensrichtung erkannt und ich füge hinzu: er hätte vielleicht durch seine eigene Namensunterschrift manchen Protestanten zum Tode geführt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, überall nach Belieben zu verfahren. Wenigstens fehlt es in den Niederlanden und andern europäischen Ländern, die er ebenfalls beherrschte, nicht an Beispielen gewaltsamer Verfolgungen und Hinrichtungen anders denkender Glaubensgenossen. 1523 mußten zwei junge Augustiner von Antwerpen zu Brüssel den Scheiterhaufen besteigen, weil sie, wie ihr Bruder Martin zu Wittenberg, zu keinem Widerrufe sich verstehen wollten. Durch einen jährlich zweimal öffentlich verlesenen Befehl war es allen Lutheranern

strenge verboten, in dem heutigen Holland oder Belgien sich sehen zu lassen. Als daher ein französischer Pfarrer, Peter Brühl, nach der niederländischen Stadt Ryssel kam, wurde er durch obrigkeitlichen Ausspruch bei kleinem Feuer zur Vermehrung seiner Schmerzen, verbrannt.

In Deutschland waren dem Kaiser mehr, als in seinen Erblanden die Hände gebunden. Er war nur Oberhaupt der deutschen Fürsten, nicht Landesherr selbst. Die Kurfürsten, Herzoge, Grafen u. s. w. hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, und durften über Leben und Tod entscheiden. Ohne ihren Willen und ihre Beistimmung konnte also in ihrem Gebiete kein Glaubensgericht in's Leben treten. Bei wichtigen Angelegenheiten, welche das Vaterland betrafen, wurden sie als die Stände des Reichs, auf sogenannten Reichstagen befragt. Bekannt ist es nun, daß gleich die erste Versammlung dieser Art, welche unter Karl V. in Worms gehalten wurde, die Reichsacht über Luther ausgesprochen, d. h. ihn aller bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt hat. Uebrigens war dieses Urtheil nicht mit allgemeiner Beistimmung aller Anwesenden erfolgt. Ja es erhoben sich nicht wenige Stimmen, welche Luthern ihren Beifall bezeugten, daß er die Anmaßungen des Papstes und die von ihm begünstigten Mißbräuche mit edlem Freimuthe getadelt habe. 1523 brachten die Reichsstände bei einer Berathung zu Nürnberg, noch einmüthiger und mit größerem Nachdrucke, 100 Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Bischof an das Tageslicht. Diese sollten erst erledigt werden, ehe man ernstere Maaßregeln gegen Luther und Seinesgleichen beschließe. 1526 wurde sogar zu Speyer gewissermaßen Religionsfreiheit gestattet. Es sollte ein Jeder bis zur nächsten Kirchenversammlung in Beziehung auf seinen Glauben sich verhalten, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne. Leider beschränkte man diese Bewilligung schon nach drei Jahren durch den Zusatz, daß jede weitere Neuerung und die Aufnahme neu hinzu tretender Mit-

glieder verboten sei. Gegen einen solchen Beschluß legten alsbald die Evangelischen Widerspruch ein, oder sie protestirten, wodurch sie den Namen: Protestanten erhielten. 1530 sprachen sie auf einem Reichstag zu Augsburg vor Kaiser und Reich durch Verlesung der sogenannten Augsburgischen Confession das Bekenntniß ihres Glaubens aus; doch sie erhielten nicht was sie erwarteten, das anerkannte Recht, sich öffentlich an dasselbe halten zu dürfen. Nach dem Abschiede, welchen der Kaiser mannichfacher Widersprüche ungeachtet ertheilte, sollten sie bis zum 15. April 1531 ihren Irrthümern entsagen und mit der katholischen Mehrzahl sich vereinigen. Doch der Befehl ist niemals zur Ausführung gekommen; es wurde vielmehr 1532 zu Nürnberg bis zu einer Kirchenversammlung abermals Duldung verheißen. Die Kirchenversammlung oder das Concil wurde endlich berufen, aber nicht im freien deutschen Reiche, wie es die Protestanten begehrten, sondern zu Mantua, einer italienischen Stadt, und später zu Trident an der Grenze Italiens. Aus diesem Grunde und weil die versammelten Bischöfe und Gottesgelehrten dem Papste hold und gewärtig sich zeigten, verweigerten die Protestanten ihre Theilnahme an demselben *).

Da nun der Kaiser immer mehr die Hoffnung verlor auf diese Weise den sehnlichsten Wunsch seines Lebens, Unterdrückung der neu auftauchenden Lehre, oder vielmehr deren Vereinigung mit der katholischen zu erreichen, so suchte er zu verschiedenen Religionsgesprächen Sachverständige von beiden Parteien zusammen zu bringen,

*) Diese Weigerung war schon dadurch gerechtfertigt, daß mit einem päpstlichen Ablaßbriefe die Versammlung berufen wurde. In den ersten Sitzungen wendete ein anwesender Bischof die Worte Johs. 12, 46: Ich bin das Licht der Welt auf den Nachfolger Petri an. Es wurde bestimmt, daß das Concil den schwarzen Schatten der Ketzerei austilgen solle. Wie konnte eine solche Versammlung die Religionswirren in Deutschland schlichten, zumal da der Pabst es eingerichtet hatte, daß die italienischen Bischöfe bei jeder Abstimmung die Oberhand hatten.

Auf einem solchen, welches 1541 zu Regensburg gehalten wurde, kamen die Kämpfer einander so nahe, daß ein Vergleich nichts Unmögliches schien. Bald aber ließen sich die strengeren Katholiken sowohl, wie die strengeren Protestanten vernehmen, daß ihre Vertreter zu nachgiebig wären gewesen. Der Papst versagte den Zugeständnissen, welche von römischer Seite gemacht worden waren, seine Genehmigung. Das öfters versuchte Friedensmittel wurde abermals in Anwendung gebracht, nämlich die Entscheidung auf ein allgemeines, wenigstens deutsches Concil zu verschieben.

Mancher fragt wohl unwillkürlich hierbei, woher es gekommen wäre, daß der Kaiser seinen eigenen Verfügungen und den Beschlüssen mehrerer Reichstage gegen die Protestanten nicht den gehörigen Nachdruck verliehen habe. Ich erkenne die Verdienste, welche sich Karl V. um das deutsche Reich erworben hat, bereitwillig an; aber nimmermehr kann ich es glauben, daß er von freien Stücken zur Milde sich entschlossen habe, nachdem er mit Strenge sich ausgesprochen hatte. Selbst die Großen der Erde sehen sich bisweilen in ihren Bewegungen gehemmt. So ging es auch Karl. Feinde lauerten häufig an den Grenzen und nahmen seine ganze Aufmerksamkeit, sein Geld und seine Streitkräfte in Anspruch. Er war aus diesem Grunde genöthigt im Innern des Reiches bisweilen ein Auge zuzudrücken, um die nöthigen Bewilligungen zu erhalten. Es waren keine geistigen Verwandte der Lutheraner, welche ohne ihren Willen der Kirchenverbesserung förderlich waren. Türken und Franzosen muß ich nennen, Völkernamen, welche für die Ohren deutscher Vaterlandsfreunde nicht vom besten Klange sind. So oft der Kaiser willfährig sich zeigte, begehrte er Hilfe gegen den morgenländischen oder abendländischen Feind. 1529 hatte der türkische Sultan sogar die Hauptstadt von des Kaisers Bruder, Wien mit starker Heeresmacht belagert und beinahe erobert. Die Franzosen boten, wiewohl sie in ihren Dörfern und Städten als wahre Würgengel gegen die

Evangelischen sich zeigten, den deutschen Protestanten Hilfe und Beistand an und traten in nähere Verbindungen mit ihnen. So widerspricht sich nicht selten der Mensch, wenn er von Leidenschaften sich beherrschen lässet, auf eine unbegreifliche Weise.

Wie sollten die evangelischen Fürsten in Deutschland sich verhalten, da sie täglich einen Angriff von Seiten des Kaisers erwarten mußten, sobald sich dieser Ruhe verschaffen konnte gegen seine äußeren Feinde? War es ihnen zu verargen, wenn sie von dem Rechte, Bündnisse unter einander zu schließen, einen ausgedehnten Gebrauch zu machen sich bemühten? Wir haben es auch schon erwähnt, daß sie zu Schmalkalden die Hände sich boten, um ihr evangelisches Bekenntniß gegen gewaltsamen Angriff zu schützen. Schade nur, daß unter den Verbündeten die rechte Einigkeit fehlte, und daß nicht Alle, welche sich zu den lutherischen Grundsätzen bekannten, in die Vereinigung traten. So schlossen z. B. der Kurfürst von Brandenburg und Moritz von Sachsen sich aus. Zu der Zeit, als Luther sein Leben beschloß, schien der Verein, wiewohl die Zeichen eines nahenden Sturmes immer deutlicher und heftiger wurden, zu wanken und zu brechen. Wenn auch das Fortbestehen desselben beschlossen wurde, so fehlte ihm doch der rechte Lebensgeist, welcher ihm jetzt besonders wäre nöthig gewesen.

Ihm gegenüber stand seit 1538 eine Verbrüderung kath. Fürsten, der „Heilige-Bund", welcher zu Nürnberg war geschlossen worden, und an dessen Spitze Heinrich von Braunschweig und der Herzog von Baiern sich fanden.

Friede herrschte also keineswegs im deutschen Reiche, wenigstens nur ein gewaffneter Friede, welcher in Krieg sich zu verwandeln drohte, wenn die Umstände es erlaubten. Unser Vaterland war in zwei Hälften getheilt, und eine Vereinigung lag in weiter, unerreichbarer Ferne. Es schien ein wahres Wort zu sein, welches der Landgraf von Hessen zu Speyer geredet hatte.: „Ich weiß kein

anderes Mittel, um Deutschland wieder zur Einheit zu bringen, als wenn die eine Hälfte mit dem Schwerdte sich der andern entledigt."

5) Die Evangelischen außerhalb Deutschland.

Doch bevor ich zur Erzählung des nun wirklich ausbrechenden Krieges mich wende, muß ich mir noch eine kurze Wanderung in einige Nachbarländer erlauben. Auch in der Schweiz war das Papstthum bedeutend in seinem Ansehn gesunken. Zu gleicher Zeit und unabhängig von Luther hatte Zwingli das evangelische Licht entzündet. Die Lehrsätze, welche er predigte, stimmten mit denen von Luther größtentheils überein, wie auch er durch einen Ablaßkrämer war angefeuert worden, seine Stimme zu erheben. Zu Zürch, wo er Prediger war, fand er Theilnahme und Schutz. Seine Obrigkeit, nämlich der Rath der Stadt und des dazu gehörigen Landes, stimmte ihm bei und empfahl seine Predigtweise auch den übrigen Geistlichen, die ihm unterworfen waren. Andere Schweizercantone, oder Schweizerländchen, wie Basel und Bern folgten dem Beispiele der Zürcher. Dagegen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern, welche in dem Kampfe für die bürgerliche Freiheit ihres Vaterlandes Vorfechter gewesen waren, zeigten sich für die kirchliche Freiheit wenig empfänglich. Sie verschlossen nicht blos ihre Ohren der Zwingli'schen Predigt, sie hörten auch die Feuerworte katholischer Priester und Mönche, welche die Flamme der bürgerlichen Zwietracht zu schüren, nicht unterließen. Auch bei ihnen kamen die häufigsten Verfolgungen vor. Evangelische Bücher, selbst Bibeln wurden verbrannt; evangelisch gesinnte Leute wurden mit Geld und Gefängniß bestraft, auch wohl mit Ruthenschlägen schimpflich des Landes verwiesen; evangelische Prediger wurden enthauptet oder mit aufgeschlitzten Zungen verjagt. Deutsche, welche nach der freien Schweiz sich geflüchtet hatten, lieferte man an die östreichische Regierung aus, und diese ließ sie meistens mit dem Tode bestrafen. Die evange-

lischen Cantone wurden natürlich dadurch erbittert. So entstand denn in der freien Schweiz noch früher, als in dem benachbarten deutschen Reiche, ein blutiger Streit über die Angelegenheiten des christlichen Glaubens, ein Bürgerkrieg über die Religion der Liebe. Zwingli selbst begleitete als Feldprediger die Kämpfer seiner Partei. Er fiel 1531 in der Schlacht bei Kappel, zwischen Zug und Zürch und rief noch mit sterbenden Lippen: Wohlan den Leib mögen sie tödten, aber die unsterbliche Seele können sie nicht erwürgen. Seit jener Zeit ist die Schweiz gespalten bis auf den heutigen Tag. Religionshaß hat dem schönen, wenn auch gerade nicht fruchtbaren Lande schon manche, schwer vernarbende Wunde geschlagen.

In Frankreich sah es damals noch trauriger aus, als in der Schweiz. Die Evangelischen haben daselbst Unsägliches erlitten von der erbarmungslosen, blutigen Hand ihrer Widersacher. Von Vielem sei nur Weniges hier bemerkt. 1538 wurde zu Paris ein junger Edelmann, weil er während der Fasten Fleisch genossen hatte, zum Feuertode verurtheilt. Aus besonderer Gnade aber, weil er reumüthig sein Betragen für gottlos erklärte, erhängte man ihn, ehe er den Flammen übergeben wurde. Gegen die Waldenser wurde 1540 mit grausamer Verfolgungswuth verfahren. Es waren aber die Waldenser eine schon Jahrhunderte hindurch im süd-östlichen Frankreich lebende, von dem Papste abgefallene, Glaubenspartei, über welche der König Ludwig XII. das Zeugniß abgelegt hatte: „Lasset sie gehen, sie sind besser als wir.“ Solch eine Warnung war längst wieder vergessen. Viele Dörfer wurden erbarmungslos vernichtet. 4000 der Unglücklichen verloren das Leben, und 700 wurden als Ruderknechte an die Galeeren geschmiedet. Meinier, ein französischer General kam nach der Stadt Merindol. Die Einwohner hatten aus Furcht vor den drohenden Qualen den Ort verlassen. Nur einen einzigen Menschen

fand der königliche Befehlshaber daselbst. Er ließ ihn an einen Oelbaum binden und erschießen. Hierauf wurde den Soldaten das Plündern gestattet, und Feuer an die Wohnungen gelegt. Von dorten zog Meinier nach der Stadt Cabrières. Er überredete die Einwohner ihm die Thore zu öffnen, da er ihnen Sicherheit versprach. Sobald aber seine Kriegsknechte Einlaß erhalten hatten, wurden die meisten Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes niedergemetzelt. Einige hatten sich in die Kirche geflüchtet; andere glaubten in den Weinkellern des Schlosses sich verbergen zu können. Sie wurden entdeckt und auf einer Wiese vor den Stadtmauern erwürgt. 40 Weiber ließ der Wütherich in einer mit Stroh und Heu gefüllten Scheune verschließen, um sie darinnen zu verbrennen. Die Elenden zogen ihre Kleider aus, und meinten, mit diesen die auflodernde Flamme auslöschen zu können; doch sie vermochten nichts gegen das wüthende Element. Nun eilten sie einer Oeffnung zu, durch welche sie zu entfliehen gedachten. Aber — meine Hand zittert mir beim Schreiben — sie wurden mit Picken und Pfeilen in das immer weiter um sich greifende Feuer zurückgetrieben. Wahrlich es ist ein wahres Wort, was ein deutscher Dichter, Fr. Schiller, geschrieben hat: „Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn."

Zweites Kapitel.

Der erste Religionskrieg.

Motto

Wo Neid und Zank ist, da ist eitel Unordnung und böses Ding.
Jac. 3. 16.

1) Reichstag zu Regensburg.

Dem Kaiser war es also um Uebereinstimmung des Glaubens im deutschen Reiche zu thun. Er wollte es

nicht dulden, daß unter seinem Scepter verschiedene religiöse Ansichten und Gebräuche und verschiedene Kirchenparteien sich fanden. Ich glaube es gerne, er hatte nicht gerade sein Absehen mit eigensinniger Hartnäckigkeit auf die Rückkehr der Protestanten in den Schoos der katholischen Kirche gerichtet; es wäre ihm schon recht gewesen, wenn man von beiden Seiten Etwas nachgegeben hätte. Nur die Verschiedenheit war ihm zuwider. Er bedachte nicht, der große Herr, daß die Geister sich nicht bannen lassen in vorgeschriebene Formen, und daß es ein Band der Liebe gibt, welches auch die entgegengesetzten Glaubensrichtungen einigt.

Da die Religionsgespräche keine namhaften Erfolge gehabt hatten, und die Protestanten die Kirchenversammlung zu Trident nicht beschicken und anerkennen wollten, so glaubte der Kaiser andere Maßregeln ergreifen zu müssen, um die Widerstrebenden, und namentlich die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes, vor Allem den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, und den Landgrafen Philipp von Hessen zum Nachgeben zu zwingen. Daß diese ihm nicht immer gehorsam gewesen seien und den Landfrieden mehrmals gebrochen hätten, gab ihm einen willigen Vorwand, gegen dieselben die Waffen zu ergreifen, und dabei viele andere evangel. Glaubensgenossen in dem Wahne zu erhalten, er habe es keineswegs auf die Unterdrückung ihrer Religion abgesehen; während es ihm in der That nur allein darum zu thun war, dem Protestantismus Einhalt zu thun, und den Untergang des Katholicismus zu verhüten.

Im Jahre 1546 schienen die Verhältnisse für den Kaiser besonders günstig zu sein, um den längst schon gehegten Plan in Ausführung zu bringen. Er hatte mit dem französischen Könige Frieden geschlossen und die Türken standen nicht drohend an den Grenzen. Auch war in den schmalkaldischen Bund eine Erschlaffung gekommen, welche den Gegnern desselben die besten Aussichten eröffnete.

Nach Regensburg an der Donau waren abermals die deutschen Fürsten beschieden, des Vaterlandes Wohl und besonders die Wiederherstellung der religiösen Einigkeit zu berathen. Doch das Mißtrauen hatte schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß die protestantischen Fürsten, namentlich die beiden Bundeshäupter sich nichts Gutes versprachen und lieber wegbleiben wollten. Der Kaiser suchte den Landgrafen noch persönlich zur Theilnahme zu bewegen, indem er auf seiner Reise nach Regensburg mit demselben eine Zusammenkunft hatte. Auch zur Beschickung der Kirchenversammlung wollte Karl bei dieser Gelegenheit die Protestanten vermögen. Philipp aber entgegnete, „daß sich von einem Concil nicht mehr viel erwarten lasse. Die deutsche Nation und die andern wären zu weit entfernt. Würde der Kaiser die Protestanten dennoch unterdrücken wollen, so müßte er hundert Tausende umbringen, und sich zuletzt selber schwächen. Es werde ihm zum Vortheile gereichen, wenn er sich durch milde Maßregeln in Beziehung auf die Religion das Wohlwollen der Stände verschaffe." Hierauf versicherte der Kaiser, daß er friedliche Absichten habe, und sprach die Hoffnung aus, den Landgrafen in Regensburg zu sehen. Doch dieser erschien so wenig, wie sein Bundesgenosse aus Sachsen.

Diese Weigerung vermehrte die kriegerische Gesinnung des von päpstlicher Seite noch besonders aufgereizten Monarchen. Es kam ihm erwünscht, als die katholischen Stände die Meinung aussprachen, die Protestanten müßten gezwungen werden, das zu Trident beschlossene anzunehmen. Das war auch des Kaisers Absicht und Meinung gewesen. Und er durfte hierzu Hilfe von Rom aus erwarten. 12,000 Mann zu Fuß und 500 Reiter waren ihm zugesagt, und diese Mannschaft sollte 6 Monate lang im Felde unterhalten werden. Außerdem wollte der Pabst den 100,000 Dukaten, die er für die Ausrottung der Ketzer zu Venedig nieder-

gelegt hatte noch eine gleiche Summe hinzufügen. Ueberdies gestattete er dem Kaiser, bis zu 500,000 Kronen aus den Kirchengütern in Spanien sich zu verschaffen. So hatte der Papst bewahrheitet, was er einstens ausgesprochen, wenn es gegen die Protestanten gehe, würde er bereitwilliger und reichlicher Unterstützung gewähren, als gegen die Türken. Wäre es nöthig, so würde er selbst seine dreifache Krone dazu verwenden.

Redete man auch noch nicht von den Dächern herab über dieses Bündniß, so flüsterte man sich doch schon in vertraulicher Rede seine Vermuthungen darüber zu. Noch mehr mußten die Protestanten aus ihrer Sicherheit aufgeweckt werden, da der General von Büren in den Niederlanden eine nicht unbeträchtliche Mannschaft zusammenzog. Sie fühlten sich berechtigt und gedrungen, um weitere Aufklärung zu bitten. Die Antwort fiel zweideutig aus. Doch lächelte der Kaiser; ein bedenkliches Zeichen bei dem sonst so ernsten, in seiner letzten Lebenszeit fast finsteren Manne. Immer bestimmter wurden diejenigen bezeichnet, welche sich vorsehen mußten. Deutschland wollte er zur Ruhe bringen, sagte Karl, sollten aber Einige unter dem Vorwande der Religion Arges im Schilde führen, so werde er mit dem gebührenden Nachdrucke gegen dieselben einzuschreiten wissen. Die Spanier äußerten ohne Hinterhalt, ihr Oberherr werde die Zähne zeigen, es sei ja nicht weit von den böhmischen Wäldern nach Sachsen.

Die Gesandten der bedrohten Fürsten beeilten sich, diese Hiobspost in ihrer Heimath zu verkündigen, um dorten weiter nöthige Schritte zu veranlassen. Es wollte zuerst weder dem Kurfürsten, noch dem Landgrafen in den Sinn, daß sie als „Ungehorsame" wären bezeichnet worden, da sie bisher dem Kaiser, wo nicht ihre religiöse Ueberzeugung in's Gedränge gerathen, immer bereitwillige Folge geleistet hätten. Doch schickten sie ihre Werbeoffiziere umher, und rüsteten sich zum bevor-

stehenden Kampfe. Nicht leichtsinnig verstanden sie sich zu diesem äußersten Schritte. Sie ließen noch vorher durch geistliche und weltliche Räthe wohlerwogene Belehrung ertheilen, ob sie mit gutem Gewissen gegen den Kaiser, ihren Oberherrn, sich waffnen dürften. Erst nachdem sie eine beruhigende Antwort erhalten hatten, daß sie als deutsche Reichsfürsten verpflichtet seien, die Rechte der deutschen Nation, und den protestantischen Glauben zu schützen, verließen sie die Heimath, sich mit ihren Bundesgenossen zu vereinigen.

2) Die Heere ziehen gegen einander.

Es war kein unbedeutendes Heer, was die Protestanten in ganz kurzer Zeit auf die Beine brachten. Ganz besonders hatten die oberdeutschen evangel. Städte ihren Eifer für die gemeinsame Sache bewiesen. Vergebens bemühte sich der Kaiser, sie von dem Bunde zu scheiden, indem er auch hier erklärte, es sei keineswegs ein Religionskrieg, welchen er beginne. Die Bürger hatten einen tieferen Blick, und sahen gar wohl die Absicht, welche im Hintergrunde lag. Man hatte ja auch von ihnen Unterwerfung unter die Kirchenversammlung begehrt. Ihre Treue bewährte sich glänzend. Die Augsburger standen mit dem kaiserlichen Hofe in vielfacher Geschäftsverbindung, und daher trauete man ihnen nicht feste Beharrlichkeit zu. Gerade sie aber suchten vornehmlich das Verfahren der beiden Fürsten bei dem Kaiser zu rechtfertigen. Die Straßburger erklärten ohne Scheu, was von dem Landgrafen und Kurfürsten geschehen sei, dessen müßten auch sie sich schuldig erkennen. Der Herzog Ulrich von Würtemberg sprach die Betheuerung aus, er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben, und ohne Zittern erdulden, was Gott über ihn verhänge. Sämmtliche Bundesgesandten gelobten mit aufgehobenen Händen, Leib und Gut für die Freiheit der Religion zu wagen. Alles eilte zu den Waffen, um den theuren evangelischen Glauben zu vertheidigen.

Die Oberländer ſtanden zuerſt in dem Felde. Der tapfere Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, welchen der Kaiſer erfolglos ſchon früher für ſeine Dienſte anwerben wollte, führte die Städtiſchen an, und der nicht minder kriegserfahrene Hans von Heydeck befehligte das Häuflein aus Würtemberg. Doch was nützte der Kopf der Generale und die Hand der Soldaten, da der Bundesrath beiden hinderlich war? Schärtlin hätte gerne mit ſeinen Sängerinnen, wie er die Kanonen zu nennen beliebte, gleich das Spiel begonnen, da der Kaiſer noch wenig gerüſtet war, und ſolche Schnelligkeit bei den Proteſtanten nicht erwartet hatte; allein, wo er einen Streich ausführen wollte, trat ihm meiſtens ein Befehl der Bundesräthe zu Ulm ſtörend in den Weg. Bald ſollte er das Gebiet der Herzoge von Baiern ſchonen, bald das von des Kaiſers Bruder Ferdinand, da beide behaupteten, dem Kampfe ferne bleiben zu wollen.

Nicht viel beſſer wurde die Lage der Dinge, als der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen erſchienen. Kamen ſie auch in Eilmärſchen herbei, ſo war war es ihnen doch nicht um einen baldigen Angriff zu thun. Sie wollten die Rechtsform wahren, und nicht als Rebellen erſcheinen; darum ließen ſie eine Zuſchrift an den Kaiſer ergehen, in welcher ſie die Beſchuldigung der Widerſetzlichkeit von ſich zu wälzen, und ihr Verfahren zu rechtfertigen ſuchten. Als Antwort erfolgte das kaiſerliche Urtheil, daß ſie „als Ungehorſame, Untreue, Aufrühreriſche, Brecher des Landfriedens in die Reichsacht zu erklären ſeien.“

Nun mußten ſie mit den Waffen in der Hand vorangehen, um das Kriegsglück über ihre Angelegenheit entſcheiden zu laſſen. Sie hätten Etwas ausrichten können, wenn ſie nur die rechte Zeit hätten wahrnehmen wollen. Sie hatten mit Schärtlin vereinigt gegen 60,000 Mann beiſammen, während der Kaiſer nur über eine geringe Mannſchaft verfügen konnte. Doch es bewährte ſich bei ihnen, daß ein mittelmäßiger Feldherr beſſer iſt,

als 2 gute. Was der Landgraf wollte, mißbilligte der Kurfürſt, und was von Schärtlin vorgeſchlagen wurde, verwarfen oft Beide. Die beſte Zeit den Kaiſer anzugreifen, ging unbenutzt vorüber. Derſelbe verſtärkte ſich immer mehr durch Truppen aus Italien und den Niederlanden, ſo daß die Hoffnung des Sieges für ihn mit jedem Tage zur feſteren Gewißheit wurde. Doch er ſuchte keine Schlacht, da er durch Zögern ſeinen Zweck am beßten zu erreichen gedachte. Es war ihm ja nicht unbekannt, daß es ſeinen Gegnern faſt unmöglich war, eine ſo bedeutende Truppenmaſſe lange im Felde zu erhalten. Er konnte ſich denken, wie die oberländiſchen Städte über die drückende Einquartierungslaſt ſich würden beſchweren. So war er ſeiner Sache gewiß, noch vor dem Winter werde das proteſtantiſche Heer auseinander gehen. Er ſorgte nur dafür, daß ſeine Erwartung zur Wirklichkeit wurde. Es war ihm gelungen, (Anm. Vergl. S. 20) den proteſt. Herzog Moritz von Sachſen und den Kurfürſten von Brandenburg für ſich zu gewinnen. Erſteren hatte er veranlaßt, das Land ſeines Vetters, des Kurfürſten Johann Friedrich zu überfallen. Als dieſe Kunde bei den Verbündeten angelangt war, wurde gar bald der Beſchluß gefaßt, ſich zu trennen. Johann Friedrich eilte nach Haus, wo ihn ſeine Unterthanen ſehnſüchtig erwarteten. Unterwegs legte er nach damaligem Kriegsgebrauche bedeutende Brandſchatzungen auf, z. B. dem Kurfürſten von Mainz 40,000 fl., dem Abt von Fulda 30,000, der Stadt Frankfurt 9,000.

3) Unterwerfungen.

Keineswegs hatten die Evangeliſchen mit ihrer Trennung ihre Sache für verloren erklärt und ferneren Widerſtand aufgegeben. Sie gedachten das Oberland durch ein Winterlager von 6,000 Mann zu Fuß und 1,500 zu Pferd zu ſchützen. Man war wegen der Herbeiſchaffung des nöthigen Geldes übereingekommen. Der franzöſiſche Geſandte hatte im Namen ſeines Königs bedeutende Unterſtützungen verheißen. Im Oſten ſtand

von Preußen und Dänemark Hilfe zu erwarten. Der Kaiser war wohl bis jetzt Meister im Felde geblieben, aber noch keineswegs Sieger. Auch unter seinen Soldaten waren Krankheiten ausgebrochen, und sie ließen sich nicht lange mehr beisammen halten. Er mußte erwarten, daß mit dem Anbruche des Frühlings seine Feinde neu gestärkt auf dem Kampfplatze würden erscheinen. Diesem entgegen zu arbeiten, war die nächste Aufgabe für ihn.

Zu seiner Freude kam das Winterlager nicht zu Stande, und so konnte er desto sicherer hoffen, mit den Städten eine Uebereinkunft treffen zu können. Gegen diese wollte er nachsichtiger sein, um desto sicherer die Fürsten verderben zu können. Waren ja doch auch die Städte fast immer gut kaiserlich gewesen, und hatten sie mehr oder weniger Grund, über ihre fürstlichen Bundesgenossen sich zu beschweren. Doch würde es dem Kaiser, bei all seiner vielfach bewährten Klugheit, schwerlich gelungen sein, die gewünschte Unterwerfung zu erzielen, wenn er sich auf gemeinschaftliche Unterhandlungen eingelassen hätte. Das wußte er auch, und darum suchte er sich mit jeder Stadt vereinzelt zu verständigen. Ulm kam zuerst an die Reihe. Es wurde den Kaufmannsgesellschaften die Wiedereröffnung der kaiserlichen Lande versprochen, ebenso die Herausgabe der festgehaltenen Waarenballen, und die Wiedererlangung der kaiserlichen Gnade; sie sollten wählen zwischen Friede und Krieg, zwischen Glück und Unglück. Am meisten Schwierigkeiten machte der religiöse Zwiespalt. Der Ulmer Gesandte erklärte, die Bürger würden lieber Leib und Leben, Gut und Blut sich nehmen lassen, als ihren religiösen Glauben. Der Kurfürst von der Pfalz bemerkte dem Kaiser, er möge doch hierin ein wenig nachgiebig sein, so werde er bald zum Ziele gelangen. Aber der Protestantismus habe so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es nicht mehr möglich sei, ihn zu vertilgen. Endlich ließ sich Karl bewegen, den ehrsamen Rath bei

der habenden Religion bleiben zu lassen und ihn weder mit dem Schwerdte, noch mit anderer Gewalt davon abzubringen. Er solle behandelt werden, wie Moritz von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg. 100,000 Gulden mußten die Ulmer als Buße entrichten. Unmöglich konnten nun die anderen Städte sich halten. Aber jede hatte den Beutel zu öffnen. Heilbronn mußte 20,000 fl., Eßlingen 40,000 fl., Reutlingen 20,000 fl. und andere nach diesem Verhältnisse bezahlen. Der Herzog von Würtemberg wurde verurtheilt, persönliche Abbitte zu thun, und 300,000 fl. Buße zu entrichten. Die Augsburger wollte Schärtlin zu fernerem Widerstande bewegen. Er gedenke bis zum Frühjahr die Stadt zu halten, und alsdann würden sich wohl die evangelischen Fürsten wieder erheben. Doch die reicheren Bürger fürchteten für ihre Habe. Durch ihren Einfluß wurden die Thore geöffnet. 150,000 fl. betrug ihre Zeche. Außerdem mußten sie 12 Kanonen ausliefern.

Ein einsichtsvoller Mann bemerkte bei diesem Allem: Hätten die Städte nur die Hälfte des auferlegten Geldes in die gemeine Kriegskasse geliefert, so würde der Ausgang des Kampfes ein ganz anderer gewesen sein. Die ganze Geschichte des schmalkaldischen Krieges ist ein fortwährendes Zeugniß von dem Eigennutze und der Engherzigkeit. Wo diese walten und wo der Gemeingeist fehlt, kann keine Sache gedeihen. Und doch sehen wir fast allenthalben den kleinlichen Rechensinn, der den eigenen Vortheil dem gemeinsamen vorzieht, und gerade dadurch häufig mehr schadet als nützt.

Der General von Büren war mit seinen Soldaten unterdessen aus den Niederlanden herbeigekommen, um noch weitere Nachlese zu halten. Darmstadt widersetzte sich tapfer, doch es mußte der Uebermacht weichen, sowie die auferlegten Strafgelder bezahlen. Das benachbarte Frankfurt gedachte Büren wegen der späten Jahreszeit kaum noch anzugreifen. Unerwartet fand er es zur

Uebergabe und zur Bezahlung der Buße geneigt. Büren konnte nicht umhin zu bemerken: „Ihr Frankfürter verdient nicht euren Reichthum; wären die Darmstädter an eurer Stelle gewesen, sie hätten sich besser vertheidigt. Die Stadt hatte gefürchtet, ihre Messe an Worms zu verlieren und darum beeilte sie sich dem kaiserlichen Feldherrn willfährig zu sein.

Drittes Kapitel.

Die Bundeshäupter gerathen durch die Schuld eines Verwandten in Gefangenschaft.

Motto:
Ueb' immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab.
Hölty.

1) Moritz, Herzog von Sachsen.

Moritz, Herzog von Sachsen hatte also das Land seines abwesenden Vetters Johann Friedrich, während dieser für die Freiheit des evangelischen Glaubens Gut und Leben wagte, erobert. Ist das ein Zeichen von deutscher Treue, von welcher so häufig geredet wird? so fragt Mancher dabei, ist das die That eines Ehrenmannes, eines Fürsten, welcher in jeder Beziehung durch würdiges Betragen seinen Unterthanen vorangehen soll? Glaube nicht, daß ich darauf ausgehen wollte, den Verräther, mit welchem Ehrentitel ihn vielleicht Mancher belegt, als schuldlos darzustellen. Nein Thatsachen will ich erzählen, damit ein Jeder einen sicheren Haltpunkt für sein Urtheil erhält.

Moritz war der Brudersohn von dem früher erwähnten Herzoge Georg von Sachsen. Seine Mutter

Katharina von Mecklenburg besaß einen größeren Geist, als Heinrich sein Vater. Als sich dieser entschuldigte, er könne die evangelischen Prediger nicht genau verstehen, ließ sie ihm einen Stuhl nahe an die Kanzel machen, damit er solche Entschuldigung nicht mehr vorbringen könnte. Ihre protestantische Gesinnung flößte sie auch dem Knaben ein, der 1521 geboren war, und darum seine Kindheit gerade in den Jahren heftigen Kampfes verlebte. Längere Zeit brachte er an auswärtigen Höfen zu, unter andern an dem seines kurfürstlichen Vetters Johann Friedrich. Frühe schon offenbarte sich seine geistige Strebsamkeit, daß Luther dem alten Kurfürsten die Warnung gab, er möge sich vorsehen, daß er nicht einen jungen Löwen erziehe. Worauf derselbe erwiederte: Ich hoffe das Beste. Schon in dieser Zeit trat eine gewisse Kälte zwischen beide Verwandte. Der bedächtlich fromme, ernst redliche, dabei aber etwas mürrische und eigensinnige Mann konnte nicht die Zuneigung des heiteren und aufstrebenden Jünglings gewinnen. Melanchton durchschaute die Geisteskraft von Moritz und äußerte sich: „Es leuchtet durch die Gnade Gottes bei ihm eine besondere Anlage hervor und wenn ich über Deutschlands Gefahren nachdenke, so scheint es mir, daß dieser Jüngling später für dasselbe ein Beschützer sein werde. Mit Einwilligung seiner Aeltern reiste er als junger Mann nach Kassel, dorten des Landgrafen Tochter, Anna, zum Weibe sich zu holen. Nachdem er schon weggegangen war, erhielt er von Haus einen Brief, durch welchen er wieder von der Heirath sollte abgebracht werden. Doch er blieb standhaft und entgegnete: die Sache wäre schon zu weit gediehen; seine Ehre erlaube ihm nicht rückwärts zu gehen. Und ehrgeizig war unser Moritz in hohem Grade. 1542 diente er unter den kaiserlichen Soldaten gegen die Türken. Er zeigte sich tapfer und einsichtsvoll, so daß der allgemeine Wunsch sich regte, er möge den Feldherrnstab

führen. Gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für den zweiundzwanzigjährigen Fürsten. Beinahe aber hätte er ferne von der Heimath in Ungarn das Ziel seines Lebens gefunden. Da er eines Tages zu weit von dem Lager sich entfernt hatte, fiel unversehens ein Trupp türkischer Reiter über ihn her. Nur durch die liebevolle Hingabe eines Begleiters und durch seine Geistesgegenwart entkam er der drohenden Gefahr.

Seine Stellung zu dem Kurfürsten war und blieb eine unfreundliche ja feindselige. Es fehlte sogar nur wenig daran, daß sie gegen einander die Waffen ergriffen. Sie geriethen über das Städtchen Wurzen in Streit. Johann Friedrich war diesesmal rascher als gewöhnlich. Seine Erbitterung gegen Moritz ließ ihn alle Bedenklichkeiten vergessen. Nur die eilige Erscheinung des Landgrafen Philipp und dessen ernstliches Zureden verhinderte die Schlacht. Auch Luther mischte sich in die verdrießliche Sache und schrieb den Streitenden: „sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brod. Wurde auch durch solch kräftige Zusprache der Friede vermittelt; so wurden doch nicht die Herzen versöhnt. Darum fühlte sich Moritz wenig geneigt, dem schmalkaldischen Bunde sich anzuschließen. Lange stand er am Scheidewege und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Zu den Verbündeten riefen ihn die gleichen religiösen Ansichten, seine Verwandtschaft mit Philipp von Hessen und die Scheu, mit seinem Vetter Johann Friedrich und den verbündeten Sachsen zu brechen. Auf der anderen Seite winkte ihm der Kaiser mit manchen Versprechungen und seinem offen ausgesprochenen Wohlwollen. Zudem erkannte Moritz wohl, daß der schmalkaldische Bund nur noch locker zusammenhing und den Keim der Auflösung in sich trug. Auch konnte er das Unbehagen, welches ihn bei der Berührung mit dem Kurfürsten überfiel, nicht überwinden. Diesen

Gründen gab sein viel bewährter Rathgeber, Christoph von Carlowitz, besonderes Gewicht; denn derselbe flüsterte ihm fortwährend zu, daß ihm die Pflicht gebiete, dem Kaiser hold und gewärtig zu sein. Vergebens bemühte sich nun sein Schwiegervater Philipp für das evangelische Bündniß ihn zu gewinnen, und die sächsischen Vettern zu versöhnen. Moritz ließ sich überreden, daß keine Religionsverfolgung zu befürchten sei. Er wurde durch geschickte Unterhändler des Kaisers, welche seinen Ehrgeiz zu benutzen verstanden, dahin gebracht, daß er in nähere Verbindung mit dem Kaiser sich einließ. Er gelobte, demselben und dem östreichischen Hause überhaupt gehorsam und ergeben zu sein, und den Aussprüchen einer allgemeinen Kirchenversammlung sich zu unterwerfen, in soweit andere evangelische Fürsten sich auch dazu verständen.

Bald wurde ihm ein Auftrag zu Theil, welcher ihn in neue Verlegenheit bringen mußte. Er sollte das Land seines geächteten Vetters überziehen; es war ihm auch von Ferne die Aussicht eröffnet, daß er das Eroberte für sich behalten dürfe. Was war zu thun? Er bedachte bei sich, daß wenn er nicht zugreifen würde, ein Fremder dem Kaiser zu Willen sein und einen Theil des Sachsenlandes mit seinen Truppen überwältigen werde. Schon machte Ferdinand von Oestreich Miene dieses zu thun. Nun meinte Moritz, es wäre doch besser, daß ein Sachse mit sächsischen Soldaten das Kurfürstenthum besetze, als ein Ausländer und ein Katholik. Er könne alsdann auch die evangelischen Glaubensgenossen beschützen. So wenigstens sprach er vor seinen Landständen sich aus, um diese für sein Vorhaben geneigt zu machen. Sie überließen ihm die Entscheidung, fügten aber die Erwartung hinzu, daß er zu seiner Zeit seinem Vetter das Seinige zurückgeben, und für das Evangelium sorgen werde. Als er nun wirklich die Grenze überschritt, suchte er auch durch öffentliche Ausschreiben in den Augen des sächsischen Volkes sich

rein zu waſchen, was er um ſo nöthiger hatte, da es nicht unbekannt war, daß ihm ſein Vetter bei ſeinem Weggange nach Schwaben ſein Land empfohlen, und daß noch neulich ihn die Kurfürſtin um ſeinen Beiſtand angeſprochen hatte. Doch wollte es ihm nicht gelingen, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen. Namentlich verſtanden die ſchlichten Bauern mit ihrem natürlichen Menſchenverſtande nichts von den hochtrabenden Reden, daß man aus Liebe und Fürſorge einem Andern das Eigenthum wegnehmen könne, und daß man mit dem proteſtantiſchen Glauben es wohl meine, wenn man den Feinden desſelben zum Werkzeug ſich hingebe, und bei Ausführung ihrer Pläne behilflich ſei. Er fand daher größeren Widerſtand, als er vermuthet hatte. Doch half es den muthigen Landleuten, welche für ihren Fürſten und ihren Glauben ſich ſchlagen wollten, eben ſo wenig als einzelnen Befehlshabern von Städten, daß ſie zur Wehre ſich ſetzten. Das Land war von Truppen entblößt, und Moritz verdiente nicht eine beſondere Ehrenkrone, daß er noch vor Ablauf des 46er Jahres mit Ausnahme einiger Plätze, Meiſter deſſelben geworden war.

Die Gemahlin des Kurfürſten ſendete dieſem einen dringenden Brief, worin ſie ihn zur ſchleunigen Rückkehr ermahnte, und die Bemerkung machte: Moritz zeige ſich toll und thöricht, habe ihnen alle Freundſchaft abgeſagt, wolle Land und Leute verderben, aber es werde, wie ſie hoffe, ihm widerfahren, was Abſalon geſchehen, welcher ſeinen Vater auch aus dem Lande getrieben habe.

2) Friedrich erobert Sachſen wieder, wird aber geſchlagen und gefangen.

Was nun auch der bitter Getadelte im Schilde führte, mag er an ſpätere Rückgabe des kurfürſtlichen Landes gedacht haben oder nicht, ſo viel iſt gewiß, daß er mehrmals verſuchte, einen Vergleich zwiſchen dem Kaiſer und

den Verbündeten zu Stande zu bringen. Es glückte ihm nicht, den Frieden zu vermitteln. Auch sollte er vor der Hand nicht lange im Besitze seiner Eroberungen bleiben. Johann Friedrich näherte sich in Eilmärschen seinen väterlichen Gefilden. Die Herzen seines Volkes schlugen ihm liebevoll entgegen, es streckte die Hände nach ihm aus, ihn aufzunehmen als den Vater des Vaterlandes und den Beschützer der Religion. Fast allenthalben war man gegen Moritz und seine Befehlshaber erbittert. Diese berichteten von vielen Seiten an ihren Herrn, daß sie auf Niemanden sich verlassen dürften. Alle Leute wünschten dem Kurfürsten Glück und Segen. Dieser gelangte auch wirklich wieder in kurzer Zeit zu dem Besitze seines Landes, ja er konnte seinen Gegner in dessen Gebietstheilen bedrohen. Auch schien dem Kurfürsten Hilfe zu kommen, von woher ein gefährlicher Angriff ihm gedrohet hatte. Die protest. Böhmen nahmen dem Könige Ferdinand gegenüber eine drohende Stellung ein. Sie sprachen es fast unverholen aus, daß sie als Bundesgenossen ihrer deutschen Glaubensbrüder sich betrachteten. Der Kaiser erhielt also eine doppelte Trauerbotschaft aus Sachsen und aus Böhmen. Hier galt es Schnelligkeit, um des gewonnenen Sieges nicht wieder verlustig zu werden. Ehe man vermuthete, war der immer noch leidende Kaiser, welchem die Aerzte einen ruhigen Aufenthalt im südlichen Deutschland anempfohlen hatten, bei den unruhigen Böhmen. Seine Gegenwart brachte dieselben zum Schweigen und zur Unthätigkeit; sie verhinderten nicht die Vereinigung der beiden hochgestellten Brüder. Hierdurch brachte Karl ansehnliche Streitkräfte zusammen. Mit diesen zog er nun gegen den Kurfürsten, auf welchen er es eigentlich abgesehen hatte.

Johann Friedrich konnte nicht eine gleichgroße Mannschaft zu seiner Vertheidigung entgegenstellen. Er hatte bei Mühlberg an der Elbe ein festes Lager bezogen und gedachte noch vor seinem Zusammentreffen mit Karl hinter den Mauern seiner Festung Wittenberg eine sichere

Zuflucht zu finden. Sein Fußvolk war schon auf dem Marsche und er wollte mit den berittenen Streitern den Nachzug bilden. Es war an dem zweiten Sonntage nach Ostern, als er einsehen mußte, daß er Nichts zu versäumen habe. Der Feind stand ihm gegenüber am andern Ufer des Flusses; doch hatte es den Anschein, als ob der Uebergang nicht so bald könne bewerkstelligt werden. Darum wollte er durch den Besuch des Gottesdienstes dem Sonntag sein Recht widerfahren lassen. Die Schiffbrücke war noch nicht völlig abgebrochen. Unbemerkt kamen einige Spanier schwimmend herbei und nahmen ein paar der noch vorhandenen Fahrzeuge weg. Die sächsische Mannschaft, welche den Uebergang verwehren sollte, erfüllte nicht ihre Pflicht, wie man es von deutschen Soldaten, welche ihren Fürsten und ihr Vaterland zu vertheidigen hatten, hätte erwarten dürfen." Kurzum der Kaiser befand sich rasch dem Kurfürsten auf dem Nacken, und ehe man sich dessen versehen hatte, waren die kaiserlichen Soldaten theils auf der nothdürftig wieder hergestellten Brücke, theils zu Pferd an einer seichten Stelle, welche ein Landesverräther angezeigt hatte*), über und durch das Wasser gekommen. Hätte der sächsische Landesherr noch seine Mannschaft vollzählig bei sich gehabt, wer weiß, wie das Ende des Tages gewesen wäre? So aber waren die Kräfte so ungleich wie selten in einer Schlacht. Der Kaiser hatte 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferd, Johann Friedrich dagegen nur 4,000 Mann zu Fuß und 2,000 zu Pferd. Ohne ein Prophet zu sein, konnte man schon am Mittag verkünden, wie es am Abend aussehen werde. Für den Kurfürsten selbst wäre wohl noch Rettung gewesen. Es wurde ihm gerathen, auf einem flüchtigen Pferde voran zu eilen. Doch der edele Mann wollte sein Schicksal nicht von dem Schicksale Derjenigen trennen, welche für ihn den feindlichen Kugeln und Schwertern

*) Ein Müller, Namens Strauch, welchem die Sachsen ein Pferd weggenommen hatten, war der Verräther.

ſich entgegenſtellten. Mit väterlicher Liebe erwiederte er den Freunden, welche zur Flucht ihm riethen: Was ſoll aus den Meinen werden, wenn ich ſie verlaſſe? Und er verließ ſie nicht in der Hitze des Kampfes, er ermuthigte ſie, wo die Gefahr am drohendſten war. Geſtärkt durch ſeine Gegenwart zog ſein Häuflein ſich fechtend zurück. Doch mit der ſinkenden Sonne kam es zur wilden Flucht. Auf der ſogenannten Lochauer Haide gerieth er in einen heftigen Kampf mit einem ſpaniſchen Huſaren. Er wehrte ſich tapfer und ſein Gegner glaubte ſchon das äußerſte Mittel ergreifen und ihn tödten zu müſſen, als ein deutſcher Edelmann aus des Moritz Gefolge erſchien. Nur einem Deutſchen wollte der deutſche Fürſt ſeinen Degen übergeben. So wurde er als Gefangener zum Kaiſer geführt, während von allen ſeinen Soldaten nur 400 glücklich nach Wittenberg entkamen. Erkennet Ihr mich nun als Euren Kaiſer? rief ihm der Sieger entgegen. Ich bin an dieſem Tag Euer Gefangener geworden, erwiederte der beſiegte Fürſt, ich hoffe Ew. Majeſtät werden ſich gnädig gegen mich halten. Die Antwort lautete nicht beſonders günſtig: „So wie Ihr Euch gegen mich gezeigt habet.“ Deſſen ungeachtet erwartete Niemand das Urtheil, welches erfolgte. Als ein „Ketzer und Rebell“ ſollte Johann Friedrich das Leben verlieren. Derſelbe ſaß gerade mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig am Brettſpiel, als ihm der kaiſerliche Ausſpruch verkündigt wurde. Mit ſeltener Ruhe vernahm er das Schreckenswort. Er wandte ſich zuerſt an ſeinen Spielgenoſſen und ſprach: „Nehmet Euch in Acht, Ihr verliert das Spiel. Dann äußerte er gegen die Ueberbringer des Urtheils: „Ich kann es nicht glauben, daß die Sache ernſtlich gemeint ſei; iſt es aber dennoch der Fall, ſo bitte ich recht bald mir Gewißheit zu geben, damit ich meine Angelegenheiten mit Frau und Kindern ordnen kann.“

Mag nun dieser Befehl ein bloßer Schreckschuß gewesen, oder mag er durch die Fürbitte Anderer, namentlich des Kurfürsten von Brandenburg wieder aufgehoben worden sein, ich habe nur zu berichten, daß die Begnadigung erfolgte. Doch mußte der Begnadigte seine Herrschaft und seine Kurfürstenwürde dem erzürnten Monarchen zur freien Verfügung überlassen, und den Wittenbergern befehlen, ihre Thore zu öffnen. Nichtsdestoweniger mußte der Gefangene auf seine Freiheit verzichten, und dem kaiserlichen Hoflager folgen. Seine Söhne erhielten blos Gotha und einige Aemter zu ihrem Lebensunterhalte. Bei allen diesen Punkten verweigerte er seine Unterschrift nicht. Als er aber auch im Voraus wegen der Religionsangelegenheit der Entscheidung der Kirchenversammlung sich unterwerfen sollte, erwachte sein protest. Bewußtsein. „Keine Gefahr des Leibes und Lebens, sprach er, kann mich jemals bewegen, einen menschlichen Ausspruch als göttliche Wahrheit anzunehmen."

3) Karl V. in Wittenberg.

Der Kaiser, der so eifrige Beschützer des katholischen Glaubens, zog nun in die Luthersstadt Wittenberg ein und hat sich daselbst von einer bessern Seite gezeigt, als wir nach dem Bisherigen vermuthen sollten. Es kam ihm zu Ohren, daß man während seiner Anwesenheit den evangelischen Gottesdienst einstellen wolle, und schon eingestellt habe. Er verhinderte es und sprach: „Geschah es in meinem Namen, so geschah es nicht zu meinem Gefallen. Auch an Luther's Grab, welches er mit seinem Gefolge besuchte, hat er sich Ansprüche auf unsere Achtung erworben. Der spanische Herzog Alba, welcher in seiner Begleitung war, meinte, man müsse die Gebeine des verruchten Ketzers, welcher soviel Unheil angerichtet habe, wieder an das Tageslicht fördern und dem Scheiterhaufen übergeben. „Er ruhe in Frieden,"

lautete die kaiserliche Antwort, „er hat seinen Richter gefunden, ich führe nicht Krieg mit den Todten, sondern mit den Lebenden.“

Auch vergaß der Beherrscher so vieler Völkerschaften in seinem Glücke nicht, daß in Wittenberg ein Maler wohne, welcher in früheren Jahren ein Bildniß von ihm verfertigt hatte. Diesen Ehrenmann, Lucas Kranach war sein Name, ließ er zu sich rufen. Wie alt war ich damals, als du mich maltest? fragte ihn der Monarch. Ew. Majestät, antwortete Kranach, hatten acht Jahre. Es gelang mir nicht Ew. Majestät zum Stillsitzen zu bringen, bis deren Hofmeister einige Waffen an die Wand hängen ließ. Während Ihre Augen auf die Kriegsgeräthe gerichtet waren, hatte ich Zeit Ihr Bild zu entwerfen. Bitte Dir eine Gnade aus, sagte der damals gerade in sanfter Stimmung befindliche Karl. Kranach warf sich auf die Kniee, und flehte mit Thränen im Auge nicht um Reichthum und Ansehen, sondern um die Freiheit des gefangenen Kurfürsten. Der Kaiser hatte diese Bitte nicht erwartet; er wurde gerührt wegen solcher Anhänglichkeit und sprach: „Du bist ein braver Mann, aber lieber wäre es mir gewesen, wenn du mich um etwas Anderes gebeten hättest.“ Er befahl, dem Maler einen silbernen Teller voll Dukaten zu geben, und machte ihm den Antrag, er solle ihm nach den Niederlanden folgen und eine gute Versorgung erhalten. Um den Geber nicht zu erzürnen, nahm Kranach soviel, als er mit 2 Fingern erfassen konnte, und bat allein um die Gnade, daß er die Gefangenschaft seines Kurfürsten theilen dürfe. Und das hat er gethan; er war der treue Begleiter desselben; er stand ihm tröstend und helfend zur Seite. Was mochte wohl diesem treuen Diener gegenüber der herzogliche Vetter empfunden haben, als er den Judaslohn, die Länder und den Kurfürstenhut des Geächteten erhielt!

4) Das Frühstück zu Rudolstadt.

Die kaiserlichen Truppen blieben noch eine zeitlang in dem überwundenen Sachsen. In der Nähe lebte die Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, welche eine wahre Landesmutter genannt werden kann. Sie hörte von dem Anzuge des Herzogs Alba mit seinen ungezügelten Schaaren, welche besonders gegen vermeintliche Ketzer nicht glimpflich verfuhren. Vor einem solchen räuberischen Zuspruche wollte sie ihre Unterthanen bewahren. Sie ließ sich vom Kaiser einen Schutzbrief gegen spanische Einquartierung ertheilen. Dagegen versprach sie die Durchziehenden mit Proviant zu versehen. Alba wollte wenigstens einen Besuch bei der Gräfin sich erlauben und lud sich zu einem Frühstücke ein. Während er bei den köstlichen Speisen und Getränken, die ihm vorgesetzt wurden, mit noch andern Kriegsgefährten sich erquickte, glaubten die Soldaten auch ihrerseits die Ställe der Bauern durchmustern und den Ochsen und Kühen ihre Zuneigung beweisen zu dürfen. Die Gräfin erhielt alsbald Kunde von dem Benehmen der ungebetenen Gäste. Sie ließ in der Stille sich alle männlichen Personen im Schlosse bewaffnen. Als es geschehen war, stellte sie dem Herzoge vor, wie unrecht es sei, den kaiserlichen Schutzbrief so freventlich zu verletzen. Lächelnd erwiderte der Spanier, welcher ein weites Gewissen hatte, das sei Kriegsgebrauch und der Rede nicht werth. Die Gräfin nahm eine drohende Stellung ein und sprach: „Fürstenblut für Ochsenblut", hierbei zeigte sie ihre Hofleute, welche bereit waren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Der Herzog erblaßte, und ertheilte die Ordre, das Gestohlene wieder zurückzugeben. Nicht wahr, so ist es recht, wenn Fürst und Volk wie einen Leib sich betrachten, an welchem kein Glied leiden kann, ohne daß das andere etwas davon empfindet? Darum erzähle ich weiter, um auch dem bitter getadelten Moritz sein Recht widerfahren zu lassen. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, dem neuerworbenen Lande wieder

aufzuhelfen. Er theilte Getraide aus zur Nahrung und zur Saat, und Holz zum Wiederaufbau der verwüsteten Wohnungen. Die Begüterten erhielten das Gegebene als ein unverzinsliches Darlehen; die Armen als eine milde Gabe von einer wohlwollenden Regierung

5) Philipp von Hessen gefangen.

Noch befand sich eine Person auf freiem Fuße, an deren Demüthigung dem Kaiser noch mehr gelegen war, als an den bisher Ueberwundenen. Es ist leicht zu errathen, daß ich den hessischen Philipp im Auge habe. Mit Schrecken vernahm dieser die Nachricht von dem an seinem Bundesgenossen vollzogenen Exempel. Wie sollte er einem ähnlichen Schicksale entgehen? An eine glückliche Gegenwehr, konnte er, da er allein stand, nicht mehr denken. Sein Schwiegersohn Moritz suchte ihn mit dem Kaiser zu vertragen. Die Bedingungen, welche ihm durch denselben gestellt worden waren, schienen ihm erträglich zu sein. Deßwegen reiste er nach Leipzig, das Nähere zu besprechen. Doch wie erstaunte er, da er erfuhr, daß ihm in guter Meinung sein Schwiegersohn mehr versprochen hatte, als der Kaiser zu halten gedachte. Er sollte sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen, 150,000 fl. bezahlen, alle Festungen schleifen mit Ausnahme von Kassel oder Ziegenhain, und Anderes mehr. Hierzu wollte sich Philipp nicht verstehen; er kehrte mit seinem Geleitsmanne, Christoph von Ebeleben, von Leipzig zurück. Auf dem Wege äußerte er: „Meinetwegen ist mir nicht bange, ich könnte mich wohl in einem festen Platze vertheidigen; mich erbarmet aber meiner Unterthanen, wenn ich nun wüßte, daß die Ergebung in die kaiserliche Gnade oder Ungnade nichts mehr auf sich hatte, als Fußfall und Abbitte, weil denn andere Fürsten und Städte dasselbe gethan, wollte ich's nach gehöriger Versicherung nicht abschlagen.“ Diese und ähnliche Aeußerungen des großmüthigen Fürsten

wurden von dem Reisegefährten, sobald als möglich, an den neuen Kurfürsten Moritz und Joachim von Brandenburg hinterbracht. Durch Beide wurde nun weiter wegen der Unterwerfung des Landgrafen mit den kaiserlichen Räthen verhandelt. Man kam nach einigem Hin- und Herreden zu dem gewünschten Ziele. Der Landgraf verstand sich dazu, der Gnade oder Ungnade des Kaisers sich zu überlassen und denselben um Verzeihung zu bitten. Dagegen erhielt er die Zusicherung, daß er über das Geforderte hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß und Schmälerung seines Landes beschwert werden solle." Die zwei vermittelnden Kurfürsten ließen die Bemerkung fallen, sie hofften, der ganze Aufenthalt werde nicht über 5—6 Tage dauern. So zog nun der Landgraf, zwar mit zerknirschtem Herzen, aber doch mit guten Hoffnungen nach Halle, wo er sich demüthigen sollte. Er konnte und wollte es nicht für möglich halten, was ihm ein hessischer Bürgermeister warnend zugerufen hatte; dem ganzen Handel wäre wenig zu trauen. Der Kaiser erwartete ihn auf seinem Throne, umgeben von vielen Großen, worunter auch die erbittersten Feinde von Philipp, z. B. der Herzog Heinrich von Braunschweig sich fanden, vielleicht absichtlich dazu beschieden, die Demüthigung vollständig zu machen. Der Landgraf knieete vor dem Kaiser nieder, und neben ihm sein Minister von Günterode, welcher die Abbitte vorlesen mußte. Während dieses geschah, soll der Landgraf einigemal gelächelt haben. Der Kaiser rief ihm mit drohendem Finger zu: „Wöll, ick soll di lachen lehren."

Hierauf erfolgte der Ausspruch der kaiserlichen Verzeihung, daß der Landgraf, wiewohl er es verdient habe, nicht am Leben gestraft werden solle. Da er keinen Wink zum Aufstehen erhielt, that er es von selbst und wollte sich dem Kaiser nahen, dessen Hand zu ergreifen. Als man ihm zu verstehen gab, daß dieses nicht geschehen würde, ging er weg, um mit seinen Freunden bei dem Herzog Alba zu Abend zu essen. Diese Mahlzeit heißt

ein Judasmahl und warum? Da der Landgraf spät in der Nacht nach seinem Quartiere sich wegbegeben wollte, kamen Moritz und Joachim und bemerkten ihm mit niedergeschlagenem Blicke, der kaiserliche Günstling bestehe darauf, daß er vor der Hand verhaftet bleibe, sie hoffen jedoch, den künftigen Morgen die Sache in's Reine zu bringen. Ihre Hoffnung war vergebens. Philipp war und blieb ein Gefangener; keine Fürbitte, von welcher Seite sie auch kam, konnte ihm vor der Hand die Freiheit wieder verschaffen.

Eine Täuschung ist hier vorgefallen, das vermögen auch die eifrigsten Vertheidiger des Kaisers nicht zu leugnen, ob auch ein Betrug, ich mag nicht mit Gewißheit entscheiden, da auch selbst gelehrtere Leute, wie ich, nicht völlig hierüber im Klaren sind. Man sagt sich nämlich, nicht leise in die Ohren, nein, laut und offen, daß in dem Vertrage, welcher den Kurfürsten und dem Landgrafen vorgelegt worden sei, gestanden habe: der Landgraf solle „ohne einige" Gefangenschaft durchkommen, später habe eine Aenderung vorgenommen, so daß zu lesen war „ohne ewige" Gefangenschaft. Andere, welche ebenfalls mit der Sache nicht unbekannt sind, leugnen diesen Schelmenstreich; doch müssen sie wenigstens erkennen, daß man nicht offen und aufrichtig zu Werke gegangen sei. Es standen in dem Vertrage Bedingungen, bei welchen man die Freiheit des Landgrafen voraussetzen mußte, z. B., daß der Landgraf baldigst die festgesetzten 150,000 fl. Strafgelder bezahle, keinen Bund mehr gegen den Kaiser schließe, und daß die hessische Ritterschaft für die Treue ihres Fürsten bürgen müsse u. s. w. Wer konnte hierbei den Argwohn hegen, daß man dem freiwillig sich Ergebenden eine Schlinge legen würde? Alba und die übrigen Räthe des Kaisers wußten, daß Moritz und Joachim sich für die Freiheit des Landgrafen verbürgt und demselben die Aussicht baldiger Rückkehr geöffnet hatten. Wollten sie ehrlich ver-

fahren, so mußten sie die falsche Erwartung der Mittelspersonen vernichten und sie nicht absichtlich an der Nase herum führen. Mindestens waren die kaiserlichen Rathgeber, wenn auch klug wie die Schlangen, doch nicht ohne Falsch, wie die Tauben. Joachim von Brandenburg zog auch einstens das Schwert gegen Granvella, als einen Ränkeschmied, welcher alles Unheil verschulde. Der Kaiser erwiederte, als man ihm Vorwürfe machte, wenn den Landgrafen seine Unterwerfung gereue, so wolle er ihn wieder frei in die Heimath ziehen lassen; das Kriegsglück möge alsdann entscheiden. Doch er wußte, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an eine tapfere Gegenwehr nicht mehr zu denken sei. Ich aber weiß das Kapitel nicht besser zu schließen, als mit dem Worte der Schrift: Falsche Mäuler sind dem Herrn ein Greuel, die sich aber getreulich halten gefallen ihm wohl.

(Spr. Sal. 1, 22.)

Viertes Kapitel.

Es scheint in der protestantischen Kirche rückwärts zu gehen. Es kommen Bedrückungen und Verfolgungen vor.

Motto:
So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat und lasset euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen.
Gal. 5, 1.

1) Wie der Kaiser die Religionsstreitigkeiten zu vermitteln sucht.

Nachdem nun der Kaiser die Ruhestörer, wie er sie zu nennen beliebte, gedemüthigt hatte, mußte es sich zeigen, ob es in der That nur auf ihre verdiente oder unverdiente Züchtigung, und nicht auch auf die Unter-

drückung des evangelischen Glaubens abgesehen war. Wir wissen es schon, daß der Beherrscher von Deutschland auf die berufene Kirchenversammlung die Hoffnung gesetzt hatte, sie würde die Gemüther versöhnen und die getrennten Parteien wieder vereinigen. Seine Hoffnung mußte mit jedem Tage sich vermindern, da er sich nicht verbergen konnte, daß die versammelten Väter nicht selbstständig, sondern nur nach päpstlicher Weisung entscheiden durften. Schon damals wurde behauptet, der heilige Geist, welcher nach der kathol. Lehre bei jeder ordnungsmäßigen Kirchenversammlung sich wirksam beweiset, komme in einem Felleisen von Rom nach Trident oder Bologna. Nach der letztgenannten Stadt waren die heiligen Väter gezogen, um dem päpstlichen Hofe näher zu sein. Der Kaiser hatte mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln der Verlegung des Concils entgegengearbeitet; er hatte z. B. dem päpstlichen Gesandten gedrohet, er wolle ihn in die Etsch, ein Flüßchen bei Trident, werfen lassen, wenn er noch fernerhin für den Ueberzug nach Bologna seine Stimme erhebe. Doch, was der Pabst und die Bischöfe wollten, geschah dem Widerspruche des Kaisers zum Trotz. Um einen triftigen Grund für die Veränderung ihres Aufenthalts vorbringen zu können, beriefen sie sich auf die drohende Gefahr, daß in Trident die Pest im Anzuge sei. Ihr Leibarzt bestätigte es mit einem feierlichen Eide, daß diese Furcht nicht grundlos wäre. So eilten die Väter, für ihre Gesundheit besorgt, wie Flüchtlinge weg; nur die spanischen Bischöfe blieben aus Liebe zum Kaiser, welcher zugleich ihr König war. Wie durfte nun dieser dem Gedanken sich überlassen, daß die Protestanten den Aussprüchen einer solchen Kirchenversammlung sich unterwerfen würden? Darum wollte er selber versuchen, ob es ihm nicht gelingen würde, wenigstens im deutschen Reiche den Zwiespalt zu vermitteln. Sein Beichtvater hatte ihm nach erlangtem Siege ein untrügliches Radicalmittel empfohlen, um das Giftgeschwür der Ketzerei gänzlich zu heilen. Jetzt stehe er siegreich da, und

habe keine hartnäckige Widersetzlichkeit zu befürchten. Er solle nur die Rückkehr in die kathol. Kirche aus kaiserlicher Machtvollkommenheit befehlen. Es komme vor der Hand nur auf Wiederherstellung der alten Gebräuche und Zurückgabe der entzogenen Kirchengüter an. Im Herzen möchte der Protestantismus noch ferner sich regen; das gäbe sich schon von selbst, wenn nur die äußere Ordnung wieder hergestellt sei. Das war ein Vorschlag, wie er sich hören läßt. Seine Ausführung schien Vielen eine Kleinigkeit zu sein. O, der Thoren! sie wußten es wahrlich nicht, wie sehr man einen Menschen reizet, wenn man es wagt, seinen Glauben ihm anzutasten, und seine religiöse Ueberzeugung mit beengenden Schranken zu begrenzen. Des Kaisers Bruder Ferdinand erkannte besser die Hindernisse, welche sich bei einem solchen Plane in den Weg stellen mußten. „Unternehme nur," so sprach er, „den neuen Kampf, aber er wird gefährlicher und hartnäckiger sein, als der so eben beendigte Krieg. Und ein Häkchen ist noch zu beachten, es ist kein Geld in dem kaiserlichen Schatze." Gegen einen solchen Grund ließ sich freilich nichts einwenden.

Karl V. gedachte nun einen Mittelweg zu gehen. Er sah drei Männer sich aus, welche sich mit einander besprechen sollten, was man von beiden Seiten nachgeben könne, um wieder sich unter eine und dieselbe Glaubensfahne zu stellen.

Julius Pflug, Bischof von Naumburg, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, Beide zu den gemäßigten Katholiken gehörend und Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg in Berlin, waren berufen, das schöne Friedenswerk zu vollführen. Es wurde ihnen ein schriftlicher Vorschlag zur Berathung übergeben, welcher von dem genannten Agricola herrühren sollte. Wie haben nun die Friedens-

männer den Erwartungen des Kaisers und der Vaterlandsfreunde entsprochen? In den Zeiten der Gährung ist die Vermittelung schwer, wo nicht unmöglich. Das mußten auch die drei Erwählten und die Gleichgesinnten erfahren. Sie brachten einen Aufsatz zu Stande, von welchem man hätte erwarten sollen, daß er wenigstens der kathol. Partei zusagen werde. Fast $^9/_{10}$ seines Inhaltes war der alten Kirchenlehre entnommen. Wiederum sollten die Protestanten fast alle kathol. Gebräuche, welche sie abgeschafft hatten, z. B. die Messe beim Gottesdienst, die letzte Oelung, die verschiedenen Ceremonieen bei der Taufe, die Firmelung durch den Bischof u. s. w. zu den ihrigen machen. Sie sollten die bunten, kostbaren Gewänder der Geistlichen, die Cruzifixe, die Wachskerzen und Bilder nicht weiter entfernen, vielmehr die entfernten wieder an ihre Stelle setzen. Sie sollten die Beerdigungen nach kathol. Weise feiern, die Festtage der Heiligen u. s. w. begehen. Sie sollten das Ansehen des Papstes erkennen, daß dieser in Kirchensachen zu entscheiden habe, und der Nachfolger Petri wäre. Sie sollten die Ohrenbeichte nicht ferner für unnöthig erklären, und dem Gewissen des Einzelnen es nicht mehr überlassen, was er dem Seelsorger bekennen wolle. Sie sollten auch die Verwandelung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi als ihre Ueberzeugung bekennen, und ebenso die lutherische Ansicht von der Rechtfertigung durch den Glauben verändern, so daß sie wiederum der kathol. Werkheiligkeit sich näherten. Dieses und Anderes sollten sie zugestehen. Und was wurde ihnen dafür geboten? Die Abschaffung einiger überflüssigen Feiertage, die Erlaubniß, den Kelch bei dem Abendmahle zu gebrauchen, und die unerhörte Freiheit, daß die Geistlichen in rechtmäßiger Ehe leben dürften. — Und auch dieses sollte nicht für alle Zukunft ihnen gestattet sein, sondern nur einstweilen (ad interim, wie der lateinische Ausdruck sagt), bis eine ordnungsmäßig berufene Kirchenversammlung bestimmter entscheiden werde. Darum heißt die

Vereinigungsschrift das Augsburger Interim; denn in Augsburg ist sie 1548 abgefaßt worden.

Wie nun wurde sie aufgenommen? Als sie der Kaiser den versammelten Reichsständen vorlegen ließ, erhob sich der Erzbischof von Mainz, wie wenn er von den Andern wäre beauftragt worden, und dankte für die rastlose Bemühung, den religiösen Frieden wieder herzustellen. Diese Danksagung des Einzelnen wurde als eine Beistimmung Aller betrachtet, und der Kaiser glaubte, die Vereinigungsvorschläge als ein Reichsgesetz verkündigen zu dürfen. Die Widersprüche aber blieben nicht aus.

2) Widersprüche gegen das Interim.

Die katholischen Fürsten waren einigermaßen in der Verlegenheit, da sie nicht wußten, was der Papst in dieser Angelegenheit sagen würde. Der Baiernherzog schickte daher, um sicher zu gehen, einen Fragbogen nach Rom zu dem Oberhaupte der Kirche. Die Antwort, die er von dorten erhielt, erräthst du doch mein Leser! Von einem Frieden, nach welchem er ein Haar breit weichen sollte, mochte der Statthalter Christi nichts wissen. Unerhört sei es, so wurde von Rom aus behauptet, daß ein geweiheter Priester ein Weib haben solle, wie andere Leute, und dennoch die Sacramente verrichten könne. Die Abschaffung des Kelches wäre eine alte kirchliche Einrichtung, von welcher man nicht abgehen könne. Ueberdies habe der Pabst allein das Recht, dergleichen Zugeständnisse zu machen, und der Kaiser wäre zu tadeln, daß er in Dinge sich eingemischt habe, wo er nur päpstliche Aussprüche mit Güte oder Gewalt vollstrecken dürfe.

So mußte Karl V. erkennen, daß er mit der Priesterehe und dem Kelche beim Abendmahl den Katholischen nicht kommen dürfe. Dessen ungeachtet sollten die Protestanten dem Interim sich unterwerfen. Doch manche von ihnen

wagten es, wie wohl es bei schwerer Strafe verboten war, sich öffentlich, selbst mit Nennung ihres Namens, gegen dasselbe auszusprechen. Der Volkswitz machte das Verschen: „Das Interim hat seinen Schalk hinter ihm.“ Als Muster evangelischer Glaubenstreue wird besonders der gefangene Kurfürst, Johann Friedrich, gerühmt. Indem man ihm Zumuthungen machte, sich für die getroffenen kirchlichen Bestimmungen zu erklären, und ihre Einführung seinen Söhnen zu empfehlen, beharrte er bei der früheren Sprache: „Wider mein Gewissen kann ich nimmer etwas thun. Ich will die noch übrige Zeit meines Lebens mich also verhalten, daß ich bei dem allwissenden Richter bestehen werde. Meinen Glauben verleugne ich nicht, damit auch mein Heiland vor Gott mich bekenne.“ Ungeahndet durfte eine solche Widersetzlichkeit nicht bleiben. Der Gefangene wurde immer härter behandelt. Seinen Dienern nahm man die Waffen ab, und der Koch erhielt den Befehl, die Fastenordnung nicht zu verletzen. Man entzog ihm (nicht wahr eine unchristliche Rache?) die heilige Schrift und andere lutherische Bücher. Ruhig sah er das theure Buch sich nehmen, und machte blos die Bemerkung: „Ich werde schon behalten, was ich aus der Bibel gelernt habe. Nichts in der Welt vermag mich in meinem Glauben wankend zu machen. Ich sehne mich nach der Freiheit, doch auch um solchen Preis werde und kann ich nicht anders reden. Ist das nicht ein Ehrenmann, welchen weder Drohung, noch Hoffnung von dem Pfade des Rechts zu entfernen vermag? Auch von seinen Zeitgenossen wurde Johann Friedrich als solcher erkannt. Weithin erzählte man sich von diesem Märtyrer des Glaubens, und es ging die Sage, daß ein Donnerschlag das göttliche Wohlgefallen ausgedrückt habe, als er die berührte Weigerung aussprach.

Etwas nachgiebiger zeigte sich der Lei-

densgefährte des Genannten, der Landgraf von Heſſen. Zu Schwäbiſch-Hall (jetzt im Würtemberger Lande) wurde ihm das Interim mit der Weiſung, daß er daſſelbe nicht nur für ſeine Perſon billige, ſondern auch die Annahme ſeinen Unterthanen befehle, mitgetheilt. Philipp richtete nun an ſeine Räthe in Kaſſel eine Zuſchrift, in welcher er ihnen und den Geiſtlichen dringend an das Herz legte, ſie ſollten doch nicht durch unnöthige Hartnäckigkeit das Uebel vergrößeren, und um des Friedens willen bei den äußeren Gebräuchen nachgeben, wo es geſchehen könne. Es wurde nun, um dem Wunſche des theueren Landesherrn zu entſprechen, eine Verſammlung von Geiſtlichen und anderen angeſehenen Perſonen nach der Hauptſtadt berufen. Dieſe glaubten erklären zu müſſen, daß ihnen das Gewiſſen die Annahme des Interims verbiete. Auch wäre es bedenklich, bei einigen Ceremonieen nachzugeben, da die Katholiken von der Annahme derſelben die Seligkeit abhängig glaubten. Gäben ſie dennoch bei einigen nach, ſo müßten ſie ſich durch die ausdrückliche Bemerkung verwahren, daß es nur um des Friedens willen geſchähe. An den Landgrafen ſchrieben ſie dabei: „Müſſen wir darüber das Land räumen, ſo tröſten wir uns mit der Stelle der Schrift: Die Erde iſt des Herrn und was darinnen iſt. Und müſſen wir die Welt räumen, ſo tröſtet uns der Ausſpruch Chriſti, des Sohnes Gottes: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ Während ſich alſo die treuen Heſſen beriethen, in wie weit ſie ihrem Fürſten zu Lieb den Forderungen des Kaiſers ſich unterwerfen ſollten, gab man Philipp nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſeine Freilaſſung von der Annahme des Interims abhängig wäre. Er ließ ſich durch ſolche Andeutungen bewegen, noch einmal ſeinem Sohne Wilhelm zu ſchreiben. Er bemerkte in dem Briefe, daß es immer noch beſſer wäre, eine Meſſe zu hören, als der Wohlluſt und dem Weine zu fröhnen, oder dem Kartenſpiele ſich

zu ergeben. Hierauf wurde denn auf einem Landtage zu Kaſſel beſchloſſen, dem Kaiſer in den Punkten, welche nicht Gott und dem Gewiſſen widerſtrebten, willfährig zu ſein, ob man nicht vielleicht durch ſolchen Gehorſam denſelben zu erweichen vermöge. Man wolle nicht um des Meßgewandes, der Chorröcke und brennender Kerzen willen, der wahren Religion verluſtig werden. Es ſollte daher allen Unterthanen geboten ſein, ſich während der Faſten, am Freitag und Samſtag, aller Fleiſchſpeiſen zu enthalten, nicht als ob es Gott befohlen habe, ſondern auf das Gebot der höchſten Obrigkeit. Es ſollten ferner die Geiſtlichen ihre Meßgewänder und ſonſtigen Ornate bei den geiſtlichen Amtshandlungen gebrauchen. Vorher aber ſollten ſie ihren Gemeinden erklären, das Alles geſchähe um der Ordnung und des Friedens willen, es ſei aber kein Gottesdienſt, und werde keine Vergebung der Sünden dadurch erlangt. Deſſen ungeachtet erklärten ſich die meiſten Geiſtlichen und Superintendenten gegen einen kaiſerlichen Machtbefehl in den Angelegenheiten ihres Glaubens. Der Superintendent Kraft von Marburg, der Pfarrer Piſtorius von Nidda und Andere ſprachen ihre Bereitwilligkeit aus, — ſo ſchwer es ihnen auch falle, ſich von ihren Gemeinden zu ſcheiden, — dennoch das Land zu räumen, wenn man befürchten ſolle, daß ihre Weigerung daſſelbe in größeres Unglück ſtürzen werde. So konnte denn das Interim in Heſſen keine Lebenskraft erhalten. In Kaſſel wurde nicht eine einzige Meſſe geleſen; auch die Lichter und andere Veränderungen verſchwanden wieder in kurzer Zeit. Selbſt der Landgraf beſann ſich eines Anderen und billigte die evangeliſche Glaubenstreue ſeiner Geiſtlichen. Er hatte in dem Wahne geſtanden, daß auch die Katholiken die Vergleichsvorſchläge annehmen würden. Da er hierin ſich getäuſcht ſah, ſo glaubte er ebenfalls ſeine Zugeſtändniſſe zurücknehmen zu dürfen.

Beſonders aufmerkſam waren die Blicke der Evangeliſchen auf das Betragen von Moritz gerichtet. Was ſollte er thun? Im Herzen war er entſchloſſen, die pro-

teſtantiſche Lehre treu zu bewahren, als ein unſchätzbares Gut. Er erinnerte darum gleich bei der Augsburger Verſammlung, daß ihm der Kaiſer verſprochen habe, in der Religion keine gewaltſame Neuerung einzuführen. „Das will ich auch nicht, erwiederte Karl, aber, was der Reichstag beſchloſſen hat, dem will ich Geltung verſchaffen.“ Der neue Kurfürſt wollte ſich erſt mit den Ständen ſeines Landes berathen, ehe er eine beſtimmtere Erklärung abgäbe. Er kam nun in ſeine Heimath zurück, und bedachte ſich, wie er die Gunſt des Kaiſers bei ſeiner proteſtantiſchen Geſinnung ſich erhalten könne. Er legte die Sache den vornehmſten Geiſtlichen zur Begutachtung vor. Dieſe ſprachen ihre Anhänglichkeit an das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß aus, von welchem ſie keinen Falls weichen würden. Als nun Moritz ihre Unbiegſamkeit, welche ihm die kaiſerlichen Soldaten in das Land ziehen könne, tadelte, wurde der Gegenſtand noch mehrmals beſprochen. Zu Leipzig wurde nun eine andere Friedensſchrift, das Leipziger Interim genannt, zuſammengeſtellt. Nach derſelben wollte man in ſogenannten gleichgültigen Dingen, auf deren Beobachtung oder Verwerfung es wenig ankomme, den kaiſerlichen Anordnungen ſich unterwerfen. Doch auch dieſe Nachgiebigkeit rief eine nicht unbedeutende Bewegung hervor. Sogar über den Chorrock, welcher nach dem Leipziger Interim wieder eingeführt werden ſollte, entſtand ein ſo hitziger Streit, daß mancher entſchiedene Kopf, lieber ſeinem Amte entſagte, als daß er zu einer Amtstracht ſich bequemte, in welcher er ein Ueberbleibſel des katholiſchen Ceremoniendienſtes erblickte. Im Kurfürſtenthum brachte die Strenge von Oben die meiſten Schreier zum Schweigen; aber außerhalb deſſelben war der Lärmen noch größer. Die ſächſiſchen Pfarrer wurden Samariter, Verfälſcher der wahren Religion, Baaliten u. ſ. w. geſchimpft.

Ein anderer, ſchon früher erwähnter proteſtantiſcher Fürſt, Ulrich, Herzog von Würtemberg, befahl, da er nicht abermals den Kaiſer erzürnen wollte, ſeinen

evangelischen Pfarrern, das Interim von den Kanzeln zu verlesen und nicht dawider zu predigen.

Die Reichsstädte wollten schon bei der Versammlung zu Augsburg ihre Gegenerklärung überreichen; doch wurde die Ausführung durch einige derselben verhindert, indem noch wegen des früheren Krieges Furcht und Schrecken verbreitet war. So konnte nun der Kaiser mit den einzelnen Städten in Unterhandlung treten, und hatte darum weniger Widerstand zu erwarten. Durch seine Gegenwart setzte er namentlich in Augsburg und Ulm seine Absichten durch. In jener Stadt änderte er die Personen des Gemeinderathes, indem er behauptete, es säßen Viele von niederem Stande, auch Handwerker u. s. w. darin, welche von Regierungsgeschäften nichts verständen; diese trieb er durch einen Machtspruch heraus und gab ihre Stelle angesehenen Personen, welche ein williges Gehör ihm liehen. Auch in Nürnberg, Straßburg und andern Orten, wurde das Interim nach einigem Widerstreben angenommen. Dem Abgeordneten von Straßburg, Jakob Sturm, erklärte der öfters erwähnte Bischof Granvella, daß man gegen abtrünnige Ketzer mit Feuer und Schwert einschreiten könne. Das wohl, antwortete Sturm, tödten kann man die Menschen mit Feuer, aber selbst hierdurch sie zu keinem andern Glauben zwingen.

Wie sich erwarten läßt, war man nicht ohne Härte gegen einzelne Personen bis zu diesem Erfolge gelangt. In Augsburg behandelten die spanischen Soldaten die evangelischen Bewohner wie Besiegte; sie störten auf alle erdenkliche Weise ihren Gottesdienst; sie spielten während der Predigt an den Kirchthüren Ball u. dergl. Wenn dagegen Jemand eine Bemerkung über die katholischen Gebräuche sich erlaubte, so folgte die Strafe der That. Eine Bürgersfrau hatte sich verlauten lassen, wozu man wohl während des hellen Tages die Lichter bei den Umzügen gebrauche? Sie wurde gefänglich eingezogen, und nur die Fürbitten angesehener Personen retteten sie von der Todesstrafe. Doch mußte sie schleunig

die Stadt verlassen. Granvella, Bischof von Arras, welcher im Gefolge des Kaisers war, und als Minister der geistlichen Angelegenheiten gelten konnte, ließ 10 Prediger zu sich bescheiden und befragte sie einzeln, was sie von dem Interim hielten. Da ihre Aussprüche nicht den Wünschen des Bischofs entsprachen, wurden sie mit der Weisung hinausgeführt, alsbald aus den Thoren zu wandern, und nicht mehr im deutschen Reiche zu predigen. Einer von ihnen bat flehentlich, man möge ihn doch zu seinem geliebten Weibe gehen lassen, welches in gesegneten Umständen wäre. Granvella erwiederte: als Geistlicher habe er keine Frau, sondern eine H—. Johann Friedrich befand sich noch zu Augsburg, als dieses geschah. Die vertriebenen Prediger begaben sich zu dem Glaubenshelden, um sich bei ihm zu verabschieden. Die Thränen flossen ihm über die Wangen. Bald aber ermannte er sich wieder und tröstete die gewissenhaften Diener des göttlichen Wortes: „Hat auch der Kaiser das Reich, so hat er euch doch nicht den Himmel verboten. Gott wird schon eine Stätte für euch finden, wo ihr wiederum das Evangelium verkündigen könnet. Hierbei ließ der edle Fürst seinen Geldbeutel sich bringen und sprach: „Das ist noch Alles, was ich von irdischen Gütern besitze; doch will ich euch gerne einen Zehrpfennig geben, den theilet mit euren Brüdern und Kreuzgesellen. Zwar bin ich jetzo selber ein armer, gefangener Herr und Fürst, doch der treue barmherzige Gott wird mich nimmer verlassen, und mir bescheeren, was ich bedarf.“ Längere Zeit wollte in Augsburg kein Geistlicher sich finden, welcher die gegebenen Religionsvorschriften bei seinem Lehramte zur Grundlage nahm. Erst als das Volk über den vernachlässigten Gottesdienst, daß keine Predigten gehalten würden, sich beschwerte, und unruhig wurde, konnte der Magistrat einen Prediger bewegen, unter den bestehenden Verhältnissen die Kanzel zu besteigen.

3) Verfolgungen um des Glaubens willen.

Wahrlich es war eine böse Zeit, da um ihres Glaubens willen die Evangelischen so Vieles erdulden mußten. In Ulm wurden die Bürger bestraft, wenn sie ihre Kinder nach lutherischem Gebrauche auswärts taufen ließen. Der Kaiser hat es sogar dem Stadtrath übel aufgenommen, daß er mehreren vertriebenen Geistlichen, welche nun ein Handwerk treiben wollten, das Bürgerrecht gab. Während seiner Anwesenheit wurden 6 Pfarrer vor den Bischof von Arras geladen, um sich zur Annahme des Interims überreden zu lassen. Anfangs blieben Alle fest und unbeweglich in dem Herrn; sie beriefen sich auf den geleisteten Eid, das Evangelium lauter und rein zu verkündigen. Zwei wurden zuletzt anders gestimmt. Die Andern aber mußten als Gefangene den spanischen Soldaten folgen. Sie wurden an verschiedenen Orten umhergeführt, und erst nach 7 Monaten wieder frei gegeben. Bei ihrem Weggange aus der Stadt empfahl einer von ihnen, Martin Frecht, seinem Bruder, welcher gerade am Fenster stand, die Fürsorge für Weib und Kind. Der Bruder Georg suchte die Weggehenden zu ermuthigen und tröstete sie, daß sie gewürdigt wären für Christus zu leiden. Dieses Wort hatte übele Folgen für ihn; er mußte in dem Kerker seine Unbesonnenheit büßen. Ein Schulknabe soll seinem Religionslehrer nachgefolgt sein, wobei er sich äußerte: „Ich lasse es mir nicht nehmen, dem theuren Manne in seinen Leiden meine Dienste zu beweisen.“

In Schwäbisch-Hall lebte ein würdiger Pfarrer, Johann Brenz mit Namen. Er war als ein warmer Vertheidiger des protestantischen Lehrbegriffes nicht unbekannt geblieben. Als nun bei dem Zuge des Kaisers durch die schwäbischen Städte einige spanische Soldaten nach Hall gekommen waren, gingen sie geradezu auf die Pfarre, und erlaubten sich daselbst viele Bosheiten und Ausschweifungen. Brenz begab sich mit seiner Famili-

*

in das Hospital, nachdem er den ungebetenen Gästen noch Lebensmittel zurückgelassen hatte. Doch der fernere Aufenthalt am Pfarrorte schien ihm und noch mehr seinen Freunden nicht geheuer zu sein. Man hatte einige Briefe bei ihm gefunden, in welchen die religiösen Wirren ziemlich freimüthig waren behandelt worden. Er verließ daher den gefährlichen Platz, und kehrte erst nach einiger Zeit zurück, als der Kaiser in Schwäbisch-Hall mit schonender Milde sich geäußert hatte, und zu Werk gegangen war. Lange jedoch sollte Brenz bei seiner Gemeinde nicht bleiben. Er wurde um seine Ansicht über das Interim gefragt, und er äußerte sich, wie er dachte ohne Furcht und Heuchelei. Es erfolgte nun der Befehl an die Obrigkeit der Stadt, den halsstarrigen Geistlichen gefesselt nach Augsburg zu führen. Auf Anrathen seiner Bekannten flüchtete er abermals, und suchte auf einem benachbarten Edelhofe eine Zufluchtsstätte. Indessen wagte er auch hier nur bei Nacht sein Haupt auf ein besseres Lager zu betten. Das helle Tageslicht sah er nur in dunkelen, fast unzugänglichen Wäldern, wo er unter dem Schutze des Höchsten wohnte und unter dem Schirm des Allmächtigen ruhte. Später nahm sich Ulrich von Würtemberg des Vertriebenen theilnehmend an, er machte ihn unter einem andern Namen zum Amtmann von Hornberg. Des Herzogs Nachfolger, Christoph, gab ihn dem geistlichen Amte zurück und berief ihn als Propst an die Stiftskirche nach Stuttgart. Diese besseren Zeiten erlebte seine unglückliche Gattin nicht mehr. Anfangs gedachte sie mit ihren 6 Kindern in Hall zu verweilen; sie glaubte nichts zu fürchten zu haben, da nur ihr Gatte, nicht aber sie selbst und die unschuldigen Kleinen gegen das Interim sich ausgesprochen. Zu dem war sie krank und ihr Zustand mußte Erbarmen erwecken. Doch wo der Glaubenshaß die Nächstenliebe unterdrückt, vergißt man auch den christlichen Spruch: „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.“ Die Mutter mit ihren Kindern konnte nicht die Herzen erweichen, daß der Ausweisungsbefehl widerrufen

wurde. Sie irrte eine Zeit lang flüchtigen Fußes umher, und unterlag nicht lange nachher der Sorge und der Entbehrung. Eins nur wünsche ich, ihre Peiniger hätten an ihrem Sarge gestanden, was würden sie wohl empfunden haben?

Wollte ich nun alle die muthigen Männer erwähnen, welche den Genannten gleich für die evangelische Glaubensfreiheit Amt und Würde verließen, ich müßte aus dem südlichen Theile von Deutschland 400 Namen verzeichnen. Meistens verließen sie unter Begleitung und mit den Segenswünschen ihrer bisherigen Pfarrkinder den Ort ihres Wirkens. So wanderten die Bürger von Tübingen mit dem ehrwürdigen Greise Ehrhard Schnepf, welcher ihnen lange das göttliche Wort verkündiget hatte, bis weit vor die Thoren der Stadt. Der Markgraf von Brandenburg-Culmbach berichtete dem Kaiser, seine Geistlichen wären alle bereit, lieber ihre Stellen aufzugeben, als wiederum die erkannten Mißbräuche anzunehmen. Wenn er nun auch ihnen den Abschied ertheilen möchte, so könnte er keine andern finden, welche sich bereden ließen, von dem göttlichen Worte zu weichen. Auch der Kurfürst von Brandenburg, dessen Hofprediger an dem Interim gearbeitet hatte, mußte die Erfahrung machen, daß in religiöser Beziehung menschliche Befehle wenig beachtet werden, wenn sie der innersten Ueberzeugung zuwider sind.

Doch es dränget mich noch, von Kostnitz am Bodensee Einiges zu erzählen, zumal da ich glaube, daß diese Stadt durch die Hinrichtung von Huß den meisten Lesern schon früher bekannt worden ist. Sie war der evangelischen Lehre eifrigst ergeben, und die einzige im Oberlande, welche sich nach dem schmalkaldischen Kriege noch nicht unterworfen hatte. Sie wollte sich gerne mit dem Kaiser wiederum in gutes Vernehmen setzen, und schickte deßhalb eine Botschaft an ihn. Sie flehete inständigst, daß er ihr Gewissen nicht mit Anordnungen beschweren möge, welche gegen ihre Ueberzeugung wären. Sie stellte ihm mit dringenden Worten vor, in welcher

Noth sie sich fände, und wie nur allein die Zuversicht auf die kaiserliche Gnade und Milde sie aufrecht erhalte. Das wisse sie wohl, wenn sie nicht Folge leiste, so setze sie Habe und Gut, ja ihr Leben auf das Spiel; wenn sie dagegen gehorche, so glaube sie Gottes Befehlen zuwider zu handeln und dessen Ungnade sich zuzuziehen. Der Kaiser möge sich menschenfreundlich beweisen und sie aus einer solchen Verlegenheit befreien. Die Antwort beugte wohl die Hoffnungen, aber nicht gänzlich den Muth der Bürger darnieder. Sie wollten besonders auch gegen die Lüste und Räubereien der Spanier sich und ihre Kinder vertheidigen. Die Stadt wurde in die Reichsacht erklärt und nach tapferer Gegenwehr überwältigt. Sie verlor die Rechte einer freien Reichsstadt, und mit der Freiheit auch ihren früheren Wohlstand.

Auch im nördlichen Deutschland fehlte es nicht an ähnlichen Exempeln evangelischer Glaubenstreue. Wir werden noch eins im nächsten Kapitel vernehmen. Ich darf den meisten übrigen Städten, z. B. Hamburg, Lübeck, Lüneburg und besonders Bremen nicht das Zeugniß versagen, daß sie männlich ausgehalten haben bei der erkannten evangelischen Lehre, und ihre religiöse Ueberzeugung vertheidigt unter drohenden Gefahren.

Vergl. Plank, Geschichte des protest. Lehrbegriffs. Dennhard, Geschichte des Christenthums in Hessen.

Fünftes Kapitel.

Der Kaiser wird von seinem bisherigen Günstling in die Enge geführt.

Motto:
Untreue schlägt
ihren eigenen Herrn.

1) Moritz erhält den Auftrag gegen Magdeburg die Acht zu vollstrecken*).

Unter den Städten, welche von jeher wacker und muthvoll für das evangelische Glaubensbekenntniß aufgetreten sind, nimmt Magdeburg eine der obersten Stellen ein. Auch in der damaligen, drangvollen Zeit, wo es den Anschein hatte, als ob es mit der protestantischen Lehre rückwärts gehe, blieben die Magdeburger dabei, daß sie sich durch kein Interim und kein Exterim wollten binden lassen, sondern allein an das göttliche Wort sich halten. Sie boten den Religionsverwandten, welche wegen der Verwerfung der kaiserlichen Glaubensvorschrift aus ihrem Vaterlande verwiesen wurden, eine gastliche Aufnahme in ihren Mauern an. Ja es wurde, (was ich freilich nicht billigen mag, denn nirgends ist mir der Spott so sehr zuwider, wie bei religiösen Gegenständen) allerlei Schmähschriften auf das Interim verfaßt und verbreitet; man machte dasselbe in Bildern und Liedern zur Zielscheibe des Witzes. Der Kaiser vernahm es und zürnte. Wiederholt ächtete er die trotzige Stadt, von welcher die Evangelischen behaupteten, sie wäre eine rechte „Machtburg" des Glaubens. Durch Reichstruppen wurde dieselbe bekriegt, und immer enger und enger eingeschlossen; doch fehlte es an Geld und tüchtiger Führung. Daher kam es 1548 und 1549 nur zu kleinen Reibereien und Scharmützeln zwischen den Magdeburgern und der kaiserlichen Partei. Endlich ersah sich der gekrönte Be-

*) Vergl. Langene, Herzog Moritz von Sachsen.

ſchützer der katholiſchen Kirche einen Fürſten aus, von dem er mit Gewißheit erwartete, daß er ihm ſeinen Dienſt nicht verſagen würde. Moritz von Sachſen erhielt den gewichtigen Auftrag, die kaiſerliche Strafe zu vollſtrecken; auch wurde ihm das nöthige Geld zu dem Kriegszuge bewilligt. Wo aber Sold zu erwarten war, da fehlte es zu damaliger Zeit nicht an kampfbegierigen Streitern. Die Belagerung begann, ſchritt aber nur langſam voran. Innerhalb der Stadt hatte man ſich gehörig vorgeſehen, um ſich den Feind vom Halſe entfernt zu halten. Ueberall ſtreckten Kanonen verſchiedener Größe den Eindringenden ihre mörderiſche Oeffnung entgegen. Sogar auf den Kirchthürmen z. B. auf dem Dome 433 Stufen über der Erde befanden ſich Feuerſchlünde, welche theilweiſe aus den Glocken der aufgehobenen Klöſter gefertigt waren. Es wurden mehrere glückliche Ausfälle gemacht, und ſelbſt im Angeſichte des Feindes neue Bollwerke errichtet. Wo es nöthig ſchien, da ſcheute man kein Opfer, wie die Verbrennung einer Vorſtadt beweiſt, an welche die Bürger die zündende Fackel legten, damit ſich der Feind in derſelben nicht feſtſetzen könne. Dieſer war übrigens nicht beſonders eroberungsgierig. Mehrmals bot er Bedingungen an, welche im Verhältniß zu andern Städten günſtig genannt werden konnten. Magdeburg ſollte die Freiheit behalten, bei dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe ſtehen zu bleiben. Auch andere Gerechtſame ſollten ihr auf's Neue beſtätigt werden. Nur eine kaiſerliche Beſatzung möge ſie aufnehmen, bis das Oberhaupt des Reiches zu den Verträgen ſeine Einwilligung gegeben habe. Werde dieſe verweigert, ſo wollte Moritz die Truppen wieder ſich zurückziehen laſſen. Man traute nicht recht, und Niemand mag dem gebrannten Kinde (das waren in vieler Beziehung die Evangeliſchen) dieß Mißtrauen verargen. Auch reizten die vielen in der Stadt befindlichen Prediger, unter welchen nicht wenige Vertriebene waren, die Bürger auf, daß ſie von der Uebergabe nichts hören wollten. Nur in Magdeburg,

ſo ſprachen dieſe Männer, habe das Gotteswort noch eine ſichere Stätte. Das Gefühl für Gottes Sache zu ſtreiten, erhöhte den Muth der Bürger. Sie wurden begeiſtert und glaubten bisweilen himmliſche Geſichte zu ſehen, welche ſie durch tröſtliche Zuſage anfeuerten. Doch erfolgte im Herbſte noch das Ende der Belagerung. Die Thore wurden geöffnet, indem die Stadt wohl dem Worte nach, ſich ergab, aber in der That einen annehmbaren Frieden erhielt. Sie ſollte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, jedoch ſollte der Kaiſer nach der Uebergabe alle Ungnade fahren laſſen, und ihr alle Privilegien beſtätigen. Zur Strafe ſollte ſie 50,000 fl. bezahlen. Dabei mußte die Bürgerſchaft dem Kurfürſten den Huldigungseid leiſten, und das Verſprechen ablegen, daß ſie ihn ſo lange als ihren Oberherrn wollten erkennen, bis ſie vom Kaiſer an einen andern Herrn gewieſen würden.

Warum aber mochte Moritz ſo nachſichtig ſein, und warum wollte er nach ausgemachter Sache ſeine Soldaten noch immer nicht entlaſſen? ſo fragten damals ſchon Viele, welche mit ſcharfem Blicke den Kurfürſten in ſeinem Benehmen beobachteten. Man munkelte hier und da, derſelbe habe einen Schelmenſtreich gegen ſeinen bisherigen Gönner im Kopfe. Aufmerkſame Freunde meldeten dem Kaiſer ihren Verdacht, und beriefen ſich auf die Verheerungen und Ausſchweifungen, welche das Belagerungsheer ſich in dem Mainzer Gebiete, das in Thüringen lag, erlaubte. Die noch immer in Trident verſammelten Biſchöfe geriethen in ſolche Furcht, daß ſie im Begriffe waren, auseinander zu gehen. Sie meldeten die Urſache ihrer Angſt dem Kaiſer, und erhielten zur Antwort: „Laſſet euch doch nicht über jedes flüchtige Gerücht graue Haare wachſen. Moritz hat ſich durch ſeine Geſandten vollkommen über ſeine Schritte gerechtfertigt. Und wenn noch Treue etwas gilt, ſo iſt von dieſer Seite nichts zu fürchten. Dazu wäre eine ſolche Vorſtellung bei einem deutſchen Fürſten etwas unerhörtes. Er iſt derſelben

nicht fähig. Die Unordnungen der Söldner sind daher entstanden, daß sie ihre Löhnung noch nicht vollständig erhalten haben. Jetzt ist dafür gesorgt; die Ursache der Beschwerde wird nächstens verschwinden."

Etwas hatte der sonst so schlaue Karl hierbei übersehen. Einmal, daß Moritz ein eifriger Vertheidiger des protestantischen Bekenntnisses war, und wegen seines früheren Abfalles bei seinen Glaubensgenossen noch einen an ihm haftenden Flecken auszutilgen hatte, und darum schon die bisherigen Gewaltthätigkeiten gegen die Evangelischen nicht gut heißen konnte. Sodann schmachtete sein Schwiegervater noch immer im Kerker, ja derselbe wurde nicht selten mit Härte behandelt. Die Bedingungen des Haller Vertrages waren von den Söhnen des Landgrafen so schnell, als möglich erfüllt worden, in der Hoffnung, hierdurch den geliebten Vater in ihre Mitte zurückzuführen. Sie hatten sich bitter getäuscht.

2) Gefangenschaft Philipp des Großmüthigen.

Doch wir wollen den unglücklichen Fürsten auf seiner Wanderung in der Gesellschaft spanischer Soldaten begleiten. Er wurde fast mit Gewalt in einem Wagen mit seinem Unglücksgefährten, Johann Friedrich, von Halle entfernt. So mußte er Franken und Schwaben besuchen. Die ihm angewiesenen Herbergen waren nicht von der Art, die Sehnsucht nach seinen fürstlichen Gemächern zu unterdrücken. Schon im Juli 1547 beschwerte er sich, daß er in stinkende Häuser geführt und wie ein Verbrecher bewahrt würde. Zu einer andern Zeit schrieb er seinem Schwiegersohn: unter das Fähnlein, welches ihn bewache, wäre das Sterben gekommen. Die mit einer ansteckenden und abscheulichen Krankheit behafteten bei Soldaten seien Tag und Nacht so nahe ihm, daß sie ihm fast auf dem Nacken säßen; er wolle lieber in einem Thurme sitzen, wo man Ruhe habe. Die Spanier, welche

beständig nach Knoblauch röchen, hätten fast immer ein solches Gewäsch in seiner Nähe, daß er nicht schlafen könne. Statt der hierzu bestimmten 4 Wächter, säſſen gewöhnlich 10—12 in seiner Stube. Wenn er schlafe, zögen sie die Vorhänge auf, um zu sehen, ob er durch einen Ritz oder ein Mäuseloch entflohen sei. In Nördlingen erhielt er sein Quartier in einem Hause, dessen Besitzer erst kürzlich an der Pest gestorben war. Hier erschien auch ein Bote des Kaisers bei ihm mit der Weisung, daß er seinen Söhnen befehlen möge, das Schreiben, in welchem die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sich für seine Freiheit verbürgt hatten, herauszugeben. Solchen Befehl weigerte sich Philipp zu ertheilen. Er erzürnte dadurch den Kaiser in einem solchen Grade, daß dieser dem am Husten und an sonstiger Verkältung leidenden Landgrafen seinen Leibarzt und andere Bedienung, bis auf den Hausverwalter, Koch und zwei Edelknaben entzog. Vergebens suchten mehrere Fürsten dem Gefangenen durch ihre Fürsprache nützlich zu werden. Auch sein liebendes Weib scheute nicht die Strapatzen einer weiten Reise, in der Hoffnung, ein Fußfall der betrübten Gattin werde das Herz des Kaisers erweichen. Wiewohl sie erst kürzlich von einem Prinzen*) entbunden war, begab sie sich dennoch mit ihrer Tochter Anna, Pfalzgräfin von Zweibrücken, und einigen hessischen Rittern nach Augsburg. Hier warf sie sich mit Maria, des Kaisers Schwester, und andern Hofdamen vor Karl V. auf die Kniee, um den Landgrafen zu erlösen. Auch gegen solche Bitte blieben die kaiserlichen Ohren verschlossen. Es erfolgte die gewöhnliche Antwort: zu seiner Zeit werde die Gnade ausgeübt werden. Nur das Eine wurde der Bittenden gewährt, daß sie 8 Tage bei ihrem kranken Gemahle

*) Dem nachmaligen Stifter der hessen-darmstädtischen Linie, Georg.

in Speyer verweilen durfte. Eine nochmalige Kniebeugung hatte keinen besseren Erfolg. Von Speyer wurde der Landgraf nach Worms transportirt. Hierbei saß er auf einem schlechten Klepper, und machte einen Aufzug wie ein Missethäter, welchen man zum Richtplatze bringt. Eine Menge Volks lief ihm nach und Manche, welche aufgehetzt waren, spotteten seiner: „Hier reitet der aufrührerische Schelm und Bösewicht.“ Nicht lange darauf wurde er unter starker Bewachung auf dem Rheine nach den Niederlanden geführt, wo er zuletzt zu Mecheln einen bleibenden Aufenthalt bekam. Fürstlich wurde er auch hier nicht behandelt. Der spanische Obrist warf z. B. die Fleischspeisen, welche ihm an Fasttagen gebracht wurden, vor seinen Augen auf die Erde. Philipp mußte längere Zeit Feder und Tinte entbehren, und seine Briefe erst von dem Offizier der Wache durchstöbern lassen. Er beschäftigte sich während seiner Gefangenschaft viel und gerne mit dem Lesen der Bibel, und anderer religiösen Bücher. Noch heute wird die heilige Schrift, welche er dabei benutzte und mit mancherlei Anmerkungen versah, in Kassel aufbewahrt. Oefters disputirte er mit der katholischen Wache über den Glauben. Als man ihm dieses untersagte, verlangte er, daß auch den Soldaten verboten würde, über Luther und seine Glaubensgenossen zu schimpfen.

In Hessen wurde er fortwährend als der gebietende Landesherr angesehen, und über alle einigermaßen wichtige Regierungsgeschäfte befragt. Auch ungefragt ertheilte er Weisungen, wie er Dieses und Jenes behandelt wissen wolle. Er vergaß hierbei nicht seine treuen Diener, welche er zu belohnen befahl; ja nicht einmal seine Hunde und Pferde. Allen Geschöpfen, die ihm gedient hatten, wollte er auch aus der Ferne seine Liebe beweisen. Die Geistlichen, deren Besoldungen durch Aufhören der Messen u. s. w. gewaltig geschmälert waren, sollten aus den fürstlichen Kassen Unterstützung erhalten; dagegen ermahnte sie auch Philipp mit allem Ernste, sich

des Schimpfens und Zankens gegen anders Denkende auf der Kanzel zu enthalten und hauptsächlich auf Buße und Besserung zu dringen, selbst aber mit einem guten Lebenswandel voranzugehen.

So weit ging es auch ohne den Landgrafen ziemlich gut im Hessenland; aber die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche die Schleifung der Festungswerke betreiben und beaufsichtigen sollten, verfuhren theilweise mit harter Strenge. Es wird uns z. B. von dem Grafen Reinhard von Solms erzählt, er habe sich geäußert, er wolle es noch dahin bringen, daß man dem Hause Hessen keine Maaß Wein borgen sollte. Andere kaiserliche Bevollmächtigten suchten dagegen eine Schilderung der hessischen Bewohner und ihres Landes zu entwerfen, welche geeignet war, jeden Andern, nur nicht Karl V. zu mildern Maßregeln zu bewegen. So berichtete Einer derselben: „Man hätte den Landgrafen niemals besiegen können, wenn er in seiner Heimath geblieben wäre, so kriegerisch sind die Bewohner, unter welchen fast Niemand sich findet, der nicht seinen Kopf für den Fürsten zu geben bereit wäre. Es trägt das ganze Land eine solche Sehnsucht nach seinem Landesherrn, daß man es nicht genug bewundern kann. So kann kein Sohn seines Vaters, so kein Weib ihres Mannes Tod beweinen, als diese Menschen ihres Herrn Unglück betrauern.“ 20—30 der vornehmsten Hessen und des Landgrafen ältester Sohn boten sich freiwillig als Geisel an, um die Freilassung desselben zu bewirken. Alles umsonst. Vergeblich ermahnte einmal und öfters der Gefangene, die Kurfürsten Joachim und Moritz möchten entweder seine Rückkehr bewirken, oder, wie sie versprochen, nach Kassel als Gefangene sich begeben. Der Kaiser verbot mit harten Worten, die Kurfürsten an ihr gegebenes Wort zu erinnern. Philipp war der Verzweiflung nah; man hatte ihm ja gesagt, wenn er auf

dem Todtbette entlaſſen würde, ſo habe der Kaiſer ſein Verſprechen erfüllt. Seine Blicke waren beſtändig auf die geliebte Heimath gerichtet. Da alles bisher Verſuchte nicht helfen wollte, ſo wurde der Plan zu einer heimlichen Flucht gefaßt. Schon war die Ausführung nah. Pferde ſtanden von Mecheln bis nach Heſſen in Bereitſchaft. Ein Kaufmann von Biedenkopf, einer heſſiſchen Landſtadt, Kurt Breidenſtein, welcher wegen des Handels öfters die Straße gewandert war, und Andere boten bereitwillig ihre Hülfe an. Eine unvorſichtige Aeußerung eines mitwiſſenden Dieners führte leider die Entdeckung herbei. Die ſpaniſchen Soldaten, welche für ſeine Befreiung gewonnen waren, wurden vor den Augen des Landgrafen grauſam gezüchtigt. Ihn ſelbſt ſperrte man in eine Kammer von nur 10 Fuß Länge. Außerdem wurden die Fenſter vernagelt. Darf es uns wundern, daß er beinahe tiefſinnig wurde, und daß zu befürchten war, er werde ſeinen Verſtand verlieren?

3) Moritz will ſeinen Schwiegervater befreien; Verlegenheit des Kaiſers.

Doch die Stunde der Erlöſung ſollte auch für Philipp erſcheinen. Ich habe ſchon erwähnt, daß der Kaiſer vor dem neuen Kurfürſten gewarnt worden war, als vor einem liſtigen Fuchſe. Und wirklich hatte er Urſache, auf ſeiner Hut zu ſein. Schon während der Belagerung von Magdeburg knüpfte Moritz hier und da im Geheimen Verbindungen an, welche vermuthen ließen, daß er kriegeriſche Pläne im Sinne habe. Er hatte mit dem franzöſiſchen König, Heinrich II. unterhandelt und demſelben das Verſprechen gegeben, daß er dem Kaiſer zu Leibe gehen wolle; dagegen ſollten ihm in den drei erſten Monaten des Kriegs 240,000 Thlr., in jedem folgenden 60,000 ausbezahlt werden. Die Landſtände von Sachſen ſprachen ſich über eine Verbindung mit dem Feinde der deutſchen Nation wenig beifällig aus, und ſie hatten Recht, denn Frankreich wollte

Digitized by Google

ſich auf Koſten von Deutſchland bereichern, während es ſelbſt die Proteſtanten in ſeinem Gebiete erwürgte.

Als Philipp in ſeinem Gefängniſſe unbeſtimmte Kunde von den Abſichten ſeines Schwiegerſohnes erhielt, ſpottete er: „Wie will ein Sperling einen Geier angreifen, hat doch ſelbſt Moritz die andern Vögeln in ihren Neſtern zerſtören helfen.“ Diesmal hatte ſich der Landgraf getäuſcht. Es war wirklich auf den Geier abgeſehen. Um aber gegen den Kaiſer etwas ausrichten zu können, mußte der Kurfürſt allerlei Kriegsliſten gebrauchen. Er ſtellte ſich daher, als wollte er den Aufforderungen von Karl wegen des Tridentiner Concils Folge leiſten und ſchickte Geſandte dorthin, welche ihm zugleich ein Logis beſtellen ſollten.

Als Moritz aber die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, brach er im Märzmonat 1552 nach Thüringen auf; er vereinigte ſich alsbald bei Biſchoffsheim am Main mit den Truppen des Landgrafen Wilhelm von Heſſen (eines Sohnes von Philipp) und denen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Eine öffentliche Bekanntmachung ſollte die Fürſten in den Augen des Publikums rechtfertigen. Sie warfen dem Kaiſer Eingriffe in die deutſche Freiheit vor, ſie rügten ſeine religiöſe Unduldſamkeit, ſein Benehmen gegen Philipp, und namentlich, daß er fremde Soldaten, welche die größten Schändlichkeiten verübten, ins Reich geführt habe. Zu Anfang April befanden ſich die vereinten Fürſten an Augsburgs Mauern und ohne Schwertſchlag wurden ſie Herr der Stadt. Sie ſtellten den Stadtrath, welcher von Karl V. abgeſetzt war, wieder her, und ebenfalls den evangeliſchen Gottesdienſt. Auch andere ſchwäbiſchen Reichsſtädte öffneten ihre Thore; nur Ulm verwehrte den Einzug in die Stadt.

Der Kaiſer befand ſich in einer übelen Lage. Er hatte keine Soldaten in ſeiner Nähe. Namentlich fehlte es ihm auch an Geld, und die reichen Kaufleute zu Augsburg und anderwärts, welche ihm früher öfters

ausgeholfen hatten, verſagten ihm jetzt ihre Kaſſen*). Moritz fiel in die Grenzen von Tyrol; er eroberte die Ehrenburger Klauſe und drohte Insbruck, wo der Kaiſer ſich aufhielt, zu überrumpeln. Jetzt war Holland in Noth. Wohin ſollte der Beherrſcher von Deutſchland ſich wenden? Nach Italien konnte er nicht; es war dem Papſte nicht zu trauen, und wenn er nach Spanien hätte überſegeln wollen, ſo waren die Franzoſen und die türkiſchen Seeräuber zu fürchten. Den Weg nach den Niederlanden hatte Moritz mit ſeinen Verbündeten beſetzt. So mußte der ſtolze Karl, welcher gemeint hatte, Alles ausrichten zu können, mit ſeinen vom Podagra herrührenden Schmerzen während der Nacht bei Fackelſchein in Frauenkleidern tiefer in's Gebirg ſich flüchten. Dem Kurfürſten Johann Friedrich wurde jetzo ſeine Wache genommen, mit dem Bemerken, daß er noch einige Zeit freiwillig dem kaiſerlichen Hoflager folgen möge. Hierbei ſoll derſelbe mit bitterem Scherze erwidert haben: „Ich bliebe gerne bei dem Hofe, wenn dieſer nur bei mir bleiben wollte.“

Moritz zog ſiegreich in Insbruck ein, und würde den Kaiſer aufgehoben haben, wenn nicht eine kleine Unruhe bei ſeinen Soldaten ausgebrochen wäre. Nach der Beſitznahme der Stadt erlaubte er ſeinen Truppen, was dem Kaiſer und den Spaniern gehöre, als Beute zu nehmen. Sonſt aber hielt er ſtrenge auf Zucht und Ordnung. Er tadelte den bei ihm befindlichen Herzog von Mecklenburg, daß dieſer im Schloſſe des Königs Ferdinand nur ein kleines Behältniß geöffnet habe. Noch immer meinte der Kaiſer, die Proteſtanten gewinnen zu können, und beſprach ſich deshalb mit Johann Friedrich, welcher noch bei ihm war. Dieſer rieth ihm, vor Allem die gerechten Beſchwerden der Proteſtanten zu beſeitigen; alsdann könne noch etwas gegen die Empörer ausgerichtet werden.

*) Es war damals überhaupt ſo ſchwer Geld zu bekommen, daß öfters 30 vom 100 bezahlt werden mußten.

Moritz verweilte nicht lange in Insbruck; er eilte vielmehr zu der Zusammenkunft nach Passau, wo über den Frieden verhandelt werden sollte. Daß dieses geschehe, daran war ihm mehr gelegen, als den Kaiser in seine Hände zu bekommen. Er äußerte sich, (und ich glaube, es war ihm größerer Ernst, als dem Fuchse mit den Trauben, die ihm zu sauer waren) daß er für solchen Vogel keinen Käfig besitze. In Passau verlangte er nun die Befreiung seines Schwiegervaters, Freiheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses, und daß die Beschwerden wegen Verletzung deutscher Gerechtsame alsbald untersucht und beseitigt werden sollten. Nur höchst ungern und weil er nicht anders konnte, entschloß sich der Kaiser zu unterhandeln. Den gefangenen Landgrafen loszulassen, weigerte er sich nicht länger, doch verlangte er Sicherheit wegen der allenfalls entstehenden Nachtheile. In Beziehung auf die Religion beharrte er hartnäckig auf dem Ausspruche, daß ihm das Gewissen verbiete den Ketzern die verlangten Rechte zu zugestehen. Selbst katholische Fürsten, welche zur Einsicht gekommen waren, daß durch keine menschliche Macht der Protestantismus ausgerottet werden könne, riethen zur Nachgiebigkeit. Nur einstweilen, nicht für ewige Zeiten, wollte er Freiheit des Glaubens gewähren. Die Verhandlungen schienen sich zu zerschlagen. Moritz zog nach Frankfurt, wo wiederum kaiserliche Truppen geworben wurden. Die versuchte Belagerung fiel nicht glücklich aus, und sein hoher Gegner wollte sich wieder ermannen und die Bewilligungen widerrufen. Doch man zeigte ihm die Gefahr, welche von den Türken her drohte. So mußte er dann zu dem sogenannten Passauer Vertrage seine Einwilligung geben. Es wurde in demselben festgesetzt, daß die endliche Entscheidung über die Religionssache und die Beeinträchtigung der deutschen Freiheit auf dem in 2 Monaten zu berufenden Reichstage erfolgen solle. Einstweilen sollte Friede zwischen den verschiedenen Parteien bestehen und nur friedliche

Mittel dürften angewandt werden, den Zwiespalt zu schlichten. Würde kein weiterer Vergleich zu Stande kommen, so müßte dennoch der Friede beibehalten werden. Dagegen sollte den Bischöfen wieder zurückgegeben werden, was ihnen Moritz und seine Genossen genommen hatten. Ueberhaupt solle Jeder für seine Religion und sein Vermögen den öffentlichen Schutz erhalten.

4) Rückkehr von Johann Friedrich und Philipp.

Nun wurden auch die gefangenen Fürsten ihrer Haft entlassen. Dabei mußte aber Johann Friedrich geloben, daß er den kaiserlichen Vertrag mit Moritz bestätigen und halten wolle. Als er zurückkehrte in sein Gebiet, wurde er allenthalben feierlich begrüßt. Gewöhnlich erschienen die Rathsherren in ihren schwarzen Mänteln, und die Bürger mit ihren Rüstungen und beßten Kleidern. Die Geistlichen und die Schuljugend erwarteten ebenfalls den theuren Fürsten in geordnetem Zuge. Sein Sohn und der treue Lucas Kranach, welcher im Gefängnisse liebend ausgeharrt hatte, waren ihm meistens zur Seite. Bisweilen überbrachte ihm auch ein in die Landesfarbe gekleideter Knabe die aufgesparten Goldstücke der Bürgerschaft in einem silbernen Pokale. Er erschien seinen Landeskindern, wie ein Märtyrer und Heiliger. Als er nach Weimar kam, glaubte man ein weißes Kreuz über seinem Haupte zu sehen. Melanchthon verglich den standhaften Leidensfürsten mit Daniel in der Löwengrube, oder den drei Jünglingen im Feuerofen.

Dem Landgrafen wurde seine Entlassung erst nach der bestimmten Annahme des Passauer Vertrages verkündet. Er wurde nicht minder mit Sehnsucht erwartet und mit Liebe bewillkommnet als sein Schicksalsgenosse. Er eilte zunächst bei seiner Rückkehr nach Kassel in die Martinskirche, um am Grabe seiner Gemahlin, welche aus Sehnsucht nach ihm und aus Kummer über die Fehlbitte beim Kaiser gestorben war, Thränen des Dankes zu weinen und zu seinem Schöpfer zu beten. In wenigen

Minuten war die ganze geräumige Kirche angefüllt und von tausend Zungen ertönte das Kirchenlied: Herr Gott dich loben wir.

Eine Bedingung war dem Landgrafen gestellt worden, welche er auf eine ganz eigenthümliche Weise erfüllte. Heinz von Lüder, Befehlshaber von Ziegenhain, hatte diese Feste dem Kaiser nicht übergeben wollen, dafür sollte der Landgraf den treuen Diener aufhängen lassen. Er that es auch, aber also, daß mancher Leser gleiche Strafe erleiden möchte. Er ließ den würdigen Heinz mit einer goldenen Kette um die Arme auf einige Minuten an das Stadtthor hängen. Die Kette wurde ein Ehrengeschenk für den Bestraften. Die Ringe derselben sollen sich theilweise bis heute in der Familie erhalten haben.

Vergl. Rommel hess. Geschichte. Dennhard a. a. O.

Sechstes Kapitel.

Der Religionsfriede zu Augsburg 1555.

Motto:

Sie sagen: „Friede, Friede" und ist doch nicht Friede.

Jerem. 6, 14.

1) Weitere Unruhen im Reiche.

Mit dem Passauer Vertrage war leider für unser geliebtes Vaterland der Segen des Friedens noch nicht erschienen. Noch mußte eine Mannschaft von 60,000 Soldaten mit dem Kaiser an der Spitze, die Strapatzen eines Feldzuges ertragen. Diesmal galt es den Franzosen, welche die 3 Bisthümer in Lothringen, Metz, Toul und Verdün nicht wieder herausgeben wollten. Vergebens gab sich Karl die größte Mühe, diese wichtigen Vorposten gegen die benachbarten Feinde dem Reiche zu erhalten. Er hatte sich verschworen, er wolle entweder hinter den Mauern von Metz als Sieger er-

ſcheinen, oder vor denſelben ſein Todtenbett finden. Doch er mußte ſich zum Rückzuge bequemen, und äußerte ſich in ſeinem Schmerze: „Ich ſehe wohl, daß das Glück ein Weib iſt, gleich den andern Weibern. Nur den jungen Männern iſt es hold, den alten kehrt es den Rücken.“ 1556 wurden die genannten Bisthümer förmlich an Frankreich abgetreten. Vielleicht wären die Franzoſen ſchon damals weiter vorwärts gedrungen, hätten nicht einzelne Orte, wie Straßburg, ihre Anhänglichkeit an ihr Mutterland ſelbſt unter Gefahren und mit Opfern an den Tag gelegt.

Auch in der Mitte des deutſchen Reiches zogen noch Kriegsſchaaren raubend und verheerend umher. Albrecht von Brandenburg-Culmbach war mit dem Vertrage, welchen ſein Bundesgenoſſe Moritz geſchloſſen hatte, keineswegs zufrieden. Ihm waren ja nicht die Eroberungen geſichert worden, welche er von einigen geiſtlichen Fürſten gemacht hatte. Er trieb darum auf eigene Fauſt ſein Unweſen fort. Er war ein wilder Geſelle, oft Tage lang fortwährend betrunken. Seine Diener wurden oft wider Willen zum Saufen genöthigt, daß manche dabei ihr Leben verloren.

Anfangs unterhandelte er mit dem franzöſiſchen Könige, welchem er gegen ſein deutſches Vaterland beizuſtehen verſprach. Da ſie aber wegen des Lohnes (beinahe wäre mir der Ausdruck „Sündenlohn“ in die Feder gekommen) ſich nicht vereinigen konnten, ſo ſchloß er dem Kaiſer ſich an. Auch von dieſem trennte er ſich wieder, um ſeine Raubzüge in Deutſchland fortzuſetzen. Beſonders hatten die Gebiete geiſtlicher Herren unſägliches von ſeinen Schaaren zu leiden. Nicht minder erbittert war er gegen die „Pfefferſäcke“ von Nürnberg, wie er ſie nannte. Er plünderte 100 Dörfer und 60 Schlöſſer, welche mit Nürnberg verbunden waren. Er ließ einen großen Wald, welcher nicht nur die Stadt, ſondern auch die umliegende Gegend mit Holz verſorgte, anſtecken und verbrannte in kurzer Zeit 3000 Morgen. Auch beſchuldigten ihn die Nürnberger, daß er die Gefangenen

mit unglaublicher Grausamkeit behandele, namentlich wenn sie das ungeheure Lösegeld, welches er verlangte nicht bezahlen konnten. Er soll sie öfters durch Hunger und Entbehrung zum Tode gemartert haben. Gelangten sie wieder zur Freiheit, so waren sie bisweilen genöthigt, die im Kerker erfrornen Glieder sich abnehmen zu lassen. Besonders unmenschlich ist er gegen eine nürnbergische Stadt gewesen, welche er in Brand stecken ließ, nachdem er die Thore verschlossen hatte, so daß Niemand herauskommen konnte. Als ein Vater bei einer andern Gelegenheit ihn wenigstens um die Begnadigung von einem der 3 gefangenen Söhne bat, fragte er, welcher ihm am liebsten wäre. Darauf ließ er zuerst den bezeichneten und dann die andern enthaupten. Uebrigens werden auch andere Thatsachen von diesem Albrecht uns erzählt, welche ihn in einem günstigeren Lichte uns erscheinen lassen. Als er nach Trier kam, zogen ihm die Bürger mit dem Schlüssel zum Thore entgegen. Er ertheilte hierauf strenge Befehle, daß Niemand, auch nur das Geringste von dem Eigenthume der Bürger nehmen dürfe, wenn er nicht das Leben verlieren wolle. Nur die Klöster und andere geistliche Güter sah er als eine gute Prise an. Doch auch hierbei machte er einen Unterschied, je nach dem Benehmen ihrer Bewohner. Als er einstens in einem Kloster mit Waffengewalt sich zu Gast bitten wollte, kam ihm der Vorsteher mit einem Becher vortrefflichen Weines entgegen. Albrecht erbat sich noch vier Ohm von diesem Getränke, und drückte hierauf sein Siegel an die Klosterpforte, zum Zeichen, daß Keiner unter den Soldaten noch Etwas nehmen dürfe.

Doch wir haben schon mehr als genug von diesem Unmenschen gehört, vorausgesetzt, daß Alles Wahrheit ist, was seine Feinde, die Nürnberger, über ihn berichten. Jedenfalls ist es ein übeles Zeichen von dem damaligen Zustande des deutschen Reiches, daß solche Unthaten in demselben geschehen konnten, zugleich aber ein Warnungswort für Hohe und Niedere, daß sie weder durch ungerechten Druck, noch durch Aufruhr

die gesetzmäßige Ordnung in einem Lande unterbrechen.

Zwar wurde die Reichsacht gegen den Wütherich ausgesprochen; er aber spottete ihrer und meinte „je mehr Feinde, desto mehr Glück.“ Doch auch bei dem wilden Markgrafen bewährte sich das Sprichwort: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“ Es verbanden sich mehrere Fürsten gegen ihn, unter welchen auch sein ehemaliger Freund und Bundesgenosse sich befand. Bei Sieversh a u s e n in Hannover kam es 1553 zur Schlacht. Es war ein blutiger Tag. Die Kämpfer für Deutschlands Ehre errangen den Sieg; aber er war theuer erkauft. Zwei Söhne von dem Braunschweiger Herzog Heinrich fielen im Kampfe. Moritz von Sachsen erhielt eine Wunde, welche ihn 2 Tage darauf in seinem 33ten Jahre von dem irdischen Schauplatze abrief. Granvella gab ein Freudenmahl bei der Nachricht von seinem Tode. Edler äußerte sich der Kaiser darüber; er sprach die bedeutungsvollen Worte: „O, Absalom, mein Sohn! mein Sohn!“ Wir aber stehen stille an dem Grabe des Mannes, welcher in seinem Leben und in der Folgezeit die verschiedensten Urtheile erfahren hat. Er war leutselig, und muthig, wo es galt; er sorgte für seine Landeskinder nach Kräften, um die Wunden des Krieges zu heilen; er widmete den Schulen seine Aufmerksamkeit, und war thätig in den Regierungsgeschäften, wobei er gewöhnlich das Rechte erkannte. Seine Verstellungskunst aber bleibt ein Flecken in seiner Ehre. Die Gerechtigkeit fordert dieses Geständniß, wenn auch das Spiel, das er mit dem Kaiser getrieben hat, zum Vortheile der prot. Kirche gereichte.

Albrecht zog mit dem Reste seiner Anhänger noch eine Zeit lang umher, er wurde wiederholt geschlagen, und endigte 1557 bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, seine unruhigen Tage. Ausschweifungen hatten seine Körperkraft zerrüttet. Er war 35 Jahre alt geworden.

2) Was im Religionsfrieden festgesetzt wird.

Nur ungern ging der Kaiser daran, den im Passauer Vertrag verheißenen Reichstag zu berufen, um einen förmlichen, allgemein anerkannten Religionsfrieden zu Stande zu bringen. Er wußte es wohl, daß derselbe anders ausfallen mußte, als er gewünscht und gehofft hatte. Er sollte den Lutheranern die freie Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses gestatten, und so in seiner Hoffnung sich getäuscht sehen, daß wie ein Gott im Himmel, ein Kaiser im Reiche, so auch ein Glaube in Deutschland wäre. Das war zu viel für den alten, kränklichen Mann. Er wollte wenigstens für seine Person sich so ferne halten, als möglich; darum überließ er seinem Bruder Ferdinand die Leitung der Sache. Dieser suchte sich auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 des Auftrags zu entledigen. Gleich in seiner ersten Rede bemerkte er, es handele sich nicht darum, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, sondern bei der Verschiedenheit der Ansichten Friede im Reiche zu erhalten.

So einfach die Sache schien, so wurde dessen ungeachtet noch über $^1/_2$ Jahr mit den Verhandlungen zugebracht. Und es ist in der That die Geduld und Ausdauer, welche Ferdinand dabei bewies, lobend anzuerkennen. Während nur wenige Reichsfürsten persönlich erschienen waren, und die Erschienenen meistens nach kürzerem oder längerem Aufenthalte sich wieder entfernten, blieb des Kaisers Bruder und Stellvertreter auf dem Platze, und suchte immer wieder zu vermitteln, wenn, was mehrmals geschah, einen Vergleich herbeizuführen, unmöglich schien, wenigstens schwierig war. Einige bigotte Bischöfe, namentlich der Bischof von Augsburg wollten Anfangs nicht das geringste Zugeständniß machen, sondern verlangten, die Aussprüche des Tridentiner Concils müßten von Allen ohne Ausnahme unbedingt angenommen werden. Zum Glücke hatte die Mehrzahl der Anwesenden die Nothwendigkeit erkannt, daß beide Religionsparteien sich vertragen, und darum in diesem und

jenem Punkte nachgeben müßten. Es waren nun hauptsächlich 2 Punkte, welche die Gemüther erhitzten, und durch welche das ganze Friedenswerk zu zerscheitern drohte. Die Protestanten verlangten nämlich, daß nicht blos die Fürsten ihr Glaubensbekenntniß sich wählen dürften nach beßter Ueberzeugung, sondern, daß es auch den Unterthanen gestattet sei, der evangel. Lehre sich anzuschließen. Das nun wollten die Katholiken unter keiner Bedingung gestatten. Sie stellten vor, wie es zu fortwährenden Reibereien und Widersetzlichkeiten müßte Veranlassung geben, wenn in demselben Lande Haupt und Glieder entgegenstehenden kirchlichen Parteien angehörten. Sie betrachteten es als eine Gewissenspflicht, ihre Landeskinder in dem Glauben zu erhalten, in welchem sie den einzig richtigen Weg zur Seligkeit erkannten. Der König Ferdinand und der Herzog von Baiern erklärten mit besonderem Nachdruck, man könne ihnen nicht zumuthen, daß sie ihren Unterthanen eine Religion verstatten sollten, auf welche sie gar keinen Trost zu stellen wüßten. Das ganze Friedenswerk möchte lieber unterbleiben, als daß sie hierin nachgiebiger wären. Es konnte nichts weiter erlangt werden, als daß den Einwohnern eines Landes, wenn sie der Landesreligion sich nicht anschließen könnten, freistehen sollte, gegen ein billiges Abzugsgeld sich eine neue Heimath aufzusuchen. Nur in den Bisthümern und andern geistlichen Gebieten sollten die Evangelischen geduldet werden, wenn sie schon längst der Augsburgischen Confession wären zugethan gewesen. Der andere Punkt, welcher zum Zankäpfel wurde, war das Verlangen der protestantischen Partei, daß es auch den Bischöfen, Erzbischöfen und ähnlichen geistlichen Herren sollte verstattet sein, ihren Glauben zu ändern, ohne ihrer geistlichen Würde entsagen zu müssen. Das sahen die Katholischen ein, wenn sie in diesem Punkte nachgeben würden, so wäre für sie Gefahr vorhanden, daß in ganz kurzer Zeit das Evangelium in allen diesen Gebieten, welche als Bollwerke des Katholicismus gelten konnten, sich würde verbreitet haben. Deßwegen bestanden sie mit unerschüt-

terlicher Hartnäckigkeit darauf, daß die vorgeschlagene Bestimmung nicht in die Friedensartikel aufgenommen würde. Es wurde vielmehr, freilich mit Widerspruch der Evangelischen, die Bemerkung niedergeschrieben, die geistlichen Herren dürften wohl ihrem alten Bekenntnisse abtrünnig werden, müßten aber, unbeschadet ihrer Ehre, von ihrer Stelle weichen. Man nennte dieses den „geistlichen Vorbehalt."

Im September wurde endlich der Religionsfriede zu Stande gebracht. Es sollten sowohl lutherische als katholische Reichsstände die Freiheit ihres Bekenntnisses und Gleichheit der Rechte genießen. Kein Reichsstand sollte den andern wegen der Lehre oder des Glaubens beunruhigen. Das Reichskammergericht sollte auch evangelische Beisitzer erhalten, und unparteiisch ohne Rücksicht auf die Religion entscheiden. Was die Protestanten bis jetzt von geistlichen Gütern an sich gezogen hätten, sollte ihnen verbleiben. Von der bischöflichen Gerichtsbarkeit sollten sie enthunden sein. Doch war dies Alles nur den Anhängern der Augsburgischen Confession bewilligt, während die Zwinglianer und überhaupt Alle, welche nicht katholisch oder lutherisch waren, von den Wohlthaten des Friedens sich ausgeschlossen sahen.

Ein Fortschritt war dieser Frieden, das ist nicht zu verkennen. Wollten wir ihn aber nach dem Geiste der Gegenwart beurtheilen, so müßten wir ihn für ein unvollkommenes Stückwerk erklären. Nur wenigen Reichsständen war die Freiheit des Glaubens bewilligt, während die große Masse des Volkes auf das religiöse Gewissen ihrer Landesherren gewiesen war. Religionsbedrückungen waren die unausbleiblichen Folgen davon.

3) Karl V. legt die Regierung nieder und stirbt.

Doch bevor wir ein weiteres Kapitel beginnen, müssen wir erst noch den Lebensabend des Kaisers betrachten, welcher ganz besonders dem Grundsatze gehuldigt hatte, daß Fürst und Volk einerlei Religion haben müsse. Hat

ihm früher schon bisweilen unter seinem Purpurgewande und unter seinen verschiedenen Kronen der wahre Herzensfriede gefehlt, so verschlimmerte der Religionsfriede, dessen Inhalt ihm in der Seele zuwider war, noch mehr seine mißmuthige Gemüthsstimmung. Alle Regierungsgeschäfte waren ihm von nun an zuwider. Er beschloß daher, sich von denselben gänzlich zurückzuziehen, und die Ruhe des Privatlebens zu suchen. Er übergab 1555 zu Brüssel seinem Sohne Philipp die Herrschaft über die Niederlande. Er hielt eine längere Rede an die versammelten Stände, und bemerkte darin, er wäre neunmal in Deutschland gewesen, sechsmal in Spanien, viermal in Frankreich, zweimal in England und ebenso oft in Afrika. Habe er im Laufe seiner Regierung Manches verfehlt, so möge man es seiner Schwachheit zuschreiben, nicht seinem bösen Willen. Seinem Sohne hielt er recht ernstlich die nun übernommenen Pflichten vor. Da er ihm bei Lebzeiten die Krone übergäbe, so müßte dieser Tag seine Liebe zu den Völkern verdoppeln; des großen Vertrauens, welches er (Karl) in ihn setze, könne er sich nicht würdiger beweisen, als wenn er die Reinheit des kathol. Bekenntnisses bewahre, die Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen achte und beschütze, und mit Gerechtigkeit und Mäßigung regiere. Im folgenden Jahre überließ der Kaiser auch in Deutschland den Herscherstab seinem Bruder Ferdinand. Nachdem er sich nun von allen Regierungsgeschäften losgemacht hatte, begab er sich nach Spanien, um dorten in klösterlicher Zurückgezogenheit den Rest seiner Tage zu verleben. Als er den spanischen Boden betrat, küßte er die Erde und sprach: „Nackt bin ich zur Welt gekommen, und nackt komme ich wieder zu Dir, Du aller Menschen Mutter.“ In der Nähe des Klosters St. Juste ließ er sich eine Wohnung bereiten. Hier brachte er einen großen Theil des Tages mit Andachtsübungen und frommen Betrachtungen zu. Außerdem fand er Vergnügen an der Gartenarbeit und sonstigen mechanischen Beschäftigungen. Dabei soll er den Versuch gemacht haben, 2 Uhren in

völlig gleichen Gang zu bringen. Seine Arbeit und Mühe war umsonst. Hat er nun auch bei dieser Gelegenheit, wie Manche behaupten, geäußert: „Ich Thor, wie konnte ich mich vermessen, viele tausend Menschen zu **einem** Glauben zu führen!" so machte er doch nicht die rechte Anwendung davon. Noch einige Monate vor seinem Tode empfahl er seinem Nachfolger, die Lutheraner, welche in der Nähe der spanischen Stadt Valladolid sich zeigten, nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen, indem für Spanien Nichts wichtiger sei, als die Ausrottung der Ketzer. Der Trübsinn des Monarchen vermehrte sich nun mit jedem Tage. Einige Geschichtsschreiber erzählen von ihm, er habe in der düsteren Stimmung sein eigenes Leichenbegängniß gefeiert, er habe die Todtenmesse angehört, die man für ihn gelesen, und den Sarg betrachtet, welcher für ihn bestimmt war. Durch solche Feierlichkeit soll er so tief ergriffen worden sein, daß er bald darauf starb. Sein Tod erfolgte den 21. September 1558 in seinem 58. Lebensjahre.

Wir wollen kein Todtengericht über ihn halten, wiewohl wir bedauern, daß er den Geist der Zeit nicht begriffen hat, und dem Evangelium eine Stütze geworden ist, statt demselben sich hindernd in den Weg zu stellen. Wie mächtig hätte er werden können, wenn er Deutschlands Einheit dadurch gefördert hätte, daß er die religiöse Bewegung in die Hand genommen und sie mit Einsicht und Macht geleitet hätte!

Vergl. Ranke, Gesch. Deutschlands im Zeitalter der Reformation.

Siebentes Kapitel.

Auch in der proteſtantiſchen Kirche treibt der Glaubenshaß ſein verderbliches Weſen.

Motto:

Sintemal Eifer und Zank und Zwietracht unter euch ſind, ſeid ihr denn nicht fleiſchlich, und wandelt nach menſchlicher Weiſe?

1. Cor. 3, 3.

Durch den Frieden zu Augsburg hatte alſo die evangel. Kirche das Recht des Beſtehens erhalten; aber die Gefahr, von einem mächtigen Feinde angegriffen und wenigſtens für eine kürzere, oder längere Zeit überwunden zu werden, war noch keineswegs als beſeitigt zu betrachten. Die Proteſtanten hatten alle Urſache, auf ihrer Hut zu ſein und ihren Feinden gegenüber zuſammenzuhalten mit feſtem, einträchtigem Sinne. Dieſer aber fehlte den Evangeliſchen zu ihrem eigenen Verderben. Wir wiſſen es ſchon*), wie nicht lange nach dem Entſtehen der evangel. Kirche die Haderflamme entbrannte in ihrer Mitte, und immer weiter um ſich griff zur Freude ihrer Widerſacher. Luther, der glaubensſtarke und bibelfeſte Mann, wollte und konnte ſeiner Ueberzeugung nach in der Abendmahlslehre und einigen andern Punkten, von den aufgeſtellten Grundſätzen keinen Finger breit weichen. Das natürlich iſt ihm nicht zu verargen, aber, daß er die von Zwingli ſo bereitwillig dargebotene Bruderhand von ſich ſtieß, daß er nicht aufhörte, in ſeiner leidenſchaftlichen Erbitterung gegen die „Schwarmgeiſter, Sacramentirer, Schänder des heiligen Mahles," und wie er ſonſt noch die Anhänger der ſchweizeriſchen Auffaſſungsweiſe zu benennen pflegte, Scheltworte zu gebrauchen, können wir ihm von unſerem Standpunkte aus weniger verzeihen. Dabei finden wir es allerdings erklärlich, daß es ihn in der Tiefe ſeines

*) Vergl. S. 4.

Herzens betrübte, als er die Wahrnehmung machte, sein Busenfreund, Philipp Melanchthon, neige sich auf die Seite seiner Gegner. Derselbe hatte in dem Augsburger Glaubensbekenntnisse bei dem betreffenden Artikel eine solche Aenderung sich erlaubt, daß auch die Deutung von Zwingli, oder vielmehr von dessen Nachfolger, Johann Calvin, welcher den reformirten Lehrbegriff weiter ausgebildet hat, damit sich vereinigen ließ. Man erzählt, Luther habe gar häufig in seinem Kämmerlein, und einmal sogar mit besonderem Nachdrucke und Schmerzgefühle ausdrücklich in der Kirche für seinen Freund gebetet, da derselbe im Glauben zu wanken beginne.

Melanchthon liebte den Frieden, vielleicht mit allzugroßer Aengstlichkeit; darum war er vorsichtig in seinen Aeußerungen, und erklärte sich niemals offen für einen Anhänger Calvins. Doch die eifrigen Lutheraner betrachteten ihn mit argwöhnischen Blicken, und zwar um so mehr, da er auch bei dem Leipziger Interim*) dem Herzog Moritz allzu nachgiebig gewesen sein sollte. Was er dachte, und was er zu erwarten hatte, schildert er uns in einem Briefe an einen vertrauten Freund: „Ich habe bisher, äußerte er sich, durch meine Flucht nicht größere Zerrüttung anrichten wollen. Aber ich erwarte getrosten Muthes die Verbannung, wie ich auch an den Fürsten geschrieben habe. Meine Gegner haben gesagt, sie wollten es noch dahin bringen, daß ich in Deutschland keinen Platz haben sollte, meinen Fuß darauf zu setzen. Möchten sie, was sie thun wollen, bald thun. Wenigstens werde ich, wenn ich sterbe, einen Platz im Himmel haben, oder wenn ich lebe, rechtschaffene Leute in Deutschland und anderwärts finden, die sich meiner erbarmen."

In dieser Erwartung hatte er sich nicht getäuscht; denn als er 1557 in den Rheingegenden verweilte, wurde er von seinen dasigen Freunden recht dringend ersucht, die ihm angebotene sichere Ruhestätte für sein

*) Vergl. S. 54.

Alter anzunehmen. Doch auch in Wittenberg wollte man den edeldenkenden, sanftmüthigen Melanchthon, welcher sich um die evangelische Kirche so große Verdienste erworben hatte, nicht vermissen. Derselbe kehrte zurück, von seinen zahlreichen Anhängern dazu aufgefordert, und starb 1564 eines ruhigen Todes.

Gegen seine Gesinnungsgenossen glaubten die strengen Lutheraner weniger schonend verfahren zu müssen; dieselben wurden von den Kanzeln herab, und in Schriften, als: „Philippisten, heimliche Calvinisten, Gleichgültige, Baalspriester" und dergl. mehr bezeichnet. Die ganze Universität zu Wittenberg wurde verdächtigt, als ihr eine Nebenbuhlerin in Jena entstanden war. Daselbst hatten nämlich die Söhne des auch von uns vielfach belobten Johann Friedrich, zur Schutzwehr des alten unverfälschten Lutherthums eine neue Hochschule errichtet. Nur solche Lehrer wurden bei derselben daselbst angestellt, von deren streng lutherischer Rechtgläubigkeit sich die Fürsten überzeugt hatten. Manche, wie Flacius, Wigand u. A. haben sich als eifrige Kämpfer eine gewisse Berühmtheit erworben, so daß man auf sie das Wort Pauli an die Römer 10, 2, anwenden konnte. Nicht blos mit den Waffen der Wissenschaft, wie es sich bei solchen Streitigkeiten ziemt, traten sie gegen die Andersdenkenden auf, sondern sie verfielen auch in das katholische Verfahren, mit weltlichen Waffen die vermeintlichen Ketzer zu verfolgen. So wurde ein Professor, Namens Strigel, ins Gefängniß geworfen, weil er in Beziehung auf die Erbsündelehre abweichende Ansichten geäußert hatte. Ein Anderer, ein Rechtsgelehrter, welcher wegen seiner evangelischen Gesinnung aus den Niederlanden geflohen war, wurde als Taufzeuge zurückgewiesen, weil der Superintendent seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zog. Allerdings mögen wir dieses, namentlich bei der Lauheit in unseren Tagen bereitwilliger entschuldigen; aber daß nun Wesenbeck, so hieß der Professor, namentlich in der Kirche mit dem Banne belegt wurde, kann doch gewiß nicht unsern Bei-

fall erhalten. Dergleichen Verfluchungen aber waren damals keine Seltenheit. Ein Kämpfer der heftigsten Art, Namens Tilemann Heßhus, belegte in Magdeburg selbst den Magistrat, nicht die einzelnen Personen, sondern seine von Gott verordnete Obrigkeit mit dem Banne, so daß er mit Gewalt entfernt werden mußte. Auch in Heidelberg und Bremen hatte er wegen seiner Streitsucht ein ähnliches Schicksal.

In Sachsen fielen noch einige Opfer des unprotestantischen Glaubenshasses. Wir wollen aber nur den Schwiegersohn Melanchthons, Kaspar Peucer, als Beispiel erwähnen. Er hatte sich großes Ansehen als Lehrer der Mathematik und Arzneikunde erworben. Auch bei dem Kurfürstlichen Hofe war er beliebt. So oft er nach Dresden kam, speiste er bei seinem Landesherrn. Es wurde ihm selbst die Ehre zu Theil, bei einem Prinzen zu Gevattern zu stehen. Längere Zeit kam der Kurfürst August, Moritzens Bruder, nicht auf die Spur, daß in seinem Lande Luthers Lehre nicht mehr überall mit Strenge festgehalten wurde. Immer kühner traten die heimlichen Calvinisten hervor, und zuletzt brachten sie ein Schriftchen an das Tageslicht, worin ganz offen Calvins Ansicht gebilligt wurde. Jetzo wurden dem Fürsten die Augen geöffnet, und er war um so erbitterter, da er glaubte von seinem Günstlinge hintergangen worden zu sein. Der Buchhändler, bei welchem die anstößige Schrift erschienen war, mußte sich glücklich preisen, daß er sich mit Hinterlassung seines Vermögens aus dem Lande entfernen durfte. Peucer wurde ins Gefängniß gebracht. Ein Jahr um das andere harrete er der Erlösung. Als der Kaiser Maximilian II. 1575 den Kurfürsten in Dresden besuchte, verwendete er sich für den Gefangenen und bat sich denselben zu seinem Leibarzte aus. Der Kurfürst erwiderte, daß er selber noch dieses Mannes bedürfe. „Aber warum haltet Ihr ihn gefangen, wenn dieses der Fall ist?“ sprach der Kaiser. Kurfürst: Weil ich nur solche Diener brauchen kann, welche in ihrem Glauben mit mir übereinstimmend

ſind. Kaiſer: Solch' eine Herrſchaft maße ich mir nicht an. Ich habe keine Macht über die Gewiſſen.

Dieſe goldenen Worte eines katholiſchen Fürſten waren bei dem proteſtantiſchen auf unfruchtbaren Boden gefallen. Peucer blieb noch lange in Haft. Er mußte die Todesnachricht ſeiner Gattin im Kerker hören und wurde dadurch wegen ſeiner Kinder beunruhigt. Kein Buch wurde ihm zur Unterhaltung, nicht einmal die Bibel zur Erbauung gelaſſen. Doch die 10jährige Gefangenſchaft machte den Unglücklichen in ſeinen Anſichten nicht wankend. Endlich beſann ſich der Kurfürſt eines Beſſeren. Peucer wurde entlaſſen. Man ſagt, die zweite Gemahlin von Auguſt habe dieſe Aenderung größtentheils bewirkt. Die erſte Gemahlin war auf den Gefangenen wegen mehreren Aeußerungen deſſelben erbittert geweſen. Die Gegner Peucers machten ihrem Unwillen Luft, indem ſie eine Münze prägen ließen, auf welcher zu leſen war: „Adam durch der Eva Rath Gottes Gebot übertrat.“ Auguſt ſtarb bald darauf. Peucer aber lebte noch bis 1602 als Leibarzt des Fürſten von Anhalt. Er hatte ein Alter von 78 Jahren erreicht *).

2) Man will die Reformirten nicht dulden.

Indem die ſtreitenden Parteien ſich öffentlich ſelbſt in den Kirchen einander verfluchten, wurde auch das Volk zur Theilnahme an dieſen Kämpfen genöthigt. Nun hatte die große Menge, welche oft den Gegenſtand des Streites nicht beurtheilen konnte, ein tief begründetes Vertrauen auf die Ausſprüche ihres Luthers gewonnen. Das war ein Mann des Volkes, wie nicht leicht ein Anderer vor ihm oder nach ihm. Es entbrannte daher in Unwillen und Zorn, wenn man ihm von Leuten erzählte, welche dem reinen Lutherthum waren untreu geworden. Wie weit es mitunter in ſeinem Eifer gegangen iſt, mag ein Beiſpiel uns zeigen.

In England hatten ſich einige aus Frankreich ver-

*) Vergl. K. A. Wenzel, Deutſche Geſchichte.

triebene Protestanten niedergelassen. Ein polnischer Edelmann, Johannes von Lasco, welcher gleichfalls wegen der Religion sein Vaterland verlassen hatte, stand an ihrer Spitze. Sie lebten ruhig und still, bis die katholische Maria, welche sich den Namen der „blutigen" erworben hat, 1553 den englischen Königsthron bestieg. Um den drohenden Gefahren zu entgehen, mußten sie die erst kürzlich gewonnene Heimath wieder verlassen. Zwei Schiffe sollten sie nach Dänemark bringen, wo sie bei den lutherischen Bewohnern eine günstige Aufnahme sich versprachen. Hierin hatten sie sich schmerzlich getäuscht. Kaum waren sie an das Land gestiegen, so erhielten sie mitten im Winter, ohne zu wissen, wohin? den grausamen Befehl: „Hinweg, ihr seid ketzerische Menschen auf ewig verdammt, Schänder des Sacraments, Calvinisten!" Vergebens baten sie, wenigstens während der rauheren Jahreszeit bleiben zu dürfen. Sie mußten von dannen und sich glücklich preisen, daß ein Schiffer sie nach Lübeck auf deutschen Boden zu bringen versprach. Es wurde ihnen noch der ausdrückliche Befehl mit auf die Reise gegeben, auch wenn der Sturmwind sie wieder verschlagen sollte, so dürften sie nicht zum zweiten Male auf dänischem Boden sich blicken lassen.

Glaubet nun nicht, unsere Landsleute hatten es besser gemacht. In Lübeck, Rostock und Wismar wurden die Unglücklichen aus demselben Grunde vertrieben, weil sie der reformirten Partei sich angeschlossen hatten. In Hamburg ertheilte der Magistrat den Bürgern die bestimmte Weisung, daß sie das Gottesgebot: „Herberget gerne," bei diesen evangelischen Christen nicht beobachten dürften. Dieselben wurden nun zerstreut, hierhin und dorthin. Einigen gelang es, in Ostfriesland eine bleibende Stätte zu finden. Lasco mußte nach verschiedenen Abenteuern in sein Heimathsland Polen zurück.

In Bremen predigte in der Domkirche mit großem Beifall der Pfarrer Hardenberg. Derselbe sprach sich ziemlich unverhohlen für die calvinische Ansicht in

Beziehung auf das Abendmahl aus. Natürlich machte dieſer Abfall in der ſonſt lutheriſchen Stadt einiges Aufſehen. Die Bewegung wurde noch größer, als Hardenberg ſich weigerte, die Gültigkeit der Augsburgiſchen Confeſſion in jeder Beziehung anzuerkennen, und dieſelbe zu unterſchreiben. Bürger und Prediger ſonderten ſich für und wider Hardenberg. Familienglieder und Nachbarn wurden darüber verfeindet. Kein Handwerker und Kaufmann durfte Kunden von der Gegenpartei erwarten. In den Kirchen hörte man kaum noch das Wort Gottes, welches nütze iſt zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, ſondern Fluchen und Schimpfen über die Gegenpartei. Immer heftiger wurde der Streit, als der ſchon erwähnte Tilemann Heßhus in Bremen angeſtellt wurde. Die Bürger, welche Hardenberg's Predigten beſuchten, wurden in andern Kirchen, nicht zum Abendmahle und nicht als Taufpathen zugelaſſen. Auch von Außen miſchte man ſich in die Sache. Einige Fürſten, wie der Herzog von Braunſchweig, und der Graf von Oldenburg, verwendeten ſich für den Angefochtenen. Andere, wie der König von Dänemark, meinten, es wäre beſſer, die Kirche, in welcher Hardenberg predige, zu ſchließen, oder von Grund aus zu zerſtören, als daß der reformirte Unglaube in derſelben verkündigt würde. Die Aufregung wurde ſo groß, daß die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes glaubten einſchreiten zu müſſen. Sie brachten es dahin, daß Hardenberg vom Amte weichen mußte. Dabei bemerkten ſie, ſie wollten ihn durch dieſen Ausſpruch nicht entehren. Nur um des Friedens willen müſſe er aus Bremen fort. Er ſtarb 1574 als Prediger zu Emden an der Nordſee eines ruhigen Todes.

In Bremen aber herrſchte noch immer nicht Ruhe und Frieden. Die ſtrengen Eiferer wollten noch nicht ſchweigen, eben ſo wenig von der einen, wie von der anderen Seite. Als ein gewiſſer von Büren erſter Bürgermeiſter geworden war, unterſagte er das Verfluchen und Verdammen. Und da Viele nicht hörten, mußten

ſie gleichfalls aus der Stadt. Jetzt wurde Bremen als ein anderes Sodom und Gomorra verflucht. Hamburg und Lübeck kündigten der ketzeriſchen Stadt den Handel auf. Danzig belegte ohne Fug und Recht die bremiſchen Schiffe und Waaren mit Beſchlag. Endlich 1568 wurde die Sache vor den Reichsgerichten verglichen. Die Entwichenen durften zurück, blieben aber ihrer früheren Aemter verluſtig. Die Bürger erklärten, daß ſie ferner an das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß ſich halten wollten. Doch ſie blieben des heimlichen Calvinismus verdächtig, bis zuletzt die reformirte Lehre die Oberhand behielt, und öffentlich ausgeſprochen wurde.

Auch in Sachſen erregte das Eindringen der reformirten Anſicht eine nicht geringe Bewegung. Unter Auguſt's Nachfolger, dem Kurfürſten Chriſtian, hatte der Kanzler, Nicolaus Crell, welcher dem Calvinismus zugethan war, die Lenkung der Staatsgeſchäfte und eine faſt unabhängige Stellung erhalten. Er ſuchte nun ebenfalls ſeiner religiöſen Anſicht Geltung zu verſchaffen, und verfiel dabei in denſelben Fehler, welchen wir ſchon öfters getadelt haben. Durch Machtgebote griff er in die Gewiſſensfreiheit der Unterthanen ein. So wurde die Teufelsbeſchwörung oder der Exercismus bei der Taufe auf's ſtrengſte verboten. Aber das Volk ſah es als eine heilige Gewiſſenspflicht an, den Teufel aus den Kindern austreiben zu laſſen. In dieſer Ueberzeugung folgte einſtens ein Metzger in Dresden dem Pathen, welcher ſein Kind in die Kirche trug mit dem Beile, und drohte dem Pfarrer den Kopf zu ſpalten, wenn er nicht der ſtreng-lutheriſchen Ordnung gemäß die Taufe verrichte. Andere Aeltern brachten ihre Kinder an entfernte Orte, um ihnen den böſen Geiſt austreiben zu laſſen. Der größere Theil des Volkes fühlte ſich durch dieſe und ähnliche Eingriffe in ſein religiöſes Bekenntniß beſchränkt, und beklagte es nicht ſehr, als ein Regierungswechſel die Sachlage änderte. Chriſtian ſtarb 1591, und für ſeinen unmündigen Sohn übernahm Friedrich Wilhelm von Altenburg

die Regierung. Schon an dem Beerdigungstage seines früheren Gönners wurde der Kanzler ins Gefängniß gesetzt. Gleiches Schicksal hatten der bisherige Hofprediger und andere Geistliche. Selbst einige Rathsherren in Dresden, Wittenberg und anderwärts verloren als Calvinisten ihre Aemter. Jetzt brach auch die Wuth des Volkes verderblich hervor. In Leipzig wurde zu Ehren eines anwesenden Schweizers ein Gastmahl veranstaltet. Solch calvinisches Essen wollten die strengen Lutheraner in ihrer Nähe nicht dulden. Es rotteten sich eine Menge von Wuth entflammter Menschen zusammen, das Haus mit den Calvinisten zu zerstören. Die Bürger, welche vom Stadtrath zur Verhütung des Uebels angerufen wurden, wollten nicht einschreiten, bis die Reformirten aus der Stadt vertrieben waren. Es mußten daher 5 Rathsherren, 5 Rechtsgelehrte, 1 Arzt und 12 Bürger ihren Wohnort verlassen *).

Der frühere Kanzler wurde nach mehrjährigen Leiden als ein gottloser Mensch, welcher viel Unglück gestiftet habe, zum Schwerte verurtheilt. Als der Henker das Urtheil vollzogen hatte, sagte er mit triumphirender Miene: „Das war ein calvinischer Streich; seine Gesellen mögen sich vorsehen, man verschont hier Keinen.“ Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß Crell auch sonst viele Feinde besaß, die ihn beneidet hatten, weil er, obgleich von bürgerlicher Herkunft, so hoch gestiegen war.

Dergleichen blutige Auftritte kann ich von Frankfurt a. M. nicht erzählen. Doch auch hier wollte der falsche Glaubenseifer die aus Flüchtlingen gebildeten reformirte Fremdengemeinden nicht dulden. Ein Prediger aus Hamburg reizte die Frankfurter auf, sie sollten keine Gemeinschaft mit Denjenigen haben, welche ärger als Zauberer und Mordbrenner wären. Die früher eingeräumten Kirchen wurden wieder entzogen, und die Ausübung ihres Gottesdienstes wurde

*) Hagenbach, Vorlesungen über die Ref.-Gesch.

ihnen bald unmöglich gemacht. Sie mußten größtentheils die Stadt verlaſſen und wegen der Anhänglichkeit an ihren Glauben anderwärts einen Aufenthalt ſuchen. Viele fanden bei den niederländiſchen Unruhen ihren Tod. Sechszig Familien zogen mit ihren treuen Prediger nach Frankenthal und andere Orte der Pfalz *).

3) In einigen Ländern wird die reformirte Lehre eingeführt.

Im Kurfürſtenthum Pfalz hatte Friedrich III. die kirchliche Anordnung in evangeliſchem Sinne vorgenommen. Auch hier neigten ſich manche Geiſtliche der calviniſchen Anſicht zu. Es entſtanden hierdurch ärgerliche Streitigkeiten, beſonders als der uns ſchon bekannte Heßhus oberſter Geiſtlicher zu Heidelberg, der kurfürſtlichen Reſidenz, geworden war. Zwiſchen ihm und dem 2. Geiſtlichen an derſelben Kirche, Klebitz mit Namen, wurde der Hader ſo arg, daß Heßhus Letzteren öffentlich mit dem Banne belegte, und ihm einſtens den Abendmahlskelch aus den Händen reißen ließ. Die ganze Stadt wurde dadurch bewegt. Der Kurfürſt verſuchte mehrmals und auf verſchiedene Weiſe die Verſöhnung zu Stande zu bringen. Er wußte am Ende nichts Beſſeres zu thun, als beide von ihren Stellen und aus dem Lande zu entfernen. Immer mehr entſchied er ſich nun für die reformirte Abendmahlslehre und überhaupt für die reformirte Kircheneinrichtung. Die Altäre wurden aus den Kirchen entfernt, und mit einfachen Tiſchen vertauſcht; die Hoſtien mußten weichen, und Weißbrod kam an ihre Stelle; ſtatt der Taufſteine wurden zinnerne Schüſſeln verordnet; die Orgeln wurden geſchloſſen; an die Heiligenbilder in den Kirchen legte man die zerſtörende Hand; Luthers Katechismus wurde verboten, und der von den Profeſſoren Urſinus und Olevianus verfaßte, ſogenannte „Heidelbergiſche Katechismus" ſtatt deſſen eingeführt. Das Alles geſchah nicht ohne Anſtoß des

*) Heppe, Geſchichte der prot. Kirche.

Volkes, und nicht ohne Anwendung von Gewalt. Oft mußte bewaffnete Mannschaft anwesend sein, wenn in irgend einer Kirche der Ueberrest papistischer Götzenverehrung, wie man es nannte, sollte abgethan und weggeführt werden. Es kostete auch manchen Pfarrer sein Amt, weil er Gewissens halber bei dem Lutherthum festhalten wollte. Nicht minder hatte der Kurfürst selbst wegen seiner Neuerung mancherlei Kämpfe zu bestehen. Es wurde ihm ein kaiserlicher Befehl ertheilt, daß er nicht weiter voranschreiten, vielmehr Alles in den vorigen Stand zurückbringen solle. Viele lutherische Fürsten richteten ein gleiches Verlangen an denselben, indem sie ihn sonst nicht als ihren Glaubensgenossen annehmen könnten. Andere sprachen sich nachgiebiger und milder aus. Der Kurfürst August von Sachsen klopfte ihm bei einer Zusammenkunft auf die Schultern und sprach: „Fritz, Du bist frömmer, denn wir Alle.“ Ebenso sagte der Markgraf von Baden: „Lasset ihn gehen, er ist ein rechtschaffener Fürst.“ Friedrich starb, ohne daß von Außen ihm weiter Gewalt oder dergleichen geschehen wäre.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig war anderen Sinnes. Er verbot dem Hofprediger seines Vaters, bei dessen Beerdigung die Rede zu halten, indem er es nicht mit seinem Gewissen vereinigen könne, daß ein Calvinist durch seine Predigt die Leiche des Verstorbenen beflecke. Als er zu Amberg in der sogenannten Oberpfalz seinen Einzug hielt, wurde öffentlich ausgerufen: „Wer ein Calvinist oder Zwinglianer wäre, sollte sich nach Haus machen, weil es sich nicht zieme, daß dergleichen Leute einen frommen lutherischen Kurfürsten empfingen. Bald wurden allenthalben die reformirten Prediger entfernt, und die reformirten Gebräuche wieder abgeschafft. Nur in seiner Residenz durfte der Bruder des Kurfürsten reformirten Gottesdienst ausüben. Aus Heidelberg und andern Orten liefen Bittschriften für die entlassenen Pfarrer ein. Aber der Kurfürst nahm es übel, daß dergleichen von seinen Räthen befürwortet wurden. Allein aus den Oberämter Oppen-

heim und Alzey mußten 80 Geiſtliche ihren Poſten verlaſſen. Es fehlte an Candidaten, die erledigten Stellen wieder zu beſetzen. Aus Würtemberg und andern Ländern wurden ſolche herbeigerufen.

Dieſes lutheriſche Zwiſchenreich dauerte nicht lange. Ludwig regierte nur wenige Jahre und hinterließ einen unmündigen Sohn. Dieſen hatte der Vater in ſeinem Teſtament auf das Dringendſte ermahnt, bei der lutheriſchen Lehre feſt und unerſchütterlich zu verharren. Auch an die Beamten waren ähnliche Bitten gerichtet. Und damit ſeine Aeordnung deſto beſſer befolgt würde, hatte er einige ſtreng-lutheriſche Fürſten zu Vormündern ernannt und ſein Teſtament vom Kaiſer beſtätigen laſſen. Alles umſonſt. Des Verſtorbenen Bruder Caſimir wußte ſeinen Anſprüchen auf die Regentſchaft Geltung zu verſprechen. Nun ſollten die Pfälzer abermals ihren Glauben ändern. Der junge Kurfürſt erhielt einen reformirten Lehrer, welcher die Weiſung hatte, ſeinem Zöglinge, nöthigenfalls mit dem Stocke, die väterlichen Glaubensanſichten auszutreiben. Die Lutheriſchen ſollten zwar noch einige Zeit geduldet werden, aber es wurde ihnen befohlen, wie ihre Prediger, ſo auch die reformirten zu hören. Kurzum, wir haben abermals ein Beiſpiel harter Religionsbedrückung. Manchem calviniſchen Schwärmer war aber dieſes noch zu wenig. Es wurden dem kurfürſtlichen Vormunde an die Decke ſeines Zimmers lateiniſche Verſe geſchrieben, welche in unſerer Sprache lauten, wie folgt:

„Caſimir, mächtiger Fürſt! vertreibe du
Luthers Genoſſen,
Tödte ſie keck mit dem Schwert, mit dem
Rade, mit Feuer und Waſſer*)!“

Aehnliche Zwangsmittel von reformirter Seite kamen auch in Heſſen vor, wo der Enkel Philipps des Großmüthigen, der Landgraf Moritz, um 1600 auf dieſe Seite ſich ſtellte. Es wurde auf ſeinen Befehl in dem lutheriſchen Katechismus eine Aenderung vorgenom-

*) Struve, Pfälz. Kirchengeſchichte.

men. Es ſollte, wie es bei den Reformirten gewöhnlich war, zwiſchen das erſte und zweite Gebot das Verbot der Bilderverehrung eingeſchoben, und alsdann das neunte und zehnte Gebot vereinigt werden. Auch andere Beſtimmungen wurden gegen die lutheriſche Auffaſſung getroffen. Als einige Lehrer auf der Univerſität zu Marburg dieſe fürſtlichen Anordnungen nicht annehmen und befolgen wollten, mußten ſie weichen. Sie kamen nach Gießen, wo ſie freundliche Aufnahme fanden, und zur Gründung der daſigen Univerſität Veranlaſſung gaben. Wie das Volk die Aenderung aufnahm, mag ein Beiſpiel beweiſen. In Marburg wollte einer der neu angeſtellter Pfarrer das Verbot der Bilderverehrung in einer Predigt behandeln. Da man ſchon vorher die Sache gehört hatte, war die Menge geſpannt und vielfach aufgeregt. Doch ging die Predigt ruhig vorüber. Als aber der 65jährige Greis den Segen geſprochen hatte, kam eine Rotte bewaffneter Leute in die Kirche und ſchimpfte über die Neuerung. Der Tumult wurde immer größer; die Sturmglocke ertönte. Drei reformirte Geiſtlichen wurden mißhandelt, und zur Kirchthüre hinausgeſtoßen. Einer, welcher dem Tode ſich nahe glaubte, betete mit den Worten des Herrn: „Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun.“

Moritz kam in eigener Perſon herbei, um das Feuer zu löſchen. Durch Ernſt und Beſonnenheit bewirkte er es, daß man die künftige Predigt ruhig anzuhören verſprach. Der Landgraf führte ſelbſt die von ihren Wunden kaum geneſenen Prediger in die Kirche. Der Pfarrer Schönfeld hatte ſich einen paſſenden Text auserſehen, nämlich die Worte Chriſti: Liebet eure Feinde.“ Nicht ohne Eindruck blieb ſeine verſöhnliche Rede. Doch konnte es Moritz nicht erlangen, daß die Bürger den kommenden Sonntag mit ihm das Abendmahl genoſſen. Nur ein Theil folgte dem Landesherrn; die Meiſten blieben dem Lutherthum treu. In Niederheſſen erlangte der Fürſt, aber freilich oft mit Gewalt, daß man ſeinen Anordnungen folgte; in Oberheſſen da-

gegen iſt die lutheriſche Richtung die vorherrſchende geblieben *).

Doch ich fürchte durch dergleichen unerfreuliche Erzählungen ſchon manchen Leſer ermüdet zu haben. Darum übergehe ich andere Länder wie Brandenburg, wo der Landesherr gleichfalls das ſtrenge Lutherthum verließ. Anfangs ſchien es, als wollte man hier die Ueberzeugungstreue Andersgläubiger gewähren laſſen, indem der Kurfürſt Sigmund feierlich gelobte, ſeinen lutheriſchen Landeskindern nicht zu nahe treten zu wollen. Selbſt ſeiner Gemahlin legte er kein Hinderniß in den Weg, da ſie bei ihrem bisherigen Bekenntniſſe beharrte. Später kamen allerdings auch hier Bedrückungen vor, wie z. B. die Abſetzung des bekannten Liederdichters Paul Gerhard 1666 beweiſt. Es lag überhaupt im Geiſte der Zeit, daß man keinen anderen Glauben neben dem ſeinigen dulden wollte. Aus dieſem Grunde mag ich auch keineswegs die Perſonen verdammen, deren Verfahren ich in dieſem Kapitel zur Warnung für die Gegenwart mitgetheilt habe. Sie aber hatten ſich oder ihre Väter erſt von dem katholiſchen Bekenntniſſe losgemacht, und betrachteten darum ihre Anſicht, die ſie nach manchen äußeren und inneren Kämpfen errungen hatten, als ein Kleinod, welches ſie gegen jeglichen Angriff mit feſter Beharrlichkeit vertheidigen müßten. Auch ſahen wohl Manche ein, wohin es nothwendiger Weiſe mit der evangeliſchen Kirche kommen müſſe, wenn ſie der katholiſchen Einheit gegenüber ein buntes Gemiſch der verſchiedenſten Lehren und Gebräuchen darbieten würde. Zudem waren, wie es überhaupt in den Zeiten der Aufregung zu geſchehen pflegt, über die Gegenpartei gewöhnlich die verkehrteſten Anſichten verbreitet. Es hatte ſelbſt der Geiſtliche, welcher den unglücklichen Crell im Gefängniſſe beſuchte, einen Calviniſten als einen Menſchen geſchildert, der weder Vertrauen zu, noch Glauben an Gott beſitze, der aufgeblaſen ſei von der Meinung beſonderer Heilig-

*) Plank, Entwickelung des prot. Lehrbegriffs.

keit, Weisheit, Gelehrsamkeit, der Christo alle göttliche Würde entziehe, allen Irrthümern und dem Heidenthume Thüre und Thore öffne. Fügen wir nun weiter hinzu, wie von allen Ständen, von allen Parteien der Glaubenshaß ausgeübt wurde, so werden wir die Personen gar wohl zu entschuldigen wissen. Die verhängten Strafen dürfen wir eben so wenig nach dem Geiste unseres Jahrhunderts beurtheilen, sondern nach den Ansichten damaliger Zeiten, wo die Todesstrafe selbst für kleine Vergehungen nichts Ungewöhnliches war. Wir können nicht leugnen, auch in der protestantischen Kirche hat der Glaubenshaß sein verderbliches Wesen getrieben; wollen sich aber unsere Gegner hierauf berufen, so mögen wir sie kühn und dreist auf die folgenden Kapitel verweisen.

Und Eins noch, ehe wir schließen? Wenn auch heute wieder hier und da das Verfluchen und Verdammen selbst an heiliger Stätte vernommen wird; wenn man lösen will das Band brüderlicher Einigkeit, welches die evangelischen Kirchen seit einigen Jahrzehenden umschlungen hat, willst du folgen, geneigter Leser? Willst du vergessen, was Paulus sagt Römer 2, 1. „Worin du einen Andern richtest, verdammest du dich selbst;" oder, was der Heiland uns zuruft Luc. 6, 37. „Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt!" Genugsam hat Christus seinen Willen offenbart, indem er die Söhne Zebedäi zurecht wies, da sie Feuer vom Himmel herabflehen wollten Luc. 9, 54. Es Es mag ein Jeglicher seinen Glauben treu und fest bekennen, er mag ihn vertheidigen mit allem Nachdrucke, wenn es nur immer in der Liebe geschieht; es möge dafür gesorgt werden, daß wir immer mehr um ein festes Bekenntniß uns schaaren können, aber bei dem Allem können wir halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Es soll Einer den Andern in der Liebe vertragen. Eph. 4, 2.

Besonders aber haben die evangelischen Glaubensgenossen, mögen sie lutherisch, mögen sie reformirt, mögen sie unirt sich nennen, alle Ursache sich wechselseitig zuzu-

rufen: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser Aller. Eph. 4, 5. Der Feind steht vor den Thoren. Und wenn dieser droht, müssen alle inneren Zwistigkeiten übersehen werden. Mit kirchenregimentlichen Befehlen und festgesetzten Lehrvorschriften allein ist aber diese Einheit noch keineswegs auf die Dauer begründet. Dergleichen können vielmehr unter Umständen zu neuen Zwistigkeiten Veranlassung geben, wie die sogenannte „Eintrachtsformel" (formula concordiae) in der lutherischen Kirche beweist. Man wollte nämlich durch dieselbe dem Hadern ein Ende machen, und das fernere Eindringen des Calvinismus verhüten, indem man die lutherische Lehrsätze recht genau und bestimmt als Bekenntniß aussprach. Der erste Gedanke hierzu war von einem würtemberger Geistlichen, Jakob Andreä, ausgegangen. Das Unternehmen wurde von verschiedenen Fürsten gebilligt, und so kam 1580 diese neue Bekenntnißschrift an das Tageslicht. Dieselbe wurde vielfach gebilligt und unterschrieben, aber auch vielfach getadelt und verworfen. Die Eintrachtsformel konnte die Eintracht geben; dazu gehörte der Geist, der in dem letzten Gebete Melanchthons sich aussprach. Dieser wiederholte unter Andern auf seinem Sterbelager die Worte: „Laß sie Eines sein in uns, gleich wie wir Eines sind in Dir. Das walte Gott!

Achtes Kapitel.

Wie die Protestanten und die Katholiken nach dem Religionsfrieden einander gegenüber stehen.

Motto:

Die Religion soll ihrer Bestimmung gemäß zur Vereinigung der Menschen dienen; in Deutschland wird dieses unschätzbare Kleinod zum entgegengesetzten Zwecke mißbraucht.
Prinz Eugen von Savoyen.

1) Die Jesuiten.

Während die Protestanten, wie wir so eben gehört haben, in unbegreiflicher Verblendung einander haßten und verfolgten, entstand ihnen ein Feind, der als den höchsten, ja fast einzigen Zweck seines Wirkens sich vorgesetzt hatte, die vermeintliche Ketzerei um jeden Preis zu vernichten. Er war schlau dieser Feind, und wußte gar wohl Zeit und Gelegenheit wahrzunehmen, um die Evangelischen mit List oder Gewalt in den Schooß der kathol. Kirche zurückzuführen. Er scheute sich nicht, wo es ihm zur Ehre Gottes und zum Heile der Kirche nothwendig schien, auch verwerfliche Mittel zu gebrauchen. Und so ist es ihm in der That in vielen Länder gelungen, das Licht des Evangeliums mit dem Hauche seiner Predigt oder noch mehr durch vergossene Blutströme wieder auszulöschen. Dieser Feind ist in den „Jesuiten" zu suchen.

Um dieselbe Zeit, wo Luther durch seine Reise nach Worms dem Klosterleben und der alten Lehre gänzlich entfremdet wurde, 1521, erhielt ein spanischer Edelmann, Ignatius von Loyola bei der tapferen Vertheidigung der Stadt Pampelona gegen die Franzosen eine bedeutende Verwundung, wobei ihm das linke Bein zerquetscht wurde. Die Heilung verursachte ihm unsägliche Schmerzen, und doch war sie so ungeschickt ausgeführt worden, daß geschicktere Aerzte erklärten, die Wunde müsse wieder aufgerissen und der Knochen wieder zerbrochen werden,

wenn nicht ein großer Uebelstand zurückbleiben solle. Loyola ertrug die neue noch qualvollere Behandlung ohne Murren und Klagen; mit kaltem Blute ließ er sich ein Ueberbein absägen. Und als immer noch das eine Bein zu kurz zu werden drohte, unterwarf er sich Monate lang auf dem Streckbette einer, für andere, weniger charakterfeste Männer unerträglichen Behandlung.

Die militärische Laufbahn konnte er nicht mehr betreten, aber ehrgeizig war der Ritter, daß er auf eine andere Weise sich auszeichnen wollte. Während er unthätig auf dem Bette gelegen, oder in der Stube zugebracht hatte, war ihm das Lesen der Lebensbeschreibungen von Heiligen eine angenehme Unterhaltung gewesen. Durch die Wunder, welche von denselben erzählt wurden, durch die himmlischen Erscheinungen, welche sie gehabt haben sollen, wurde die Einbildungskraft des jungen, feurigen Mannes so sehr erhitzt und aufgeregt, daß er wähnte ähnliche Erscheinungen gesehen zu haben. Für die Jungfrau Marie und die Ehre der Kirche ritterliche Thaten zu verrichten, glaubte er von Gott berufen zu sein. Es war ihm nicht verborgen geblieben, wie auch in seinem Vaterlande und in Italien der ketzerische Geist, der in Deutschland aufgetaucht war, sich verbreitet hatte. Selbst ein kathol. Schriftsteller legt von jenen Zeiten das Zeugniß ab: „Hätte nicht die Inquisition mit aller Entschiedenheit Sorge getragen, den evangelischen Predigten Einhalt zu thun, die protestantische Religion wäre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen, da Leute von allen Ständen und Geschlechtern zur Annahme derselben bereit waren*)."

Diesem Uebel entgegen zu wirken, gelobte Loyola mit feierlichem Schwure. „Er unterhielt durch eine übertriebene Strenge die religiöse Schwärmerei, in welche er gefallen war. Dreimal geißelte er sich des Tages.

*) K. F. Becker, Geschichte 7, 339.

7 Stunden brachte er im Gebete zu; seine Nahrung war Brod und Waſſer, und ſein Lager die bloße Erde. Er predigte dabei, die Ungläubigen zur Buße zu führen, und den Sünden der Zeit Einhalt zu thun. Es war natürlich, daß er durch dieſes Alles Aufſehen erregte. Doch er wollte nicht in ſeinem Vaterlande bleiben; nach Rom und Jeruſalem zog es ihn hin. Sein Bruder gab ihm das nöthige Reiſegeld. Dieſes ſchenkte er den Armen, indem er mit dem Bettelſtabe ſich weiter zu bringen gedachte. Er hatte ſich nicht getäuſcht. Ein Schiffscapitän nahm ihn unentgeltlich mit nach dem heiligen Lande. Freudenthränen perlten in ſeinen Augen, da er Jeruſalems Boden betrat. Auch hier beſeelte ihn der ihm zur anderen Natur gewordene Bekehrungseifer. Er verkündigte den Muhamedanern das Evangelium. Das aber konnte für die Chriſten in jener Gegend gefährlich werden. Darum mußte Loyola auf Betrieb eines dortigen Kloſtervorſtehers Jeruſalem und Paläſtina gar bald wieder verlaſſen.

Immer deutlicher wurde es unſerem Helden, daß er ſich noch umfaſſende Kenntniſſe verſchaffen müſſe, wenn er mit glücklichem Erfolge den Ungläubigen und Ketzern wolle entgegen treten. Dazu entſchloß er ſich dann, indem er ſich nicht ſchämte, als Mann unter Knaben zu ſitzen und mit ihnen aus dem Borne der Weisheit zu ſchöpfen. In Paris wollte er ſich weiter bilden; das nöthige Geld hatte er ſich meiſtens in den Niederlanden durch Betteln geſammelt. In der großen franzöſiſchen Königsſtadt fand er Urſache genug, als katholiſcher Bußprediger aufzutreten. Waren ja doch daſelbſt nicht blos Laſter jeglicher Art im Gange, ſondern auch lutheriſch geſinnte Männer ſogar an der Hochſchule angeſtellt. Loyola zeigte öfters die Verdächtigen bei der Inquiſitionsbehörde an, und brachte dadurch Manchen zum Märtyrertode für ſeine evangeliſche Ueberzeugung.

Anfangs wurde Loyola ſelbſt von Vielen ſeiner Landsleute wegen ſeines Sinnens und Treibens verlacht. Bald jedoch ſchloſſen ſich gleichgeſinnte junge Männer

dem Schwärmer an. Es waren dies Franz Xaver, und andere. Im August 1534 waren dieselben in einer unterirdischen Kapelle eines Nonnenklosters auf dem Mont-Martre bei Paris versammelt. Loyola las ihnen eine Messe, und nahm ihnen das feierliche Versprechen ab, daß sie nach Jerusalem oder Rom sich begeben wollten, um dem Papst ihre Dienste zur Vertheidigung des bedroheten katholischen Glaubens anzubieten. Loyola ging noch einmal nach Spanien zurück, wo er gerade wegen seiner übertriebenen Selbstpeinigung wie ein Heiliger empfangen und verehrt wurde. In seinem Geburtsorte zog ihm das Volk in feierlicher Prozession entgegen; er wohnte daselbst nicht in seinem väterlichen Schlosse, sondern in einem Krankenspitale, mit fortwährenden Bußübungen beschäftigt.

In Venedig kam Loyola wieder mit den genannten jungen Männern und einigen andern, welche sich ihnen angeschlossen hatten zusammen. Sie bemühten sich fortwährend ruchlose Leute zu bekehren. Auch kamen sie an Krankenlager und Sterbebette, Trost und Hülfe zu bringen. Sie gaben bisweilen anerkennenswerthe Beispiele von seltener Selbstverleugnung. So zog Franz Xaver einmal einem Kranken, dessen Körper mit giftigen Beulen bedeckt war, mit seinem Munde den Eiter aus denselben heraus.

Der Papst wollte anfangs den neuen geistlichen Orden nicht bestätigen; doch er erkannte gar bald, wozu er denselben gebrauchen könne, da in dessen Statuten ausdrücklich neben dem Gelübde der Armuth und der Keuschheit noch das des unbedingten Gehorsams gegen den Oberen des Ordens und gegen den römischen Stuhl hinzugefügt war. Die Mitglieder mußten geloben, sich in allen Geschäften nach dem Willen des Papstes unentgeltlich brauchen zu lassen. Nachdem die Brüder Jesu, wie sie sich nannten, 1540 anerkannt waren, vermehrte sich ihre Zahl in kurzer Zeit auf unglaubliche Weise. 10 Mitglieder waren es zuerst gewesen; 1546 zählte man schon über

10,000. In fast allen katholischen Ländern traten sie zahlreich auf. Sie verstanden es, durch ihre Predigten das Volk zu fesseln, während die protestantischen Eiferer mit ihren theologischen Streitigkeiten, und ihrem Schimpfen und Schelten sich viele Gemüther entfremdeten. Sie wußten sich als Beichtväter an fürstlichen Höfen und sonst bei einflußreichen Personen Eingang zu verschaffen. In dieser Stellung lernten sie alle Geheimnisse im Staatsleben kennen, so daß sie im Stande waren ihre wohlberechneten Maßregeln hiernach zu treffen. Wer zu ihnen gehören wollte, mußte erst ein Jahr lang Probe bestehen. Hatte er sie bestanden, so wurde er nach seinen Kenntnissen, nach seinen besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten auf den ihm angemessenen Posten gestellt.

In Deutschland wurde diese geistliche Miliz keineswegs freundschaftlich empfangen. Als in Regensburg ein eifriger Jesuit über die Reformation schimpfte, war das Volk im Begriffe, denselben in die Donau zu werfen. Doch trotz des heftigen Widerwillens, welcher bei unseren Landsleuten gegen den Orden verbreitet war, wurden die Jesuiten in Baiern, Oestreich und bald auch am Rheine aufgenommen, ja vielfach begünstigt. Bald hatten sie zu Ingolstadt, zu München, zu Wien, zu Olmütz, zu Brünn, zu Insbruck, zu Trier, Mainz, Speyer und vielen andern Orten ihre Ordenshäuser. In München hatte ihnen der Herzog Wilhelm, welcher von 1579—1585 regierte, einen Palast erbauen lassen, der den fürstlichen übertraff. Der gelehrte Jesuit Pater Canisius gab einen Katechismus heraus, welcher in alle Sprachen der Erde übersetzt worden ist, und in 100 Jahren über 400 Auflagen erlebte. Dieses katholische Religionsbuch, welches auch heute wieder vielfach in Schulen eingeführt ist, athmet fast auf allen Seiten Unduldsamkeit gegen die Nichtkatholiken. Was die Jesuiten beabsichtigten, konnte ein Blinder bemerken. Wo sie sich festgesetzt hatten, wurden auch bald die Landesherren zu gewaltthätigen Maßregeln gegen die evangelischen Bürger verleitet. In Baiern durfte sich Niemand

mehr merken lassen, daß er anders, als gut päpstlich gesinnt wäre, wenn er nicht dem Scharfrichter in die Hände fallen wollte. Wer nur irgend der Ketzerei verdächtig war, mußte ein strenges Verhör bestehen, und Wehe einem Jeden, welcher die vorgelegten Fragen nicht zum Wohlgefallen des katholischen Richters beantworten konnte. Er wurde seiner bürgerlichen Rechte verlustig erklärt; er durfte kein öffentliches Amt verwalten, ja nicht einmal ein Handwerk betreiben, in eine Zunft aufgenommen werden u. s. w. Gar Mancher mußte sein Bündel schnüren, und auswärts sein Heil versuchen. Aehnliches geschah 1585 zu Paderborn, 1586 zu Würzburg, 1588, zu Münster und anderen Orten.

Und diese Jesuiten, welche keinen anderen Gehorsam kennen, als den gegen ihren General, welche nach ihren eigenen Aussprüchen, von ihren Oberen sich mußten leiten lassen, wie wenn sie ein Leichnam wären, oder wie ein Stock, der überall und zu jeder Sache von seinem Herrn sich gebrauchen läßt; diese Jesuiten, auf denen wenigstens der Verdacht ruhet, mehrere Königsmorde veranlaßt zu haben; diese Jesuiten, die ein jegliches Mittel für recht erklärten, wenn es zur „größeren Ehre" Gottes angewandt wird, gehen heute wieder in zahlreicher Menge umher, ihrem alten Grundsatze treu, die Protestanten aufs neue unter das römische Joch zu beugen. Laut predigt es die Geschichte, und dieses Büchlein wird es bestätigen, wo diese geschworuen Feinde der Evangelischen Boden gewinnen, da weichet der confessionelle Friede, da ruft der Glaubenshaß und die Religionsverfolgung Unheil in Menge hervor. Ein Papst hat sie verdammt, und sie sind wieder die Schooßkinder des Papstes geworden! Ist das die Unfehlbarkeit, welche sich Rom zuschreiben will?

2) Wie weit es in Deutschland mit der protestantischen Lehre gekommen war.

Die Gunst, in welcher die Jesuiten bei recht katholischen Eiferern von je her gestanden haben, und noch

immer stehen, läßt sich um so eher erklären, wenn wir bedenken, welche Dienste sie zur Unterdrückung des Protestantismus geleistet haben. Kurz nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts schien eine gänzliche Finsterniß für die Sonne der Christenheit, wie der Papst sich zu bezeichnen pflegte, wenigstens so weit Deutschlands Grenze ging, gekommen zu sein. Selbst in Ländern, welche wir heute als rein katholische bezeichnen, hatte damals das Evangelium das Uebergewicht. Mag auch die Angabe, als ob zu jener Zeit nur der 10te Theil der Oestreicher bei dem bisherigen Glauben geblieben wäre, eine Uebertreibung enthalten, so viel ist wohl über allen Zweifel erhaben, die Mehrzahl derselben hat evangelische Gesinnungen gehabt. Wenigstens kann man dieses von den adeligen Herren, ob und unter der Ens, wie Oestreich eingetheilt wird, mit Gewißheit behaupten Katholische Pfarreien mußten oft längere Zeit erledigt bleiben, weil Niemand vorhanden war, welcher sie nach der gegebenen Vorschrift verwalten wollte. Die Klostergeistlichen hatten meistens ihre Zellen verlassen. In Wien konnte das Frohnleichnamsfest nicht gefeiert werden, weil man bei diesem Ceremoniendienste Spott und Gewalt von der größeren Anzahl der Gegner befürchten zu müssen glaubte. Einzelne hatten sich schon in ihrem falschen evangelischen Eifer dergleichen Verirrungen erlaubt. So war z. B. der Sohn eines Predigers aus Würtemberg in einen Wallfahrtszug gedrungen und hatte die Monstranz, d. h. die geweihete Hostie, dem Priester aus den Händen gerissen und mit Füßen zertreten. Das war eine Frevelthat, welche nicht ungestraft bleiben durfte. Der verblendete Jüngling mußte auf dem Scheiterhaufen seine Unbesonnenheit büßen, nachdem ihm vorher die Hand war abgehauen worden.

1574 schildert der kaiserliche Rath Lazarus Schwendi in einem Schreiben an Maximilian II. den Zustand von Deutschland:

„Der Adel ist fast durchaus im Reiche unter katholischen und lutherischen Obrigkeiten

der geänderten Religion zugethan, und wo sie es nicht öffentlich sein dürfen, sind sie es doch heimlich; oder ist schon ein Theil der römischen Religion noch anhängig, so ist es doch ein kalt, halb Werk und wenig Eifers dahinter."

Von Baiern insbesondere könnte man Aehnliches erzählen. An Bischofssitzen sogar sangen die Domschüler hier und da Lieder zur Verherrlichung Luthers. In einigen Gerichtsbezirken zerbrachen die Landleute in ihrem verkehrten Sinne Kreuze und Heiligenbilder. Die Pfarrer wurden von den Gemeindegliedern genöthigt, bei dem Abendmahle auch den Kelch zu reichen. Auf den Landtagen zu München und Landshut ergriffen die Adeligen und Städte das Wort, und begehrten, daß das Evangelium lauter und rein verkündigt würde. Der venetianische Gesandte am kaiserlichen Hofe berichtet uns Erfreuliches über die wechselseitige Duldung in manchen Gegenden. „Ein Theil hat sich so sehr bequemt den anderen zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man protestantisch oder katholisch ist. Katholiken und Protestanten heirathen unter einander, und Niemand stößt sich daran." 1580 machte der bigotte Herzog von Baiern den Bischöfen in seinem Gebiete den ernstlichen Vorwurf, daß sie in ihren geistlichen Gebieten gemischte Ehen ohne Anstand einsegnen ließen *). Viele katholische Fürsten, selbst geistliche hatten evangelisch gesinnte Beamten mitunter an den wichtigsten Posten.

Was würde aus Deutschland geworden sein, wenn die Evangelischen besser verstanden hätten, die Gunst der Zeit zu benutzen? Wäre ihnen der Sieg nicht sicher gewesen, wenn sie bei der einfachen Lehre der heiligen Schrift wären geblieben, und nicht durch theologische Spitzfindigkeiten und Zänkereien die Gemüther verwirrt und beunruhigt hätten? War es zu verwundern, daß

*) Politik des Hauses Oestreich. Hannover 1852.

ihrem nüchternen, oft nur durch unchriſtliche Scheltworte gewürzten Gottesdienſte gegenüber der katholiſche die Einbildungskraft erregende Ceremoniendienſt gerade die Gefühlsmenſchen feſſeln mußte? Die Jeſuiten wußten dieſes gar wohl zu benutzen, um durch äußere Feierlichkeiten des Eindruckes nicht zu verfehlen. Konnten ſie nun noch weiter ſich darauf berufen, daß auch die Evangeliſchen einander haßten und verfolgten, ſo muß es uns erklärlich ſein, daß in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts mehr ein Stillſtand oder Rückgang, denn ein Fortſchritt in der Verbreitung der evangeliſchen Kirche wahrzunehmen iſt.

Dabei darf ich allerdings einen beachtenswerthen Punkt nicht verſchweigen. Der ſo zweifellos in dem Worte Gottes begründete Glaubensſatz, welchen die Evangeliſchen an die Spitze ihres Bekenntniſſes ſtellten, daß der Menſch nur gerechtfertigt werde durch den Glauben ohne des Geſetzes Werk, konnte leicht mißdeutet und unrichtig aufgefaßt werden. Das iſt vielfach geſchehen. In Heſſen war ein Geiſtlicher aus dem Elſaß, Theobald Thamer, während des ſchmalkaldiſchen Krieges Feldprediger geworden. Er hielt es für eine heilige Pflicht, dem wüſten Leben und den zügelloſen Ausſchweifungen des Kriegsvolkes entgegen zu treten. Die rohen Soldaten lachten bisweilen ſeiner ſtrafenden Rede. Einige erwiederten auf ſeine Ermahnung zur Buße: „Du lehrſt uns ja ſelbſt, daß der Menſch nichts Gutes thun könne, und durch ſein eigenes Verdienſt nicht gerecht zu werden vermöge. Wir müſſen uns allein auf das Verdienſt Jeſu Chriſti verlaſſen, was ſollen wir die Lüſten und Begierden bekämpfen?“ Anſtatt nun den Irrthum in dieſen gottesläſterlichen Reden zu berichtigen und zu zeigen, daß es kein wahrer Glaube ſei, welcher nicht mit der Wiedergeburt verbunden wäre, ließ ſich Thamer durch dieſen Einwand in die Enge treiben, und predigte in katholiſchem Sinne gegen die evangeliſche Rechtfertigungslehre. Er mußte ſeinen Poſten verlaſſen, und fand bei dem Biſchof

von Mainz eine günstige Aufnahme. Aehnliche Betrachtungen konnten und mußten auch Andere anstellen, wenn sie es hörten, wie einzelne protestantische Gelehrte, um den Werth des Glaubens recht eindringlich hervorzuheben, behaupteten, daß die guten Werke nicht blos nicht nützlich, sondern schädlich zur Seligkeit wären.

Unter solchen Verhältnissen konnten die Jesuiten mit Hoffnung auf Erfolg ihren Kampf beginnen. Und das thaten sie, wie Einer von ihnen, Eduard Compianus, um 1581 versichert. Nachdem er behauptet hatte, die Ketzer müßten auf alle mögliche Weise verfolgt werden, bemerkte er weiter: „Wissen sollt Ihr, wir Jesuiten haben Alle ein heiliges Verbündniß gemacht, in großer und mächtiger Zahl, die sich täglich vermehrt, Eure Religion, Euren Glauben umzustürzen. So lange noch Einer übrig ist, wird er keine Mühe und Arbeit, keinen Fleiß, keine Kunst sparen, um dieses Ziel zu erreichen. Keine Gewalt, kein Engel vom Himmel wird uns dieses wehren können."

3) Wie die deutschen Kaiser den Protestanten gegenüber sich verhielten.

Karl V. hatte durch seinen Rücktritt von dem deutschen Kaiserthrone dem Papste auf die Füße getreten, indem er diesen wichtigen Schritt ohne Rücksprache mit dem Kirchenfürsten zu nehmen, sich erlaubt hatte. Anfänglich stimmten die deutschen Fürsten mit den Aeußerungen des Papstes in so weit überein, daß auch sie ihren Unwillen nicht verbargen, weil der Regierungswechsel ohne ihre Einwilligung vor sich gegangen war. Ferdinand I., der Nachfolger Karls, wußte sich mit den Großen des Reichs gar bald zu vertragen. Der Papst aber beharrte auf seinem Sinne und wollte den kaiserlichen Gesandten gar nicht bei sich empfangen. Die Cardinäle bestärkten ihn in seiner Anmaßung, indem sie

erklärten, was auf dem letzten Reichstage beschlossen sei, wäre ungiltig; es hätten ja Ketzer, welche durch ihren Abfall von der römischen Kirche, aller Gnade und Gewalt verlustig geworden, daran Antheil genommen. Ferdinand müsse sich dem Urtheile des Papstes unterwerfen; er müsse Buße thun und nicht einen Gesandten, sondern einen Advocaten nach Rom senden, um sich vertheidigen und seine Sache führen zu lassen. Vergeblich bemühten sich erzkatholische Fürsten, wie Philipp II. von Spanien, den Papst zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nur wie einen Privatmann ließ der Papst den kaiserlichen Gesandten zu, nicht aber als solchen. Ferdinand konnte sich über die Nichtanerkennung von Seiten des römischen Bischofs hinaussetzen, indem alle andere Fürsten ihn als erwählten römischen Kaiser behandelten. Erst der folgende Papst fügte sich in die Verhältnisse, und sprach seine Bestätigung der ohne ihn schon anerkannten Kaiserwürde aus.

Ferdinand, welcher eingesehen hatte *), daß die Ausrottung des Protestantismus wohl eine Unmöglichkeit wäre, wollte wenigstens eine Annäherung der feindlichen Parteien, so viel es geschehen könnte bewirken. Er vereinigte sich mit dem Herzog Albrecht II. von Baiern und sogar mit den 3 geistlichen Kurfürsten, daß die Priesterweihe und der Genuß des Kelches beim Abendmahl, welcher durch die Kirchenversammlung zu Basel den Hussiten gestattet worden war, allgemein eingeführt würde. Der Papst suchte den Kaiser hin zu halten, er möge doch die Entscheidung nicht von der Tridentiner Kirchenversammlung verlangen; es solle später gehalten werden. Als aber das Concil geschlossen war, bewilligte der Papst nur die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Die Verheirathung der Geistlichen wollte er nicht gestatten, wie ernstliche Vorstellungen ihm auch von Ferdinand und Andern gemacht wurden, daß dieselbe wegen der allgemeinen Sittlichkeit nothwendig wäre.

*) Vergl. S. 77.

Auch der Kelch wurde bald wieder verboten. Nicht das Geringste wollten die Katholiken nachgeben, um eine Versöhnung der Parteien zu bewirken. Auf dem Tridentiner Concil wurde die katholische Lehre in allen ihren Theilen bestätigt, und mit dem Zusatze geheiligt: Wer anders lehre, der sei verflucht. Mit dem Ausrufe: „Verflucht sei alle Ketzerei!“ hatte der Vorsitzende 1563 die Versammlung geschlossen. Alle Anwesenden hatten das unchristliche Verdammungswort wiederholt. Wie konnte bei diesem Geiste der Geist des Friedens seine Segnungen verbreiten?

Es ist wahr, der Kaiser wurde durch dieses Alles nicht seinen Grundsätzen untreu gemacht, das Versprochene den Protestanten zu halten. Er suchte, so viel es bei seinem sonst streng-katholischen Standpunkte möglich war, allen Parteien gerecht zu werden.

Ferdinands Sohn und Nachfolger, Maximilian II., welcher von 1564—1576 regierte hatte sogar in seiner Jugend bei den Evangelischen die Hoffnung erregt, sie würden ihn einstens zu den Ihrigen zählen dürfen. Und in der That, sie hatten Ursache dieses zu hoffen, da Maximilian in einem Briefe an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz sich äußerte, er werde nächstens als Verbannter bei ihm eine Zufluchtsstätte sich erbitten. Einen evangelischen Prediger, Namens Pfauser, hatte er längere Zeit hindurch in seiner nächsten Umgebung. Beide Parteien waren gespannt, was er thun würde, wenn er zur Regierung käme. Natürlich wurde von katholischer Seite sich alle Mühe gegeben, den Uebertritt des Kaisers zu verhüten. Außer Andern stellte man ihm vor, wie unter den Protestanten die heftigsten und ärgerlichsten Streitigkeiten die Gemüther verwirrten. Gerade dieser Punkt mußte auf Maximilian bei dem friedlichen Sinne, welchen er hatte, von besonderem Gewichte sein. Seine streng-katholische Gemahlin, eine Tochter Karls V., trug gleichfalls das Ihrige dazu bei, den Kaiser wenigstens äußerlich als ein Glied der

römiſchen Kirche zu erhalten. Sie wußte es ſogar dahin zu bringen, daß ihr Sohn Rudolf am ſpaniſchen Hofe von Jeſuiten erzogen wurde.

Zur Unduldſamkeit konnte aber Maximilian durch keine Einflüſterungen verleitet werden. Er gab den Gliedern des Herren- und des Ritterſtandes in Oeſtreich, deren Mehrzahl ſchon aus Proteſtanten beſtand, die Erlaubniß, in ihren Schlöſſern, Dörfern und Städten, Lehre und Gottesdienſt nach der Augsburgiſchen Confeſſion zu ordnen. Den landesherrlichen Städten wurde zwar dieſes nicht gewährt, allein es wurde auch keine Einſprache gemacht, da die Stände in ihrem Landhauſe zu Wien evangeliſchen Gottesdienſt halten ließen, und viele Bürger ihm beiwohnten. Was der Kaiſer hierbei als Bedingung auszuſprechen ſich gedrungen fühlte, konnte gewiß nicht unbillig genannt werden. Die evangel. Geiſtlichen ſollten weder in ihren Predigten, noch in ihren Schriften den kathol. Glauben ſchmähen. Der Kaiſer ließ ſogar einen proteſt. Gelehrten, Chyträus aus Roſtock nach Wien berufen, um durch denſelben eine angemeſſene Einrichtung für den evangel. Gottesdienſt feſtſtellen zu laſſen. Als ihm der Papſt durch einen Geſandten wegen ſeiner friedlichen Geſinnung gegen die Ketzer Vorſtellungen machen ließ, erwiederte er mit entſchiedenem Ernſte: „er habe ſeinen Landsleuten die Augsburgiſche Confeſſion geſtattet, um weiteren Irrungen zuvor zu kommen.“

Seine ächtchriſtliche Geſinnung legte er an den Tag, da er von dem Schreckensereigniſſe der ſogenannten Bartholomäusnacht oder Pariſer Bluthochzeit Kunde erhielt. Es waren nämlich auf Anſtiften des Königs in einer einzigen Nacht zu Paris und andern Orten wenigſtens 30,000 Proteſtanten umgebracht worden. In Rom wurde ob dieſer Greuelthat ein Dankfeſt gehalten. Maximilian aber ſchüttelte unwillig das Haupt und ſprach: „Gott verzeihe es denen, die daran ſchuld ſind. Religionsſachen wollen nicht mit dem Schwerte behandelt wer-

den. Christus und die Apostel haben anders gelehrt. Ihr Schwert war ihre Zunge und ihr christliches Leben." Ach, daß doch der edele Kaiser nicht einen Nachfolger hatte von gleicher Gesinnung!

Leider aber hatte sein Sohn und Erbe Rudolf II. von 1576—1612, mehr den katholischen Eifer seiner Mutter, als die Duldung seines Vaters geerbt. Anfangs freilich bestätigte er seinen evangelischen Unterthanen die Freiheitsbriefe, welche sie von seinem Vater erhalten hatten. Auch in den Niederlanden, wo der König von Spanien das Ketzerblut stromweise vergoß, bot er seine Vermittelung an. Doch er war von bigotten Priestern umgeben, und ein schwacher Mann, welcher von den Einflüsterungen der Jesuiten sich leiten ließ. Dieselben hatten ihm aber schon lange vorgesprochen, der Augsburger Religionsfriede habe seine Gültigkeit verloren, da die Protestanten nicht strenge bei dem Augsburger Glaubensbekenntnisse geblieben wären. Um so weniger brauchten katholische Fürsten nachgiebig zu sein, da auch unter den Evangelischen einige mit Härte gegen andersglaubende Unterthanen verführen. Als nun gar ein Prediger in Wien, Namens Opitz, durch sein allzu heftiges Eifern öffentliches Aufsehen erregte, glaubte Rudolf ernstlicher einschreiten zu müssen. Die Predigten dieses Mannes waren, wie allgemein versichert wird, voll Bitterkeit und Galle gegen die Päpstlichen. Seine Zuhörer wurden bisweilen durch seine Donnerworte von Wuth entflammt, daß die Hand ihnen zuckte der Abgötterei ein Ende zu machen. Rudolf verbot nun den Wiener Bürgern den Besuch des evangelischen Gottesdienstes, anstatt daß er einfach den Eiferer hätte entfernen sollen, vorausgesetzt, daß er dieselbe Strenge gegen katholische Pfarrer von demselben Geiste angewandt hätte. Als die Stände wegen des gegebenen Befehls Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und andern Städten gänzlich untersagt, und die Prediger meistens des Landes verwiesen. Auch dieses war nur der Anfang von härteren Maßregeln. Es wurde kein

Bürger mehr in den Städten aufgenommen, der nicht seine Rechtgläubigkeit zu beweisen im Stande war. Und da man vorerst gegen Herren vom höheren Adel nicht mit derselben Strenge verfahren konnte, so suchte man wenigstens ihren Einfluß zu brechen, indem man sie von allen wichtigen Aemtern entfernte. Ueberhaupt war unter Rudolf die Zeit der katholischen Gegenreformation gekommen. Einige Ereignisse boten eine vollkommene Veranlassung dazu dar.

In Köln hatte der Erzbischof, Gebhard Truchseß von Waldburg ein Liebesverhältniß mit einer Gräfin von Mansfeld angeknüpft. Da er, um dieselbe heirathen zu können, zur evangelischen Kirche übertrat, machte man den geistlichen Vorbehalt *) gegen ihn geltend. Er wurde, weil er von seinen neuen Glaubensgenossen keine Unterstützung erhielt, von dem Bischofsstuhle vertrieben, und mußte in Straßburg, wo er ebenfalls Domherr war, und wo noch andere evangelische Domherren sich fanden, sein Leben beschließen. Natürlich suchte man nun im ganzen Erzbisthum, was von evangelischem Geiste noch übrig war, gewaltsam zu unterdrücken.

Auch in Straßburg trugen die Katholiken bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. Ebenso wurde in der Reichsstadt Aachen ein ausgebrochener Streit zu Gunsten der römischen Kirche entschieden. Daselbst kam es wegen einer Rathswahl zu Reibungen. Es kamen kaiserliche Bevollmächtigte, welche die beiden von den Protestanten gewählten Bürgermeister ihres Amtes entsetzten. Hierüber entstanden heftige Unruhen, und die Evangelischen bemächtigten sich des Stadtregimentes. Aachen wurde in die Reichsacht erklärt. Es wurde erobert, und alle evangelische Prediger mußten die Stadt verlassen, so wie auch die Meisten ihrer Glaubensgenossen.

*) Vergl. S. 78.

Welche Mittel mitunter angewandt wurden, um in Gegenden, wo der Protestantismus verbreitet war, den kathol. Glauben wieder zurückzuführen, mag Folgendes zeigen.

4) Wie in östreichischen Ländern die Protestanten wieder unterdrückt werden.

Zu damaliger Zeit war Oestreich in verschiedene Länder getheilt. Ueber Steiermark, Kärnthen und Krain hatte ein Neffe des Kaisers Maximilian zu befehlen. Auch er war ein Zögling der Jesuiten gewesen, und zwar ein lenksamer, wie wir sehen. Seine Lehrer hatten ihm zugesprochen, daß religiöse Duldung etwas Unzweckmäßiges sei. „Willst du, so sprachen sie, beiden Parteien gefällig sein, so wirst du beiden verächtlich werden. Es geht dir, wie dem lauen Wasser, welches weder warm noch kalt ist, und darum ausgespieen wird, oder wie dem Manne, welcher auf 2 Stühle sich setzen will, aber leicht zwischen beide sich setzet." 1596 ergriff er als 18jähriger Jüngling die Zügel der Regierung. Schon bei der Huldigung konnte man merken, was er im Schilde führe. Er weigerte sich die bisherigen Gerechtsame der Protestanten zu bestätigen. Seine wahre Gesinnung hatte er zu Loretto, einem bekannten Wallfahrtsorte in Italien gezeigt. Er gelobte daselbst der heiligen Jungfrau, seiner „Generalissima", wie er sie nannte, in der Ausrottung der Ketzerei nicht zu ermüden. Zu diesem Beginnen empfing er den Segen des Papstes. Nun ging er wacker an das nach seinem Wahne Gott wohlgefällige Werk. Der evangelische Gottesdienst wurde in den landesherrlichen Orten verboten. Die Prediger und Lehrer sollten stille sein und sich entfernen. Eine angebliche Rechtsverletzung gegen einen kathol. Priester bot dem Erzherzog willkommenen Vorwand dar, alle Protestanten des Friedensbruches zu beschuldigen, und die früher bewilligte Religionsfreiheit für erloschen zu erklären. Es wurde den

Landeshäuptern und Herren befohlen, binnen 14 Tagen ihre Kirchen zu schließen und ihre Geistlichen zu entlassen. Man machte Gegenvorstellungen von vielen Seiten her. Sie bewirkten nichts Andres, als einen zweiten Befehl an die Diener des göttlichen Wortes selbst, bei Vermeidung der Todesstrafe binnen 8 Tagen das Land zu räumen. Und, daß es ernstlich gemeint war mit solcher Drohung, beweisen die Galgen, die man in Menge errichtete. Keine Vorstellung half. Wer nicht katholisch werden wollte, sollte den Wanderstab ergreifen, jedoch den zehnten Theil seines Vermögens als Abzugsgeld zahlen. Umsonst bemerkten die Stände ihrem Fürsten, daß durch die Auswanderung der wohlhabendsten und fleißigsten Bürger das Land ruinirt werden würde. Ferdinand erwiederten das Staatswohl werde am sichersten durch wahre Gottesverehrung und Ausrottung ketzerischer Lehren begründet.

Seit dem Herbste 1599 durchzogen landesherrliche Beamten mit bewaffneter Mannschaft das Land um die Gegenreformation auf eine ganz andere Weise zu vollziehen, als die Reformation sich verbreitet hatte. Evangelische Kirchen und Schulen wurden niedergerissen, mit Kanonen zusammengeschossen, oder durch Pulver in die Luft gesprengt. Bibeln, Gesangbücher und andere evangelische Schriften nahm man hinweg und verbrannte sie als verderblichen Peststoff. In der Hauptstadt wurden in dem einen Jahre 1600 über 10,000 dergleichen dem Feuer überliefert. Wer es wagte, diese verbotenen Waaren zu behalten, wurde als schwerer Verbrecher mit harten Strafen belegt. 100,000 und mehr unterlagen der Versuchung zum Abfalle vom protestantischen Glauben. Andere bewiesen sich treu, und opferten ihrer religiösen Ueberzeugung Heimath und Lebensglück. Unzählige blieben im Geheimen evangelisch gesinnt; sie kamen in den Gebirgsschluchten zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung zusammen. Die Bibeln bewahrten sie als einen geheimen Schatz in verborgenen Orten, oftmals in den Wänden eingemauert. Wie wohl die Protestanten, im Anfange

wenigſtens, die Mehrzahl bildeten, brach dennoch keine Empörung unter ihnen aus; ſo feſt hielten ſie an der ihnen eingeſchärften Pflicht, „auch den wunderlichen Herren gehorſam zu ſein.“ 1. Petr 2, 18. Die ſonſt ſo mächtigen Stände übten nicht einmal das ihnen zuſtehende Recht der Steuerverweigerung aus. Beweiſes genug, wie wenig der Proteſtantismus an und für ſich das Revolutioniren begünſtigt.

Unter den Märtyrern des evangeliſchen Glaubens war auch ein gelehrter Mann, ein Sternkundiger, deſſen Namen unter den Männern der Wiſſenſchaft niemals wird vergeſſen werden. Es war Johann Keppler, ein Würtemberger von Geburt. Man hätte ihn wegen ſeiner Kenntniſſe gerne gerettet. Man redete ihm zu, er möchte vernünftig ſein, und ſein Beßtes bedenken; er ſolle reichliche Unterſtützung erhalten, wenn er ſich bekehre. Seine Antwort lautete kurz und beſtimmt, eines evangeliſchen Mannes würdig: „Ich habe das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß durch meinen Jugendunterricht, durch wiederholte Prüfung und Erfahrung in verſchiedenen Lebensſchickſalen mir zu eigen gemacht. Heucheln kann ich nicht. Auch liegt mir der evangeliſche Gottesdienſt und der rechte Gebrauch der Sacramente am Herzen. Ich bin gewohnt Glaubensſachen mit Ernſt zu behandeln.“ Nach ſolcher Erklärung mußte er fort. Leider bin ich genöthigt hinzuzufügen, daß er auch in ſeinem Vaterlande verſtoßen wurde, da er die früher erwähnte Eintrachtsformel nicht annehmen wollte. Er fand in Prag eine Aufnahme und dürftigen Unterhalt.

Mit Wohlgefallen gewahrte der Kaiſer und andere Glieder der öſtreichiſchen Regentenfamilie den Sieg der Gewalt über den proteſtantiſchen Geiſt. Rudolf merkte ſich das Verfahren, ging aber langſamer mit der Anwendung voran. Er wurde ſogar wieder mehr zur Nachgiebigkeit bewogen, da er mit ſeinem Bruder Matthias Händel bekam. Er fürchtete nämlich, die Proteſtanten möchten

denſelben in ſeinem Streben nach der Herrſchaft unterſtützen. Dieſer wurde wirklich zum Herrn von Oeſtreich und Ungarn ernannt; er war aber ſpäter keineswegs ſo nachſichtsvoll, als er ſich früher geſtellt hatte. Sein Günſtling, der Erzbiſchof Cleſel von Wien, hatte ihm den Rath gegeben, den Proteſtanten Nichts gutwillig zu gewähren. Was man mit Gewalt ihm abtrotze, könne er ſpäter mit Gewalt wieder erlangen.

5) Fulda, das Eichsfeld und Würzburg wird wieder katholiſch.

In Fulda, wo ſchon 1523 ein evangeliſcher Prediger das Wort Gottes verkündigte, gewann die kirchliche Einrichtung in lutheriſcher Weiſe um das Jahr 1542 eine feſte Geſtalt; denn um dieſe Zeit gab der Abt Philipp Schenk von Schweinsberg auf dringendes Bitten der Bürger das evangeliſche Bekenntniß in ſeinen Landen frei. Auch machte er eine Kirchenordnung bekannt, in welcher er das Evangelium rein und lauter zu predigen befahl. Im Jahr 1573 erinnerte ſich in Fulda kaum irgend Jemand, einen lateiniſchen Gottesdienſt, oder den Gebrauch des Weihwaſſers, oder das Umtragen der Hoſtie und Aehnliches geſehen zu haben. Auf den umher liegenden Ortſchaften und bei den adeligen Herren ſah es ebenſo aus.

Der 1570 gewählte Abt, Balthaſar Dernbach, ein geborener Heſſe, war früher ein Anhänger des Evangeliums geweſen, und durch die Biſchöfe von Mainz und Würzburg bekehrt worden. Die Bürger von Fulda nahmen ihn mit Mißtrauen auf, und verlangten von ihm, daß er vor ſeinem Regierungsantritte feierlichſt gelobe, die Stadt bei ihrem Herkommen zu erhalten, und ohne Bewilligung der Landſtände keinen neuen Orden aufzunehmen. Deſſen ungeachtet zog er Jeſuiten herbei, da er derſelben ſich bedienen wollte, um ſeine Unterthanen zum alten Glauben zurückzuführen. Schon kannte man die ſauberen Herren, welche allenthalben, wo ſie aufgetreten waren, den Glaubens-

haß angefacht hatten. Darum war es ein Donnerſchlag für das ganze Land, als 1572 ein Häuflein von 19 Jeſuiten ein leer ſtehendes Kloſter bezogen, und eine öffentliche Schule errichteten. Der Stadtpfarrer Göbel wurde alsbald durch den Einfluß derſelben bewogen, die proteſtantiſche Lehre, welche er ſeither gepredigt hatte, zu verdammen, und ſeine Verlobung mit der Tochter ſeines Vorgängers reumüthig aufzugeben. Wie ein Mann erhob ſich das ganze Volk, um eine dringende Bittſchrift an den Abt zu richten, daß er die Freiheit des proteſtantiſchen Glaubens nicht unterdrücke. Es wäre ihnen nicht genug die Erlaubniß zu haben, daß ſie auswärts das Abendmahl genießen dürften. Den Kranken und Sterbenden, denen doch der Troſt des Sacramentes beſonders nothwendig ſei, wäre die Möglichkeit entzogen, dieſen Troſt ſich zu verſchaffen. Der Abt zögerte mit der Antwort, und das Volk wurde immer unruhiger. Die Dorfbewohner in der Nähe fingen an, in Aufregung zu gerathen, da die Stadt vom evangeliſchen Glauben abgefallen wäre.

Der Abt konnte nicht anders mehr; er mußte wenigſtens Etwas thun, um die Aufregung zu beſchwichtigen. Er ließ die Bürger in den Schloßhof kommen, und fragte ſie, wer ihm willfährig ſich zeigen und wer ketzeriſch bleiben wolle. Faſt ſämmtliche anweſende Fulder gaben die Erklärung ab, daß ſie bei dem Evangelium zu verharren entſchloſſen wären. Die Ritterſchaft und ſelbſt das Domkapitel unterſtützten die Bürger mit gleichen Bitten an den Abt. Dieſer meinte nun, entſchiedener auftreten zu müſſen, und ſagte geradezu heraus, er als Landesherr habe das Recht, die katholiſche Kirche in ſeinem Lande wieder herzuſtellen, und er wolle es thun, da es ihm am Herzen liege, ſeine Unterthanen auf den Weg zur Seligkeit zu führen, auf welchem er ſelber den Himmel zu erlangen hoffe. Aber der Sinn der Bürger hatte ſich noch nicht geändert. Als die Zünfte auf den Befehl des Abtes zuſammen traten, weitere Erklärung abzugeben, fiel dieſe meiſtens nicht im Sinne deſſelben

aus. Von den 100 Meistern der Wollweberzunft sagten ihm nur 4 den Gehorsam zu. Das Domkapitel ertheilte sogar ohne Weiteres den Befehl, die Jesuiten sollten als „Unruhstifter“ binnen 14 Tagen Stadt und Land verlassen.

Das Reichskammergericht und der Kaiser gaben mehrere Erlasse, welche dem Abte günstig waren, indem sie dem Domkapitel die Einmischung in die Regierungsgeschäfte verwiesen. Dadurch bekam derselbe frischen Muth zu immer kühneren Schritten. Er verordnete nun, jeder Bürger, der nicht katholisch werden wolle, solle seine Habe verkaufen und sich fortmachen. Als es ihm nun weiter gelungen war, das Domkapitel für sich zu gewinnen, da bekümmerte er sich immer weniger um die Gesandschaften prot. Fürsten, deren er schon früher einige erhalten hatte. 1574 entließ er alle evangelische Beamten, worunter alte und bewährte Diener sich fanden. Den Buchbindern wurde verboten, Bibeln und sonstige lutherische Bücher zu verkaufen. Wo man sie antraf, wurden sie verbrannt. Vergebens riefen die Bürger den Schutz des Kaisers an; sie wurden belehrt, es sei kein Grund zum Einschreiten vorhanden, da der Abt nichts Unrechtes gethan habe.

Nun kam auch an die Ritterschaft die Reihe. Der lutherische Gottesdienst wurde ebensowohl auf dem Lande, wie in der Stadt verboten, und keine Vorstellung konnte eine Aenderung des Befehles bewirken.

1576 wurde den Hausvätern aufgegeben, bei schwerer Strafe, an Sonn- und Festtagen mit ihren Familien in den kathol. Kirchen zu erscheinen. Benachbarte evangel. Kirchen durften sie nicht mehr besuchen. Den Landpfarrern wurde die Wahl gelassen, sich entweder von ihren Frauen, oder ihren Aemtern zu scheiden. Die Schmiede, Wagner, Küfer und ähnliche Handwerker sollten kein Holz mehr erhalten, wenn sie nicht das Abendmahl nach katholischem Gebrauche wollten genießen. Die Aufnahme alter und gebrechlicher Personen in die Spitäler wurde an dieselbe Bedingung geknüpft. Wo die Leute vom

Abte Geld geliehen hatten, bekamen ſie daſſelbe gekündigt, wenn ſie nicht umkehren und Buße thun wollten.

Einige Hoffnung ſchöpften die Evangeliſchen wieder, als der Abt durch das Domkapitel und die Ritterſchaft verdrängt wurde, und der Biſchof von Würzburg die Verwaltung übernahm. Doch der ſchöne Traum dauerte nicht lange. Schon der kaiſerliche Commiſſär, welcher anſtatt des Biſchofs von Würzburg die Regierung übernahm, ſetzte das Begonnene fort, und als der Abt wieder zurückkehrte, da wurde die Bekehrung vollendet. Wenn die andern Mittel nicht anſchlagen wollten, ſo kamen Soldaten zu Hülfe. So wurden in den Gemeinden Ekweisbach und Niederkalbach mit Bewaffneten die Kirchthüren erbrochen, und die prot. Pfarrer verjagt. Die letzten Nachrichten über den Kampf des Adels mit dem Abte rühren aus den Zeiten des 30jährigen Krieges her. 1628 wurden in den Gemeinden Völkershauſen und Mansbach katholiſche Pfarrer mit Gewalt eingeführt. Der Adel blieb aber trotz aller Bekehrungsverſuche meiſt dem evangeliſchen Glauben treu.

Das Eichsfeld iſt eine Landſchaft zwiſchen Heſſen, Thüringen und Braunſchweig, welche ehemals zum Kurfürſtenthum Mainz gehörte. Auch hier hatte die Reformation, wie faſt allenthalben in Deutſchland Anklang gefunden. Der ganze Adel mit ſeinen Untergebenen war evangeliſch geworden. In Heiligenſtadt waren kaum noch 12 kathol. Hausväter; in Duderſtadt hing keine einzige Familie mehr dem römiſchen Glauben an. Alle Pfarreien waren mit evangeliſchen Geiſtlichen beſetzt, und die Klöſter ſtanden verlaſſen.

Der Erzbiſchof Daniel von Mainz gedachte einen andern Zuſtand herbeizuführen, und ſchickte 1572 Commiſſäre in die dortige Gegend, welche die Wiedereinführung des katholiſchen Glaubens bewirken ſollten. Sie fanden größeren Widerſtand, als ſie vermuthet hatten. Da ſie in Duderſtadt die Einräumung einer evangeliſchen Kirche begehrten, erklärten die Bürger, ſie wollten im evangeliſchen Glauben leben und ſterben.

Alles Bitten und Flehen, alles Widerstreben war umsonst. Wenn man auf andere Weise nicht zum Ziele gelangen konnte, wurden die prot. Geistlichen mit Gewalt entfernt und ebenso die kathol. eingeführt. Auch Duderstadt, wo man besonders hartnäckig war, mußte sich beugen, da ihm mit Strafen, Entziehung seiner Rechte u. s. w. zugesetzt wurde. Wie es aber daselbst aussah, sagt uns ein kathol. Schriftsteller*): „Das Religionswesen blieb in den ersten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts auf demselben Fuße, wie es 1579 gewesen war. Der Pfarrer nämlich war katholisch, und die Eingepfarrten waren beinahe alle Protestanten, den Stadtschultheißen und einige wenige Köpfe ausgenommen. Das Taufen, Begraben und Copuliren that der Pfarrer; in die Predigten und zum Abendmahl gingen sie auf benachbarte Dörfer." 1624, wo alle lutherischen Geistlichen aus dem Gerichte Minzingerode verjagt wurden, hatte auch dieses ein Ende. Es wurde den Bürgern der Besuch auswärtiger Kirchen verboten. Durch die Noth des 30jährigen Krieges wurden die Bauern gegen die Religion gleichgültiger; es konnte desto leichter die Gegenreformation durchgeführt werden. Noch 1667 rang das evangel. Duderstadt mit dem Kurfürsten um die Erlaubniß, sich in einer Vorstadt ein evangel. Gotteshaus bauen zu dürfen**).

In Würzburg brachte es durch ähnliche Mittel wie die beschriebenen der Bischof Julius, welcher 1573 zur Regierung kam dahin, daß die $^2/_3$ evangel. Bewohner seines Bisthums sich entweder seinen Anordnungen unterwerfen, oder in benachbarte Länder sich begeben.

6) Trauriges Schicksal der Reichsstadt Donauwörth.

Wenn Ihr von Augsburg auf der Chaussee nach der Donau reiset, kommt ihr einer Stadt gegenüber,

*) Wolf's K.-G. des Eichsfeldes.
**) Vergl. Heppe die Restauration des Katholicismus in Fulda u. s. w.

welche in der Geschichte der Religionsstreitigkeiten eine besondere Beachtung verdient. Donauwörth ist ihr Name. Ihre Bürger waren eifrige Lutheraner und wollten nicht die Ausübung der kathol. Religion in ihren Mauern erlauben. Noch lag ein Kloster innerhalb derselben; aber den Mönchen war es nicht gestattet, eine Prozession durch die Straßen der Stadt zu unternehmen. Lange Zeit hatten sie es auch unterlassen. Als aber ein neuer Abt oder Vorsteher eingesetzt wurde, glaubte dieser durchgreifen zu müssen. Er zog mit den Klosterbrüdern den evangelischen Bewohnern zum Aerger an ihren Häusern vorbei. Schon diesmal gab es sauere Gesichter, aber man blieb ruhig und untersagte nur von Seiten des Rathes die Wiederholung der „heidnischen Abgötterei." Im folgenden Jahre kamen die Mönche abermals mit fliegender Fahne, so daß man es abnehmen konnte, sie wollten den Evangelischen ein Aergerniß geben. Der Volkshaufen versammelte sich alsbald um den Zug, er ließ es in seiner Rohheit und leidenschaftlichen Aufregung an Hohn und Spott nicht fehlen. Die Mönche kamen dessen ungeachtet nach einem benachbarten Dorfe. Als sie zurückkehren wollten, hatten eine Menge Katholiken aus der Nachbarschaft sich angeschlossen. Das Stadtthor war verriegelt. Es sollten nur solche Personen, welche zum Kloster gehörten, eingelassen werden. Kaum aber war die Pforte geöffnet, so drängten sich auch auch Andere hinzu. Es erfolgte Schelten und Raufen ohne Unterbrechung. Mit Steinen und Stöcken, und andern Gewaltthätigkeiten wurden die Wallfahrer bedrängt. Nur durch ein enges Gäßchen konnte sich der Abt und seine Untergebenen nach dem Kloster flüchten. Der Kaiser konnte nicht schweigen über solch rohe Gewalt. Er übertrug dem Herzoge Maximilian von Baiern, einem eifrigen Katholiken, die Untersuchung und Bestrafung der Frevelthat. Die Leidenschaften waren einmal in Flammen gesetzt, und die Besonnenheit fehlte dem Richter und den Verklagten. Als der Erste einige Gesandten nach Donauwörth schickte,

wurden dieselben mit Geringschätzung behandelt. Einer der Bürger äußerte in unbesonnener Hitze: „Und wenn Christus selbst bei der Prozession sich fände, würde er gesteiniget werden.“ Die Reichsacht wurde ausgesprochen, und ein baierisches Heer nahte sich zu ihrer Vollstreckung. Ueber ein Kleines zog es siegreich in die Stadt. Der Sieger schien im Anfang milde zu sein, und namentlich die Gewissensfreiheit der Evangelischen zu achten. Doch diese Schonung war wie der Sonnenschein in dem April, sie wurde von Sturm und Regen verdrängt. Bald gab es keine protest. Prediger mehr in Donauwörth, und wer einen solchen hören wollte, mußte in die Nachbarschaft gehen. Auch dieses wurde erschwert. Ein jeglicher Kirchenbesucher, welcher sich auswärts erbauen wollte, mußte am Thore sich aufschreiben lassen. Hier nun gab es absichtliche und unabsichtliche Verzögerung, bis die Zeit des Gottesdienstes vorüber war. Maximilian machte eine ungeheure Rechnung wegen der Kriegskosten, und da die unglückliche Stadt den Betrag nicht bezahlen konnte, wurde sie selbst dem Herzoge zur Entschädigung übergeben. Das hatte er schon lange gewünscht, und als er nun am Ziele seiner Wünsche sich sah, ging es noch härter hinter den Evangelischen her. Maximilian schrieb in seiner Freude an den Papst, der katholischen Religion sei durch das Schicksal von Donauwörth bedeutender Vorschub geleistet worden, und die Protestanten hätten eine solche Lehre erhalten, dergleichen sie niemals verhofft *).

7) Der Pabst will den Kalender verbessern; die Protestanten nehmen die Verbesserung nicht an.

Wenn einmal der Argwohn sich eingenistet hat, wird es niemals an Gelegenheit fehlen, demselben neue

*) Vergl. Söltl, Darstellungen aus dem Religionskrieg in Deutschland.

Nahrung zu geben. Das Jahr ist für die Katholiken dasselbe, wie für die Protestanten. Dennoch mußte auch die Jahresrechnung, oder die Eintheilung des Kalenders die Kluft zwischen beiden vergrößern. Bisher waren die Christen in dieser Beziehung der Rechnung eines Heiden gefolgt. Julius Cäsar, ein berühmter römischer Staatsmann und Feldherr, hatte einige Jahrzehende vor Christi Geburt, den Zwischenraum von dem Anfang eines Frühlings bis zu dem andern auf 365 Tage festgesetzt, mit der Bestimmung, daß alle vier Jahre ein Schaltjahr von 366 Tagen eintreten sollte. Doch die Umlaufszeit der Erde um die Sonne beträgt nicht $365\frac{1}{4}$ Tag, sondern etwa 12 Minuten weniger. Dieses gebe nun in 100 Jahren ungefähr 20 Stunden, also in 12 Jahrhunderten, 10 Tage, wie ein Jeder sich selber berechnen kann. Aber warum nun 12 Jahrhunderte, da seit Julius Cäsar 15 verflossen waren? Merke darum. Im Jahre 325 hatte man auf einer Kirchenversammlung bestimmt, daß das Osterfest nach dem ersten Vollmond, welcher auf den Anfang des Frühlings folge, sollte gefeiert werden. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts kam nun die Tag- und die Nachtgleiche, oder der Anfang des Frühlings 10 Tage früher als 325. Dieses wollte der Papst Gregor XIII. wieder verbessern. Er verordnete nach Anhörung sachverständiger Leute, daß im October 1582 auf den 4ten sogleich der 15te folgen solle, damit die Sache wieder ins Gleiche käme. Gerade aber dieser Papst war den Protestanten besonders verhaßt. Er hatte die Bluthochzeit zu Paris als ein gottwohlgefälliges Werk gepriesen, und den Erzbischof Gebhard von seinem Sitze vertrieben. Zudem war das päpstliche Schreiben wegen des Kalenders in einem gebieterischen Tone verfaßt. Der Zweifel an der Richtigkeit des gebotenen Verfahrens sollte den Fluch der Kirche nach sich ziehen. Hätten die Protestanten ohne Weiteres sich unterworfen, so mußte es scheinen, als ob sie den Machtspruch des Papstes anerkennen wollten. Das konnten und wollten sie in der Zeit der Aufregung nicht

thun. Sie forderten darum, den gelehrten, auch im Laufe der Gestirne bewanderten Landgrafen Wilhelm von Hessen zu einem Gutachten in dieser wichtigen Sache auf. Der Landgraf sprach sich darüber aus, daß es unrecht sei, wenn man dem Papste die Befugniß einräumen wolle, ohne Berathung mit den weltlichen Fürsten einen so tief in's Leben eingreifenden Befehl zu ertheilen. „Welche Verwirrung aber, sagte er weiter, muß es verursachen, wenn auf einmal eine ganz veränderte Zeitbestimmung dem Volke befohlen wird? Die Bauern, die Kaufleute, die Schiffer und Andere rechnen nach bestimmten Tagen, wie Petri, Jacobi, Martini u. s. w., wenn nun diese Tage alle mehr als eine Woche früher anberaumt werden, wird das nicht bei der Bestellung des Feldes, bei Bezahlung der fälligen Gelder, und bei vielen andern Dingen Unordnung veranlassen?" Nicht wahr, du stimmest mir bei, wenn ich der Ansicht bin, die Verwerfung des päpstlichen Kalenders wäre den Protestanten nicht so sehr zu verargen, als es gewöhnlich geschieht? Die Tübinger Professoren äußerten sich, sie könnten dem Papste nicht Folge leisten, da er sich durch den Kalender nur den Weg bereiten und sie prüfen wolle, was bei ihnen auszurichten sei. Der Kalender wäre nur der erste Buchstabe im A B C. Lernten sie diesen, so müßten sie auch die andern lernen u. s. w. Die Protestanten haben nun freilich, indem sie den alten Kalender behielten, den Wirrwarr noch größer gemacht. In Reichsstädten, wo beide Confessionen untereinander wohnten, wußte Niemand, woran er sich halten sollte. In diesem Hause zählte man noch den 2. April, während man in einem andern schon den 11. schrieb. In der Gegend von Fritzlar, einer jetzt hessischen, damals kurmainzischen Stadt, spotteten die Katholischen über die Protestanten. „Sehet, unser Christus ist schon beinahe 14 Tage alt, wenn der eure erst geboren wird." Was sagst du aber über den mainzischen Oberamtmann im Eichsfelde? Er ließ mit Absicht gerade an dem Tage, wo die Protestanten das Christfest feierten und wo es

so viele Jahrhunderte war gefeiert worden, einen Dieb an den Galgen hängen. Auch auf der anderen Seite wurde gefehlt. In Augsburg predigte Georg Müller gegen des Teufels Falle im päpstlichen Kalender. Es gab blutige Auftritte darüber. Erst 1700 verstanden sich die evangelischen Reichsstände zur Annahme der gregorianischen Zeitrechnung, und erst 1770 wurde von den zuständigen Behörden ein Reichskalender für Deutschland verkündigt. Die Russen und Griechen rechnen noch heute nach dem alten Style *).

8) Das kathol. und protest. Bündniß.

Die Spannung zwischen den verschiedenen Religionsparteien war also auf's Höchste gestiegen, es mußte zum Bruche kommen über Kurz oder Lang. Die Protestanten waren durch die Erfahrung belehrt, daß sie müßten zusammenstehen, wenn sie nicht wollten den Kürzeren ziehen. So haben sie denn auch wirklich 1608 einen Bund geschlossen zum Schutz und zum Trutz. Der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden, der Pfalzgraf von Neuburg, der Markgraf von Brandenburg, u. A. gelobten sich, gemeinschaftliche Sache zu machen im Falle der Gefahr. Die Religionsverschiedenheit der Lutheraner und Calvinisten sollte dabei gänzlich übersehen werden. Unter dem Namen „Union" ist dieses Bündniß in der Geschichte verzeichnet. Sein Entstehen und Dasein rief einen Gegenbund, die sogenannte „Liga," ins Leben zur Vertheidigung des katholischen Glaubens. Maximilian von Baiern stand an der Spitze.

Eine Erbschaftssache vermehrte den gegenseitigen Haß. Der Herzog von Jülich Cleve und Berg war kinderlos gestorben. Viele begehrten dieses schöne Land. Endlich vereinigten sich der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, gemeinschaftlich die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Ein Sohn des Pfalzgrafen

*) Vergl. Rommels hess. und Zschokke's baierische Geschichte.

ſollte eine Tochter des Kurfürſten heirathen und das Herzogthum erhalten. Eine Ohrfeige, wie man wenigſtens erzählt, welche der Schwiegerſohn vom Kurfürſten in der Hitze erhielt, zerſtörte den Plan. Der Pfalzgraf ging von dannen und wurde katholiſch. War es ein Wunder, daß die Erbitterung immer größer wurde? Schürten nicht die Prediger von beiden Seiten die Haderflamme? Der Pater Andreas in Wien behauptete auf der Kanzel, es ſei beſſer mit dem Teufel ſich zu verheirathen, als mit einem lutheriſchen Weibe. Jenen könne man mit Weihwaſſer vertreiben, bei dieſen ſei Kreuz, Salböl und Taufe verloren. Schimpfwörter, wie: lutheriſche Schelme, Böſewichter, Verräther gehörten noch zu den weniger verletzenden. Luther mußte die Ehrentitel: Spitzbub, Räuber, Abtrünniger, des Teufels Spießgeſelle über ſich ergehen laſſen. Ungerecht würde ich ſein, wenn ich verſchweigen wollte, daß meine lutheriſchen und reformirten Collegen, gegen das Chriſtengebot, Scheltworte mit Scheltworten erwiedert haben. Der Papſt wurde als Widerchriſt bezeichnet, ſeine Anhänger als Götzendiener, die katholiſchen Geiſtlichen als Baalspfaffen und dergl. mehr.

9) Die gute Dorel.

Es heißt im gewöhnlichen Leben: Ende gut, Alles gut; darum zum Schluſſe noch ein Exempel, das dir beſſer gefallen wird. In Schleſien lebte Dorothea Sibylle, die Gemahlin des Herzogs Chriſtian von Brieg. Eine vortreffliche Frau, welche verſöhnend zwiſchen die verſchiedenen Parteien ſich zu ſtellen ſuchte. Eine Mutter des Volkes, wie es wenige gibt. Sie ging in den Hütten der Krankheit und Armuth umher, Troſt und Hülfe zu bringen. Sie beſuchte die Schulen zur Ermunterung für Lehrer und Schüler. Einſt war ſie bei einer Prüfung zugegen, ſie unterhielt ſich freundlich mit den Kindern und fragte ein Mädchen, wie es heiße. Als es eine Antwort gegeben, fuhr ſie fort: Wer bin ich? Das Kind erwiederte unbefangen: die gute

Dorel. Als ein Zuhörer das Mädchen entschuldigen wollte, die Fürstin möge es nicht übel nehmen, das ganze Volk, nenne sie nicht anders aus Liebe zu ihr, verklärte sich ihr Blick. Solcher Name ist mir lieber, denn alle Ehrentitel der Welt. Ihr Gatte fiel ihr um den Hals und sprach: von nun an nichts anderes mehr als „Gute Dorel." Ihre Thaten war in's Buch des Lebens geschrieben. Als sie von Allen betrauert, gestorben war und begraben werden sollte, da kam auch ein katholischer Geistlicher von Breslau, dessen Kirche im Herzogthum Brieg begütert war. Er hielt den Katholiken, welche bei der Beerdigung zugegen waren, eine Predigt in dem Schlosse über den Text: Offenb. Johs 14, 13. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Zur Beschämung der Priester, welche noch im 19ten Jahrhundert die Fürbitte für protest. Fürsten oder Fürstinnen verweigern, erwähne ich nun den Schluß: „Wenn die Herren Calvinisten einen Papst hätten, möchte derselbe Nichts eiliger thun, als die selige Frau Herzogin unter die Heiligen setzen und vermeine ich dort oben — gen Himmel zeigend — wo kein Unterschied sein wird, soll die heilige Hedwig, ihre Vorfahrerin ein Plätzchen für solchen Tugendspiegel bewahret haben. Darum lasset uns nach dem Brauche unserer Kirche für die abgeschiedene Seele Gnade und Erbarmen bei Gott und der heiligen Jungfrau erflehen und in Demuth beten: Vater unser u. s. w.*) Zwei Beispiele der Nachahmung auf einmal; die gute Dorel und der vorurtheilsfreie Pfarrer. Gehet hin und thuet desgleichen!

*) Vergl. K. Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen.

Neuntes Kapitel.

Die Bedrückungen der Protestanten rufen in den Niederlanden und Böhmen Unruhen hervor.

Motto:
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
Körner.

1) Anfang der Unzufriedenheit in den Niederlanden.

Zu den wohlstehendsten und reichsten Gegenden der Erde gehörten im 16ten Jahrhundert die sogenannten „Niederländischen Provinzen," welche ungefähr die heutigen Königreiche Holland und Belgien umfaßten. Sie waren mit bevölkerten Städten wie übersäet. Und in diesen Städten blühten Gewerbthätigkeit und Handel auf eine Weise, daß wir kaum uns können die Möglichkeit denken. In Antwerpen, welches über 200,000 Einwohner zählte, kamen wöchentlich gegen 2000 Frachtwagen an, und Schiffe zu hundert fast jeden Tag. Wenn des Abends um 6 Uhr die Arbeiter nach Hause gingen, wurde mit der Glocke den Aeltern ein Zeichen gegeben, daß sie ihre Kinder von den Straßen zurückhalten möchten, damit denselben in dem Gedränge kein Unglück begegne. 350 mehr oder minder blühende Städte waren vorhanden, und viele unter ihnen, wie Gent, Brügge, Brüssel u. a. m. standen Antwerpen an Größe und Wohlstand nicht bedeutend nach.

Das rege Leben, welches in den Niederlanden zu finden war, machte dieselben für die Kirchenverbesserung besonders empfänglich. Hätte Karl V., welcher diese herrlichsten Provinzen seines großen Reiches von seinem Großvater, Karl dem Kühnen von Burgund, geerbt hatte, nicht mit Gefängniß und Tod die evangelisch Gesinnten bestraft, so würde gar bald der Katholicismus aus dem größeren Theil der Niederlanden ver-

schwunden sein. Als im Jahre 1550 die Verordnungen gegen die Ketzer aufs Neue verkündet und eingeschärft wurden, verbreitete sich ein solcher Schrecken über das ganze Land, daß Handel und Gewerbe in's Stocken geriethen. Die Beamten scheuten sich, die Befehle bekannt zu machen, „es würde dem Lande zum größten Schaden gereichen." Das Unheil verkündende Wort: „Inquisition" mußte wenigstens gestrichen werden.

Es war die Inquisition schon Jahrhunderte in Spanien bekannt und mit dem Blute von hunderttausenden befleckt. Sie war ein Glaubensgericht, dazu bestimmt, jeden Abfall von der katholischen Lehre aufs Strengste zu bestrafen. Jede Anklage war ihr willkommen und ohne genau zu untersuchen, brachte sie durch die furchtbarsten Foltern auch Unschuldige zu dem Geständnisse. Da sie mit dem halben Vermögen der Verurtheilten die Ankläger belohnte, so fanden sich natürlich Schurken genug, welche mit und ohne Grund den Gesang ketzerischer Lieder, die Aeußerung ketzerischer Lehren u. dergl. zur Anzeige brachten. Wer einmal in die Hände derselben gefallen war, kam nicht wieder heraus. Entweder mußte er im Gefängnisse den Rest seines Lebens einsam vertrauern, oder er wurde mit andern unglücklichen Opfern auf den Scheiterhaufen gebracht. Ein trauriger Zug! Eine rothe Blutfahne wehte voran, alle Glocken läuteten, die Priester in Meßgewändern sangen ein heiliges Lied. In der Mitte ging der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, auf welches schwarze Teufelsgestalten gemalt waren. Abgewendet von dem ewig Verdammten wurde das Bild des Gekreuzigten getragen. Denn für den Verurtheilten gab es keine Erlösung mehr.

Hatten sie nicht Recht, die Bewohner der Niederlande, daß sie gegen ein solches Teufelsgericht — mit keinem besseren Namen weiß ich es zu benennen — sich ernstlich erhuben? Karl gab ihnen wenigstens äußerlich nach, wiewohl das Verfahren gegen die „Abtrünnigen" wenig gemildert wurde.

Doch so lange er lebte, blieb das Verhältniß zwischen

ihm und den Niederländern im Ganzen ein freundliches. Er war in ihrer Mitte geboren und liebte sie von Grund seines Herzens. Das wußten sie auch; darum fügten sie sich in Manches, was ihnen unangenehm war. Anders gestaltete sich die Lage der Dinge, als sein Sohn, Philipp II., zugleich König von Spanien, sein Nachfolger wurde. Derselbe war ein finsterer, mürrischer Mann, in dessen Angesicht keine freundliche Miene zu sehen war und dessen Lippen kein Wort der Liebe entfuhr. Als ein Ketzerfeind war er schon längst bekannt. Da er einstens bei einem Sturme in Lebensgefahr geschwebt hatte, soll er gelobt haben, wenn er gerettet würde, so wolle er durch Vertilgung der Feinde Gottes und der Kirche seine Dankbarkeit beweisen.

Hatte sein Vater schon blutige Verfolgung gegen die Ketzer verhängt, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch weiter, da er die Ausrottung derselben als eine Religionspflicht betrachtete. Um der Vollziehung seiner harten Befehle desto gewisser zu sein, blieb er im Anfange seiner Regierung 3 Jahre lang in den Niederlanden. Vor seiner Abreise setzte er 1559 seine Halbschwester, Margaretha von Parma, als Statthalterin ein. Ein Staatsrath, von den angesehensten Personen der Niederlanden gebildet, stand ihr zur Seite. Die Hauptpersonen aber, deren Einfluß bei Weitem überwog, war der uns wohl bekannte Granvella, Bischof von Arras. 4000 Spanier sollten ihn gegen die Freiheitsliebe der Niederländer beschützen, und seinen Anordnungen Nachdruck verleihen. Der Unwille vermehrte sich mit jedem Tage, und er wurde besonders groß, als 14 neue Klöster zur Beschützung des kathol. Glaubens errichtet wurden. Die Stimmung wurde so bedenklich, daß sich Margarethe für die Entfernung der spanischen Soldaten bei ihrem Bruder verwendete. Dieses begehrte man vor Allem, und konnte es verlangen, da es gegen die Verfassung war, fremde Truppen im Lande zu halten.

Einige Personen des niederländischen Adels waren

als treue Beschützer der herkömmlichen Rechte, bei dem Volke besonders beliebt. Es waren dieses Wilhelm von Oranien, ein junger Mann, aber einsichtsvoll und erfahren, so daß schon Karl V. sich seiner zu den wichtigsten Staatsgeschäften bedient hatte. Er war voll Ueberlegung und beharrlich in der Ausführung der Plane, die er sich vorgesetzt hatte. Minder klug und berechnend, aber von eben so edelem Gemüthe, und gerade wegen seiner Herzensgüte leicht zum Vertrauen geneigt, war der tapfere Graf Egmont. Schon mehrmals hatte er das Vaterland mit seinem Degen gerettet, und wo er sich blicken ließ, wurde er als Liebling des Volkes mit Jubel begrüßt. Diese Männer und Andere von gleicher Gesinnung, sahen sich bei ihren besten Absichten fortwährend gehindert, und zogen sich deßhalb aus dem Staatsrathe zurück, indem sie erklärten, sie wollten nicht länger mehr als Schattenbilder darin sich zeigen. Granvella erkannte es selbst, und die Statthalterin noch mehr, nur durch seine Entfernung könnten die Gemüther einigermaßen beruhiget werden. Er wurde abgerufen; doch sein Einfluß blieb, und die Ketzer-Verfolgungen hörten nicht auf. Als Egmont nach Spanien ging, dem König deßhalb, und noch wegen anderer Dinge Vorstellungen zu machen, wurde er wohl mit verstellter Freundlichkeit bewillkommnet; aber in der Hauptsache konnte er Nichts erlangen. Philipp bemerkte: „lieber wolle er tausendmal sterben, als in der Religion eine Veränderung gestatten." Unter solchen Umständen verbanden sich 300 vom Adel zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten des Vaterlandes. Sie wollten Aufruhr und Bürgerkrieg verhüten, aber der Inquisition und anderen Gewaltthaten sich widersetzen. In feierlichem Zuge begaben sie sich nach Brüssel aufs Schloß, um ihre Bittschrift der Statthalterin zu überreichen. Diese war betroffen und einigermaßen in Angst und Verlegenheit. Einer ihrer Räthe flüsterte ihr ins Ohr, sie sollte sich vor diesen „Bettlern" nicht fürchten. Dieses Schimpfwort hatten einige

Anwesende gehört und um dasselbe zu adeln, nannten sie sich „Geusen" (von gueux, die Bettler). Als Ehrenzeichen trugen sie eine Medaille mit dem Bildniß des Königs, und der Umschrift „Getreu bis zum Bettelsack."

2) Oranien und andere Vaterlandsfreunde entfliehen.

Margaretha wagte es nicht, ohne die Erlaubniß ihres Bruders, die Inquisition förmlich aufzuheben. Doch sie zeigte sich eine Zeit lang nachsichtiger, und so wurden auch die Glaubensrichter milder in der Ausübung ihres traurigen Amtes. Von nun an traten allenthalben evangelische Prediger auf, und wo sie sich hören ließen, waren Tausende von Zuhörern beisammen. Aber wie auch sonst nicht selten, so schadete auch hier der Mißbrauch der Freiheit von Seiten des rohen Pöbels der Freiheit am meisten. Je wackerer auf das Papstthum geschimpft wurde, desto mehr wurde dem Redner der Beifall der Menge zu Theil. Die Zeichen des Katholicismus, die Crucifixe auf den Straßen, die Bilder in den Kirchen, die heiligen Gefäße wurden mit frevelnden Händen berührt. Alle Besonnenheit schien die rohe, aufgeregte Masse verloren zu haben. 400 Kirchen wurden in wenigen Tagen verwüstet. Grabmähler wurden erbrochen und Todte herausgeworfen. Dergleichen verabscheuungswürdige Auftritte konnten Niemanden willkommener sein, als dem König von Spanien, und den Verfolgern des Protestantismus überhaupt. Unter den Geusen entstand Zwiespalt, indem die Einen mit mehr, die Anderen mit minderer Entschiedenheit dergleichen Verirrungen verwarfen. Die katholisch Gesinnten zogen sich immer mehr zurück. Die Statthalterin unterhandelte mit den Geusen und erhielt das Versprechen von ihnen, daß sie den Unruhen wollten entgegenwirken. Dagegen sollten sie für manche Bitten Gewährung erhalten. Niemand widersetzte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden. Die Regierung bekam wieder größere Gewalt und ein-

sichtsvolle Männer erkannten, daß diese Gewalt auch über ein Kleines mißbraucht werden würde. Wilhelm von Oranien begab sich auf seine Güter nach Nassau. Er wollte seinen Freund Egmont zu gleichen Schritten bewegen, dieser aber erwiederte: „Nimmermehr wirst Du mich bereden, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen. Was kann auch der König mir anhaben? Er ist gütig und gerecht und ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben." „Wohlan," rief Oranien mit innerem Schmerze, „so wage es denn in deinem thörichten Vertrauen. Aber mir sagt eine Ahnung, daß Du die Brücke sein würdest, über welche die Spanier in's Land kommen, und die sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind." Noch einmal drückte er unter Thränen Egmonts Hand und schied mit der Ahnung einer traurigen Zukunft.

Diese sollte bald ihren Anfang nehmen. Mit immer größerer Strenge wurde jetzo gegen die Protestanten verfahren. Viele flohen, andere starben durch Henkershand. Allenthalben war Trauer im Lande verbreitet, und diese Trauer sollte noch größer werden.

3) Alba in den Niederlanden.

Man hatte dem König die eindringlichsten Vorstellungen gemacht, er solle doch jetzt, wo keine weiteren Unruhen zu befürchten seien, gelindere Maßregeln ergreifen, und auf diese Weise sich die Gemüther versöhnen. Philipp aber wollte von Versöhnung nichts wissen. Er dürstete nach Blut. Schon war ein Feldherr mit 10,000 Mann unterwegs, von welchem man sagen konnte, er wäre noch grausamer, als sein König. Die Mannschaft, die er mit sich führte, war wildes Gesindel zu jedem Verbrechen bereit. Schon seine Annäherung verbreitete allgemeinen Schrecken im Lande, und vertrieb 100,000 gewerbfleißige Bürger aus ihrer Heimath. Wohl dem, der entflohen war! Fast Niemand war seines Lebens noch sicher, da auch die entfernteste Berührung mit den Geusen, die allergeringste Theilnahme an der reforma-

torischen Bewegung als ein todtes-würdiges Verbrechen erschien. Eine Gewalt folgte auf die andere. Angst und Entsetzen herrschte allenthalben. Klopfte Jemand an der Thür, so erschracken die Bewohner, und glaubten, der Gerichtsdiener wäre da.

Egmont und Hoorne erschienen in Brüssel, wohin sie beschieden waren, um in dem Staatsrathe ihre Stimme abzugeben. Was aber geschah? Als Egmont wieder weggehen wollte, forderte ihm ein Hauptmann seinen Degen ab. Einen Augenblick stand er sprachlos da, er überzeugte sich bald, daß Widerstand unmöglich sei. „Nehmt hin, sprach er, das Schwert, das so oft des Königs Ruhm vertheidiget hat.“ Auch Hoorne wurde auf der andern Seite des Palastes ergriffen. „Wo ist Egmont?“ — fragte er, und als man ihm dessen Schicksal erzählte, ergab er sich, indem er sprach: „Von ihm habe ich mich leiten lassen. Es ist billig, daß ich dulde, was ihm widerfährt.“ Immer größer wurde der Schrecken unter den Niederländern. 20,000 verließen auf die Nachricht des Geschehenen das sonst so glückliche, durch den Glaubenshaß so unglückliche Land.

Es wurde ein besonderer Gerichtshof niedergesetzt, welcher über die vorgegangenen Unruhen erkennen sollte. Alba war Vorsitzender desselben, und Vargas, ein gewissenloser Mensch, eins der thätigsten Glieder. Seine Grundsätze hat er enthüllt in dem Worte: „Alle Niederländer haben den Galgen verdient. Entweder sind sie unter den Bilderstürmern gewesen, oder haben sie dieselben nicht gehindert.“ Alle Tage wurde Blut vergossen, oder am Galgen die Vollstreckung der gefällten Todesurtheile gesehen. Auch Egmont und Hoorne waren schon längst zum Schaffote bestimmt. Die lächerlichsten Beschuldigungen brachte man gegen sie vor. Sie hätten mit andern Verschwornen die Niederlande unter sich theilen wollen, und den Aufrührern allen Vorschub geleistet. Es wurde ihnen keine Vertheidiger gegeben, und wie gut sie sich selber vertheidigen mochten, alle ihre

Worte waren vergeblich geredet. Sie wurden zum Tode verurtheilt. Egmont hoffte bis zu dem Blutgerüste Begnadigung. Da sie nicht erfolgte, küßte er ein dargereichtes Christusbild, und betete dem Heilande nach: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Das ganze Land trauerte von Herzen über solchen Verlust. Und wie viele andere Opfer waren vorher und nachher gefallen? Während des sechsjährigen Aufenthaltes von Alba sollen 18,000 Niederländer als Verurtheilte ihr Leben verloren haben. Der Papst Pius V. schickte diesem Wütherich, als dem muthigen Vertheidiger der römischen Kirche einen geweiheten Hut und Degen. Auch bei Alba konnte man sagen: „Hochmuth kommt vor dem Falle.“ Er ließ sich selber ein Standbild setzen, als dem Ueberwinder des Adels und des Volkes. Um Geld zu bekommen, schrieb er die drückendsten Steuern aus. Es sollte bei jeglichem Verkaufe der zehnte Theil von beweglichen, und der zwanzigste Theil von unbeweglichen Gütern, und überhaupt jährlich der hundertste Theil von dem gesammten Vermögen bezahlt werden. Die Krämer, Fischer, Bäcker, Brauer u. A. schlossen ihre Läden. Das Volk wurde zur Verzweifelung gebracht. Alba zog sich zurück, von dem Fluche des ganzen Landes beladen.

4) Die Niederlande werden zur Hälfte frei.

Die Niederländer schlossen sich enger an einander. Schon hatten Flüchtlinge von England aus unter dem Namen „Wassergeusen,“ den spanischen Schiffen außerordentlichen Schaden zugefügt, und einige Punkte im nördlichen Theile des Landes erobert. Oranien, der Anfangs das Unternehmen der Wassergeusen nicht gebilligt hatte, glaubte, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen wäre, die Waffen zu ergreifen. Welche Gesinnung mitunter im Lande verbreitet war, haben mehrere Städte, schon zu Albas Zeiten Harlem und jetzo Leyden bewiesen. Die Hungersnoth war fürchterlich in dieser Stadt. Viele verlangten Ergebung. Da trat der Bürgermeister vor

die Menge und bot seinen eigenen Leib den Hungrigen dar. Natürlich verstummte das Volk dieser Selbstverleugnung gegenüber. Doch vor dem Feinde aber stand es da mit frischem Muthe, es rief den Spaniern zu: „Wenn wir nichts Anderes mehr haben, essen wir unsern linken Arm und wehren uns noch mit dem rechten.“ Leyden wurde gerettet, indem man auf Wilhelms Rath die Wasserdämme durchstach und die ganze Umgebung überschwemmte. Das Belagerungsheer mußte weichen. Allgemeiner Jubel herrschte im Lande über die Befreiung der Stadt. Zur Entschädigung und aus Dankbarkeit wurde ihr eine Universität bewilligt.

Auch andere Städte mußten Unsägliches dulden. Antwerpen wurde einmal durch spanische Soldaten geplündert, 7000 Bürger sollen hierbei elendiglich umgekommen sein. Zwischen 4—8 Millionen fl. baares Geld wurden geraubt. Der ganze Schaden wird auf 24 Millionen fl. geschätzt.

Die südlichen Provinzen schlossen sich nach und nach wieder mehr den Spaniern an; sie waren meist von eifrigen Katholiken bewohnt. Die nördlichen verbanden sich 1579 durch die „Utrechter Union“ innig zusammen; und wurden später als ein von Spanien unabhängiger Freistaat anerkannt.

Oranien erlebte nicht mehr den Sieg seiner Landsleute. Er war als ein Opfer des religiösen Fanatismus gefallen. Philipp II. hatte einen Preis von 25,000 Goldkronen und die Ertheilung des Adels auf seinen Kopf gesetzt. Ein Franzose wollte diesen Lohn sich verdienen. Er beichtete sein Vorhaben einem Mönche, und empfing von diesem die Lossprechung und das Abendmahl. Mit seinen Mordgedanken ging er nach Antwerpen, überreichte dem Prinzen in dem Palaste eine Bittschrift, und schoß eine Pistole auf denselben ab. Die Wunde war nicht tödtlich und Oranien wurde wieder hergestellt. Der Mörder war in der ersten Aufregung von den Umstehenden getödtet worden. Sein Leichnam

wurde von Pferden zerrissen. Verschiedene ähnliche Versuche mißlangen. Endlich wußte ein anderer Franzose, Franz Gerhard, bei dem Prinzen sich einzuschmeicheln, daß dieser ihm Beweise der Liebe und des Vertrauens gab. Gerade für das geschenkte Geld kaufte sich der Böswicht ein paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte. Es gelang ihm seine ruchlose That 1584. Er wurde ergriffen, und gestand, daß er durch einen Jesuiten zu Trier in seinem schändlichen Vorhaben gestärkt worden sei.

5) Frühere Religionsverhältnisse in Böhmen.

In Böhmen waren schon seit Hussens Zeit reformatorische Grundsätze, selbst unter dem Volke verbreitet. Dieselben wucherten fort, auch nachdem es der katholischen Partei gelungen war, Huß zu Kostnitz zu verbrennen, und seine Anhänger mit Gewalt zu unterdrücken. Es mußte wenigstens die Genießung des Kelches bei dem Abendmahle den Hussiten frei gegeben werden. Einzelne Verfolgungen gegen die Nichtkatholiken werden fortwährend in der böhmischen Geschichte erwähnt. Besonders fühlten sich manche katholischen Eiferer dazu berufen, als die Böhmen das Auftreten Luthers mit Freuden begrüßten, und dessen Ansichten zu den ihrigen machten. So ließ z. B. zu Leitmeritz 1524 der Bürgermeister Pichel 24 der angesehensten Bürger wegen ihrer Anhänglichkeit an die hussitischen Grundsätze ergreifen, und in schauerlichen Räumen unter der Erde verwahren. Sein eigener Schwiegersohn befand sich unter den Unglücklichen. Das Herz des harten Mannes wurde durch keine Klagen und Bitten erweicht. Das Todesurtheil wurde gesprochen. Noch einmal warf sich seine trauernde Tochter dem Bürgermeister zu Füßen, er möge doch des heißgeliebten Gatten verschonen. „Du weißt nicht, was Du bittest," rief der von dem Glaubenshasse verblendete Vater, „Du sollst noch einem würdigeren Manne verbunden wer

den." „Das nicht," sprach das weinende Weib, und folgte dem Zuge, welcher zur Elbe ging. Hier aber bot sich der neugierigen Menge ein entsetzliches Schauspiel dar. Die Verurtheilten wurden in Kähnen bis in die Mitte des Stromes gefahren und in die Tiefe geworfen. Unter den Leichnamen sah man später 2 innigverschlungene, es war des Bürgermeisters Tochter und ihr Gatte.

Da Böhmen schon damals zu Oestreich gehörte, so brauche ich kaum die Schicksale der Evangelischen unter Karl V., Ferdinand I. und Maximilian II. zu erwähnen. Als der Letzte regierte, athmeten sie wieder freier auf; sie wagten es sogar, demselben ihr Gesangbuch zu widmen. Während Rudolfs II. Regierung machten die Jesuiten von ihrem unheilvollen Einflusse Gebrauch. Die Ultraquisten (so nannte man in Böhmen die Evangelischen, weil sie das Abendmahl sub utraque, d. h. unter beiderlei Gestalt, mit Brod und Wein genossen) wurden in ihren meist bürgerlichen Rechten beschränkt. Die kathol. Grundherren folgten dem Beispiele des Fürsten. Manche von ihnen z. B. Martinitz, dessen Name ich einstweilen zu bemerken bitte, hetzten ihre Untergebenen mit Hunden in die Messe. Andere, wie Slawata ließen den Leuten, welche die Hostie nicht allein, ohne den Kelch genießen wollten, zwangsweise den Mund öffnen.

Die Stimmung in Böhmen wurde immer peinlicher und drohender. Die Mißhelligkeiten zwischen Rudolf und seinem Bruder Matthias kam den Evangelischen zu Statten. Rudolf fürchtete sich, die Protestanten möchten sich auf die Seite seines Gegners schlagen und so gewährte er ihnen den sogenannten „Majestätsbrief." In demselben war den Grundherren und Städten mit ihren Unterthanen die Erlaubniß gegeben, bei dem evangelischen Glauben zu bleiben, oder sich demselben anzuschließen. Wenn sie noch außer den bestehenden Kirchen andere erbauen, oder Schulen errichten wollten, sollte ihnen dieses gestattet sein. Dabei war ausdrücklich bemerkt, daß niemals ein Befehl oder ein Gesetz,

dessen Inhalt dem Majestätsbriefe zuwider wäre, Gültigkeit erlangen könne.

Trotz dieser Nachgiebigkeit vermochte sich der alters- und geistesschwache Rudolf nicht in der Regierung zu halten. Matthias wußte sich einzuschmeicheln, daß sein Bruder genöthiget wurde vom Throne zu steigen. Es war eine bittere Stunde für den bejahrten Mann. Er sah aus dem Prager Schlosse auf die Stadt, zerbiß die Feder, mit welcher er den Abtretungsbrief unterzeichnet hatte und sprach: „Undankbare Stadt, für die ich Alles gethan habe, nun stößest Du mich von Dir. Gottes Rache komme über Dich und das Böhmerland!"

6) Unruhen in Böhmen.

Der Fluch sollte zur Wirklichkeit werden. Die Spannung der Parteien wurde fortwährend größer und drohender. Matthias konnte und wollte nicht die Protestanten in ihren Rechten beschützen. Auch er suchte, so viel es geschehen konnte dieselben zu beschränken. Und noch mehr war von seinem wahrscheinlichen Nachfolger zu fürchten. Er hatte keine Kinder, wie der 1612 verstorbene Rudolf! Ferdinand von Steiermark — wir kennen ihn schon als unversöhnlichen Feind der Nichtkatholiken — sollte sein Nachfolger werden. Die Böhmen wurden bewogen, ihn einstweilen als solchen anzuerkennen, nachdem er ihnen ihre Freiheiten und Gerechtsame beschworen hatte. Im Hinblick auf einen solchen Regenten erhuben die Katholiken kühner ihr Haupt, und führten eine Sprache, welche geeignet war die Protestanten mißtrauisch zu machen. Man äußerte sich unter Anderem: „Der Majestätsbrief sei ohne Kraft, weil er von dem Könige Rudolf erzwungen wäre," bei der Ankunft Ferdinands werde es heißen: „Ein neuer König, ein neues Gebot."

Die Erbauung zweier Kirchen sollten Veranlassung zum Ausbruche geben. Zu Klostergrab und Braunau

waren sie von den Evangelischen errichtet worden. Dem Buchstaben des Magistratsbriefes nach schienen allerdings die Kirchen nicht mit völligem Rechte erbaut worden zu sein; denn Klostergrab war dem Erzbischof von Prag, Braunau dem dasigen Abte unterworfen. Nur aber die Grundherren, nicht deren Unterthanen waren zur Gewissensfreiheit berechtigt. Vergeblich hofften die Betheiligten eine mildere Auslegung zu ihren Gunsten, und das um so mehr, weil die geistlichen Städte und Dörfer als kaiserliche betrachtet wurden, und diese das Recht des evangel. Bekenntnisses hatten. Die Kirche zu Braunau wurde geschlossen, und die zu Klostergrab zertrümmerte man auf erzbischöflichen Befehl.

Die Unzufriedenheit vermehrte sich, wie der Mond im zunehmenden Lichte. Der Graf von Thurn stand an der Spitze der Klagenden. Er war ein ehrgeiziger Mann und gegen den Kaiser um so mehr erbittert, da ihn derselbe von dem Burggrafenamt von Karlstein, welches ihm übertragen war, wieder entfernt hatte. Er war ein Liebling des Volkes geworden, und der auserkorene Vertheidiger des evangel. Glaubens. Eine Klagschrift an den Kaiser wurde mit harten Redensarten und Drohungen beantwortet. Um sich über weitere Schritte zu berathen, kamen die angesehensten Personen der Evangelischen im Mai 1618 zu Prag zusammen. In einem feierlichen Zuge gingen sie bewaffnet nach der Burg, um über das Geschehene, und was weiter beabsichtigt werde, Auskunft zu verlangen. Vier kaiserliche Räthe waren bei einander und natürlich nicht wenig erstaunt über die ungebetenen Gäste. Zwei von ihnen, Sternberg und Lobkowitz, führte man weg, weil sie gegen die kaiserlichen Erlasse gestimmt haben sollten. Die Andern, Martinitz und Slawata hatten durch drohende Antwort das Feuer der Leidenschaft noch größer gemacht. Sie sollen geäußert haben: „Die evangel. Religion müsse noch in Böhmen gänzlich ausgerottet werden.“ Die tobende Menge verlor die Ruhe der Besinnung. „Zum Fenster hinaus mit den Verräthern!“ riefen

Einige mit barscher Stimme. Andere streckten die Hände aus, und vollzogen die ungesetzliche That. Ein Schreiber, Fabricius Platter, welchen man nur den Speichellecker seiner Herren nannte, folgte denselben. Der Fall war kein Kinderspiel. Man denke sich eine Höhe von etwa 4 Stockwerken oder 56 Fuß! Es geht nicht allemal so glücklich ab, wie im vorliegenden Falle. Die Heruntergestürzten kamen auf einen Kehrichthaufen zu liegen, und dadurch mit dem Leben davon. Auch mögen die weiten Mäntel, welche sie trugen, einigermaßen als Flügel ihnen gedient haben. Freilich die Jesuiten waren anderer Meinung. Nach ihrer Behauptung hat Maria die Märtyrer ihres katholischen Glaubens errettet. Von Fabricius wird berichtet, er habe auch in der Todesgefahr seine Höflichkeit nicht verleugnet. Er entschuldigte sich, daß er so unzart auf seinen Herrn, Martinitz, gefallen wäre. Er war auch zuerst im Stande zu entfliehen, um als Bote und Ankläger nach Wien sich zu begeben. Die beiden Andern wurden in ein nahes Haus gebracht, und nur mit Mühe vor der Wuth des Volkes geschützt. Martinitz entfloh in schlechten Kleidern, nachdem er sein Gesicht mit Pulver unkenntlich gemacht hatte, nach München. Slawata erhielt, was ich leider hiezufügen muß, erst nach mehrfachen vergeblichen Bitten die Erlaubniß, sich eines Arztes bedienen zu dürfen. Die Belohnung blieb nicht aus. Als Freiherren fielen sie nieder, als Grafen standen sie auf. Fabricius wurde gleichfalls mit dem bedeutungsvollen Namen „von Hohenfall" geadelt.

Nicht gering war der Schrecken in Wien, als man von dem Geschehenen Nachricht erhielt. Auch den Oestreichern war wenig zu trauen, und von Ungarn drohte in dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, ein gefährlicher Feind. Der Kaiser war zur Milde geneigt. Doch andere Glieder der kaiserlichen Familie, und besonders die Jesuiten waren der Meinung, man müsse selbst auf die Gefahr hin, im Kampfe zu unterliegen, mit aller Strenge verfahren. Letzteres wu

die Böhmen, und darum trauten ſie nicht den milderen Aeußerungen, welche ſie anfangs von Wien aus erhielten. Eben ſo wenig ſchenkte man ihren Verſicherungen, daß ſie dem Kaiſer treu und gehorſam bleiben wollten, den gewünſchten Glauben. Es wurde von beiden Seiten gerüſtet. Dreißig Directoren ſollten das Wohl des böhmiſchen Landes berathen. Der Graf von Thurn leitete die bewaffnete Macht. Was in allen Zeiten ein großes Uebel iſt, war es damals beſonders. Das Band zwiſchen Fürſt und Volk war gänzlich zerriſſen. Keine Anknüpfung ſchien mehr möglich zu ſein, als der immer noch milder geſinnte Matthias am 10. Mai 1619 ſein Leben beſchloß. Den bigotten Ferdinand wollten nun die Böhmen nicht als ihren Beherrſcher erkennen. Sie waren faſt einſtimmig in dieſem Beſchluſſe. Nur drei Städte und Einige vom Adel ſchloſſen ſich aus. In welcher Gefahr der Kaiſer ſchwebte, läßt ſich aus Folgendem erkennen. Der Graf von Thurn war, nachdem er die widerſtrebenden böhmiſchen Städte erobert hatte, bis nach Wien vorgedrungen. Die evangel. Bürger, welche die überwiegende Mehrzahl bildeten, waren bereit die Thoren ihren Glaubensgenoſſen zu öffnen. Eine Geſandtſchaft des öſtreichiſchen Adels drang in die kaiſerlichen Gemächer, und ſuchte durch harte Reden den Fürſten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Einer derſelben, Andreas Thonradel, hatte die Frechheit, den Kaiſer am Rocke zu faſſen und zu rufen: „Nandel ergib Dich, Du mußt unterſchreiben;“ Ferdinand zeigte in dieſem entſcheidenden Augenblicke männlichen Muth. Er ſchaute auf ein Chriſtusbild, vor welchem er täglich betete, und beharrte auf ſeiner Weigerung. Die Volksſage erzählt, er habe vom Bilde aus die Stimme vernommen: „Ferdinand, ich will Dich nicht verlaſſen.“ Faſt in demſelben Zeitpunkte ertönte im Hofe der Schall einer Trompete. Es waren 500 Küraſſiere gekommen mit der Nachricht, die Böhmen wären in einem Treffen geſchlagen. Die Abgeordneten ſchlichen davon. Die kathol. Bürger und Studenten boten dem Kaiſer ihre Hilfe an. Thurn mußte die

Belagerung aufheben, da seine Anwesenheit in Böhmen nothwendig schien.

7) Friedrich V. wird König von Böhmen.

Ferdinand war es nun vor Allem darum zu thun, durch die Kurfürsten die Kaiserkrone zu erhalten. Es gelang ihm auch trotz vielfacher Widersprüche. Aber Böhmen, sowie die verbundenen Nachbarländer, Mähren, Schlesien und die Lausitz erklärten die frühere vorläufige Erhebung Ferdinands für ungültig. Manche wollten einen Freistaat bilden, wie die Schweiz und die Niederlanden. Die Mehrzahl jedoch erkannte es wohl, daß sie einer kräftigen Leitung bedürften. Sie wählten daher Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, das Oberhaupt der Union, zu ihrem Könige. Der Gewählte stand auf dem Scheidewege. Er äußerte sich: „Nehme ich die Krone an, so wird man mich des Ehrgeizes beschuldigen; schlage ich sie aus, so nennet man mich einen Feigen.“ Im Herzen war er mehr zur Annahme, als zur Verwerfung geneigt. Es fehlte ihm männliche Entschlossenheit. Er fragte hier und dort, und mußte das Sprichwort bestätiget finden: „Wer viel fragt, geht viel irre.“ Der Herzog von Baiern und der Kurfürst von Sachsen riethen ihm nachdrücklich ab. Die Mitglieder der Union sprachen sich nicht mit völliger Bestimmtheit aus. Er zauderte. Eine neue Gesandtschaft aus Böhmen drängte ihn, sich zu entscheiden. Immer mehr glaubte er, Gottes Stimme in seiner Erwählung zu vernehmen. Und da seine Räthe zu Heidelberg merkten, welchen Rath er am liebsten habe, so sprachen sie sich für die Annahme aus. Nur seine Mutter rieth ihm ernstlich ab, sich in eine solche Gefahr zu begeben. Als ihre Worte nichts halfen, wurde sie krank vor Schmerz. Seine Gemahlin, eine Tochter des Königs von England, suchte alle weiteren Bedenklichkeiten wegzureden. Sie soll sich geäußert haben: „Du hast gewagt, eine Königstochter zum Weibe zu begehren, und bist zu feige, ihr einen Thron zu verschaffen. Lieber Bettel-

brod will ich essen mit gekröntem Haupte, als in Ueberfluß schwelgen an fürstlicher Tafel." Friedrich sagte zu. Als er seine betagte Mutter verließ, um seine neue Herrschaft anzutreten, verkündigte ihm dieselbe mit prophetischer Stimme: „Du trägst die Pfalz nach Böhmen."

Sie hatte Recht. Wiewohl er von Dänemark, Schweden, Holland, den Gliedern der Union und andern Staaten als rechtmäßig erwählter König von Böhmen anerkannt wurde, so blieb die gehoffte Unterstützung nichts desto weniger aus. Namentlich sahen es auch viele Lutheraner nicht gerne, daß ein Reformirter zu solcher Machtvergrößerung gelangen solle. Der Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, Hori von Hönnegg, äußerte sich: „Es ist schade um so viele herrliche Länder, daß sie dem Calvinismus sollen in den Rachen geführt werden. Vom abendländischen Widerchrist (dem Papste) haben sie sich losgerissen, um dem morgenländischen (man stellte die Reformirten den Türken gleich) in die Arme zu fallen."

Die Böhmen kamen mit Ehrenfesten und Ehrengeschenken dem neuen Königspaare entgegen. Die Bürgerfrauen von Prag übergaben der schönen jugendlichen Fürstin eine kostbare Wiege von Ebenholz mit vergoldetem Silber beschlagen. Der Stadtrath machte Friedrich ein Geschenk von 150 Goldstücken, jedes 6 Dukaten schwer.

Friedrichs ferneres Benehmen war keineswegs geeignet, ihm die Zuneigung seiner neuen Unterthanen zu erhalten oder zu vermehren. Auferzogen in der reformirten Nüchternheit, konnte er mit den Ueberbleibseln von Bildern und Reliquien in der Prager Domkirche und andern sich nicht befreunden. Er gab Befehl, das ehrwürdige Gotteshaus von den vermeintlichen papistischen Greueln zu reinigen. Dieser Befehl wurde auf eine Weise vollzogen, daß wahrhaft religiöse Gemüther darüber sich empören mußten. Unter Hohn und Spott

wurden die Bilder entfernt. Als auch der König die Wegschaffung des Christusbildes auf der Moldaubrücke verlangte, weigerte sich der Stadtrath Folge zu leisten, indem er nicht für die Ruhe zu stehen vermöge. Der König drohte Gewalt, wurde aber an der Ausführung gehindert.

8) Friedrichs Niederlage und Flucht.

Während sich der neue Böhmenkönig auf diese und andere Weise die Liebe seiner lutherischen und noch mehr seiner katholischen Unterthanen entfremdete, waren dem Kaiser Hülfsvölker aus Spanien und Italien gekommen. Auch hatte er einen Bundesgenossen gefunden, der ihm zur Wiedereroberung des abgefallenen Landes behilflich war. Wir kennen denselben schon aus der Donauwörther Geschichte, und als das Oberhaupt der katholischen Liga. Es war Maximilian I. von Baiern. Auf die erhaltene Zusage, daß ihm die Kriegskosten sollten wiedererstattet werden, zog er nach Oestreich um Ferdinand zu unterstützen. Schon hier sollte er nach des Letzteren Wunsch, die Pfeifer, d. h. die Prediger entfernen, „damit der Tanz ein Ende nehme." Maximilian hielt die Ausführung dieses Begehrens jetzt nicht für zeitgemäß. Er dachte bei sich: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Er wollte geradezu auf die böhmische Hauptstadt marschiren, um mit einem Schlage den Kampf zu beendigen. Er hatte über eine ansehnliche Macht zu gebieten. Die Liga hatte bereitwillig ihre Unterstützung zugesagt, um die unruhigen Ketzer zu überwältigen. Der Papst bot gleichfalls dazu die Hand. 50,000 Mann hatte Maximilian unter seinem Commando. Die Städte, die er auf seinem Zuge berührte, ergaben sich theils freiwillig aus Angst, theils wurden sie mit den Waffen erobert. Die böhmischen Truppen mußten immer weiter rückwärts gehen, zumal, da die erwartete Hilfe aus der Lausitz und Schlesien nicht herbei kam. Der Kurfürst von Sachsen hatte sie verhindert, sich einzufinden. Bei Prag verschanzten sich die Soldaten Friedrichs, um hier wo möglich

dem Feinde Widerstand zu leisten. Den 8. November 1620 kam es zu einer entscheidenden Schlacht, welche gewöhnlich nach dem weißen Berge bei Prag ihren Namen führt. Die Böhmen wehrten sich tapfer; doch mußten sie der Uebermacht unterliegen. Die Baiern und Wallonen drangen mit bewunderuswerther Tapferkeit vor und warfen Alles nieder. Friedrichs ganze Artillerie blieb dem Feinde. 4000 Böhmen wurden theils getödtet, theils gefangen; Hunderte ertranken auf der Flucht in der Moldau. Kaum einer Stunde hatte es bedurft, um einen so glänzenden Sieg zu erringen. Wo aber war Friedrich unterdessen gewesen? Des Morgens war er in der Kirche. Die Schlacht fiel nämlich an einem Sonntage vor, und zwar an einem solchen, wo gewöhnlich über das Evangelium gepredigt wird: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Später saß er zu Tische und wollte erst in Ruhe seine Mahlzeit verzehren. Als er nun sich entschloß, vor die Thore zu reiten, um den Muth der Soldaten durch seine Anwesenheit zu beleben, war es zu spät. Die Seinigen waren schon auf der Flucht. Rathlos stand er nun da. Er sah die Sachlage in einem schwärzeren Lichte, als sie wirklich war. Ein neues Hilfscorps war aus Ungarn zu erwarten. Der Graf von Mansfeld, ein wackerer Kämpfer auf seiner Seite, hatte mit 12,000 Mann Pilsen und andere Städte besetzt. Die Bewohner von Prag waren zur Gegenwehr bereit und gaben dieses mit klaren Worten zu verstehen. Die feindlichen Truppen waren durch Seuchen und andere Plagen geschwächt, und konnten nicht lange bei einer Belagerung ausharren. Doch Friedrich hatte den Muth und den Kopf verloren. Auch redete ihm ein erfahrener Feldherr, Christian von Anhalt, ernstlich zu, seine Familie in Sicherheit zu bringen. Prag werde sich nicht lange halten, und den Bürgern sei nicht zu trauen, sie würden ihn ausliefern, um desto eher Verzeihung zu erhalten. So eilte er mit seiner Gemahlin, welche der Niederkunft nahe stand, und seinen 3 Kindern so schleunig von dannen, daß er die Krone

und die wichtigsten Papiere im Stiche ließ. Wegen seiner kurzen Regierung hat er den Namen „Winterkönig" erhalten.

Unser Mitleid begleitet ihn auf seiner Wanderung. Unglücklicher Gatte! wo sollte Dein Weib eine Unterkunft finden für die schwere Stunde, die ihr bevorstand? Der Kurfürst von Brandenburg, ein Schwager von Friedrich, war gerade abwesend, als ihm die Bitte um ein Obdach für die vertriebene Königsfamilie ausgesprochen wurde. Seine Räthe schlugen die Aufnahme ab, da man kein Geld habe für die fürstlichen Gäste und nicht gesonnen sei, des Kaisers Unwillen zu erregen. Auf wiederholtes Flehen erhielten endlich die Verlassenen einige Zimmer auf dem Schlosse zu Küstrin zu ihrem Aufenthalte. Hier nun gebar die sonst so stolze Königstochter einen Sohn, welcher um 1654 entweder in den amerikanischen Gewässern, oder als Sclave zu Algier sein Leben verloren hat.

Der Kaiser war jetzt Kläger und Richter in eigener Sache. Ohne weitere Untersuchung, und ohne die Rechtsformen zu wahren, belegte er Friedrich mit der Acht. Die sogenannte Oberpfalz, welche an der böhmischen Grenze lag, wurde ohne Weiteres dem Baiernherzoge als Entschädigung zugesprochen. Die Fürbitten einzelner Fürsten für den unglücklichen Standesgenossen fruchteten Nichts. Nach der Pfalz konnte derselbe nicht zurück. Die Spanier trieben hier ihr Wesen ohne Mitleid und Erbarmen. Friedrich flüchtete nach Holland, und lebte dort wie ein reicher Privatmann, von englischem und holländischem Gelde unterstützt. Seine Bundesgenossen hatten ihn im Stiche gelassen. Es erschien ein Schriftchen, welches die Thaten der Union beschreiben wollte. Sein Inhalt war ein leeres Blatt. Die Lutheraner, namentlich den Kurfürsten von Sachsen hatte der Kaiser fast ganz für sich gewonnen. Die wechselseitige Erbitterung zwischen ihnen und den Reformirten bewies auch hier ihre verderblichen Folgen.

Wann werden die Evangeliſchen einmal recht ernſtlich bedenken, was zu ihrem Frieden dient?*)

Zehntes Kapitel.

Böhmen wird wieder katholiſch.

Motto:
Und ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Preiswerth hinüber wallen!
Fr. Schlegel.

1) Hinrichtungen zu Prag.

Den 19. Juni 1621, etwa ein halbes Jahr nach der Schlacht am weißen Berge, ſehen wir abermals die Bürger von Prag in gewaltiger Aufregung. Der Urtheilsſpruch gegen die Oberſten, welche den Aufruhr der Böhmen geleitet hatten, war nun durch die Unterſchrift des Kaiſers beſtätigt worden, und ſollte durch den Scharfrichter vollzogen werden. Vergeblich hatte man eine Milderung der Strafe durch die kaiſerliche Gnade erwartet. Nur einige grauſame Nebenbeſtimmungen hatte Ferdinand geſtrichen. So ſollte z. B. das Viertheilen nicht an den Lebendigen, ſondern an den Todten vollzogen werden. Die Verurtheilten ertrugen ihr Schickſal wie Männer, welche einer guten Abſicht ſich bewußt waren, wenn ſie auch nicht zum Ziele gelangten. Die letzten Tage verlebten ſie in gottſeligen Betrachtungen und andächtigem Gebete. Katholiſche und lutheriſche Seelſorger durften ſie erquicken mit dem Troſte der Religion. Den Reformirten aber war der Zutritt verſagt. Vergeblich boten die Erſteren ihre ganze Beredtſamkeit auf, die Abgefallenen in den Schooß der römiſchen Kirche zurückzuführen. Die Unglücklichen ſtarben, wie ſie gelebt hatten, für die evangeliſche Lehre.

*) Vergl. Söltl, der Religionskrieg in Deutſchland.

Als der letzte Morgen für sie zu dämmern begann, traten sie noch einmal zusammen, sich zu erbauen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern. Der 86te Psalm wurde von ihnen gesungen. Da sie zum letzten Verse gekommen waren, betete Johann Kutthauer, ehemaliger Bürgervorsteher von Prag, um die Gewährung eines solchen Zeichens, wie der heilige Sänger geflehet hatte. Ihre Bitte wurde gewährt. Ein Regenbogen zeigte sich in kurzer Zeit am westlichen Himmel. Dankend fielen die Anwesenden auf die Knie und lobten Gott, daß er ihnen zu ihrer Erhebung in der Todesstunde den Bogen des Friedens, als ein Unterpfand seiner Gnade gegeben habe. Die Glocken ertönten fünfmal von den Thürmen herab. Das war das Zeichen, daß die Hinrichtung beginnen sollte. Erwartet von mir keine genauere Beschreibung derselben, denn nimmer war ich gerne zugegen, wo Menschenblut geflossen ist. Die Leidensgefährten trösteten sich untereinander, und gingen so muthig dem Tode entgegen. Andern war eine gelindere Strafe bestimmt. Doch der liebe Gott bewahre uns vor der Milde vergangener Zeiten. Ein Rathsdiener wurde mit seiner Zunge eine Stunde lang an den Galgen genagelt; daß er in Folge hiervon sein Leben verlor, hat nicht im Urtheile gestanden. Einige wurden mit Ruthen zur Stadt hinausgepeitscht und auf ewig des Landes verwiesen. Zwölf von den abgehauenen Köpfen steckte man zur Warnung an den Brückenthurm auf.

Die Gerichtsvollstrecker hatten nun noch andere, und zwar einträglichere Geschäfte zu verrichten. Die Verurtheilten wurden zugleich ihres Vermögens beraubt, und es waren sehr reiche Leute unter denselben. Sie nicht allein, auch Andere, welche schon in die Fremde gegangen waren, weil sie von der neuen Regierung das Schlimmste befürchteten, mußten Hab und Gut der kaiserlichen Verfügung überlassen. Zu ihnen kamen noch Solche, welche in der Heimath geblieben waren, wiewohl ihr Gewissen sie nicht freisprach von jeglicher Schul

Es erschien auf einmal der Befehl: Alle, welche sich irgend wie an der Empörung betheiligt hätten, sollten um Gnade flehen, und sich selber anklagen. Wer nicht erscheine, müsse des Todes gewärtig sein. 728 Personen vom Adel kamen erschrocken herbei und bekannten ihre Schuld. Das Leben wurde ihnen geschenkt, aber die Strafe, welche über sie ausgesprochen wurde, war hart genug. Mancher verlor die Hälfte, Mancher einen Drittheil von seinem Vermögen, Mancher das Ganze. Ueber 40 Millionen Gulden wurden aus den verkauften Gütern gelöst.

2) Wie man mit den evangelischen Geistlichen verfahren ist.

Nun kam auch an die Geistlichen die Reihe. Das wußte man wohl, daß sich eine Heerde ohne Hirten zerstreue; darum sollten die evangel. Pfarrer aus dem Lande. Schon früher hatten die kathol. Priester den Kaiser zu überreden gesucht, er brauche den Majestätsbrief nicht zu halten, da derselbe von dem Papste nicht wäre bestätigt worden. Durch die Unruhen in Böhmen war nun ein scheinbarer Vorwand gegeben, die kaiserlichen Verwilligungen wieder für nichtig zu erklären. Zum Ueberflusse wurde Ferdinand vom Papste seines Versprechens entbunden. Nicht auf einmal wurden alle Prediger des Evangeliums verjagt. Erst die Böhmen, dann die Deutschen, erst die Reformirten, dann die Lutheraner. Letztere mußten im Anfang geschont werden, da man dem Kurfürsten von Sachsen versprochen hatte, seine Glaubensgenossen nicht zu unterdrücken.

Einer der vertriebenen Pfarrer, Scherer z mit Namen, mag uns selber seine Schicksale erzählen. „Es war doch gar zu kläglich anzusehen, wenn so viele bußfertige Seelen zu ihrem lieben Seelsorger kamen und sehnlich begehrten, daß wir sie vor dem Weggange mit dem wahren Leibe und Blute Christi erquicken möchten. Wenn sie denn von uns vernahmen, daß uns Solches ganz ernstlich verboten sei, gingen sie mit Weinen und

Schluchzen von uns. Ich weiß es, wenn es etliche von den Feinden gesehen hätten, das Herz wäre ihnen gebrochen, daß sie solch hartes Verfahren gemildert. Auch ohnedies haben manche Katholiken ihr Mißfallen gezeigt, auch wohl Thränen des Mitleids vergossen. Als des andern Tages auf unser Begehren die Kirche wieder geöffnet wurde, damit wir etliche Bücher, welche wir darinnen gelassen hatten, heraus nehmen könnten, wartete eine große Menge Volks vor der Thüre, darunter auch Leute vom Herrenstand. Sie baten emsig, daß sie noch einmal in die Kirche gelassen würden, um ihre Andacht verrichten zu können. Alle fielen nun im Gotteshause auf die Kniee, beteten und weinten ganz bitterlich. Als es nun zum Abschiede kam, hilf Gott! wer will den Jammer beschreiben, den diese guten Leutlein stifteten? Sie sagten gar beweglich, das Elend des Krieges und der Plünderung achteten sie Nichts gegen das Kreuz, ihre Seelsorger so geschwind zu verlieren. Es waren meist die Gassen voll seufzender, weinender Leute. Wir konnten kaum auf den Wagen kommen vor dem großen Gedränge."

Nach verschiedenen Schicksalen kam der genannte Scherer als Superintendent nach Lüneburg. Hier starben ihm 1628 an einem Tage bei der Pest 5 Kinder. In Prag hatte er bei der Plünderung so viel gelitten, daß er und seine Familie aus Mangel an Kleidern nicht ausgehen konnten.

Gerade gegen die Prediger waren die Soldaten besonders erbittert. Johann Kaupilius zu Schlaa stand eben am Altare das Evangelium zu verlesen, da rief ihm auf einmal eine rauhe Stimme zu: „Dummer Prädikant, höre auf zu plappern." Es war die Stimme des eindringenden Hauptmannes, welcher mit dem Säbel in der Hand die Bibel auf die Erde schlug. Die rohe Schaar zerrte den Geistlichen umher und mißhandelte ihn. Auf die Fürbitten vornehmer Frauen wurde derselbe wieder in Freiheit gesetzt und mit der Verbannung bestraft. Der Diakonus Ulizky zu Czaslau mußte

mit vielen Andern seine protest. Gesinnung mit dem Tode büßen. Niemand durfte ihn auf seinem Leidenspfade begleiten; Niemand auch nur von Ferne seinen Heldenmuth sehen. Wer sich blicken ließ, wurde mit Flintenschüssen bedroht. Pauken- und Trompetenschall sollten es verhindern, daß die Leute sein andächtiges Gebet vernehmen konnten. Er sah ruhig darein, als ihm die Hand abgehauen wurde, weil er mit derselben den Kelch ausgetheilt habe. Das Haupt folgte der Hand. Er war ein stiller Mann gewesen, welcher öfters sich geäußert hatte, die Kirche habe keine andere Waffen, als ihre Thränen. Der Pfarrer Moller zu Zrusche wurde auf der Kanzel erschossen. Einen anderen Geistlichen, rieb man abwechselnd mit glühenden Kohlen und Eisschollen. Wieder andere wurden verbrannt u. s. w.

Indem nun viele hundert von ihnen Gnade und Versorgung verschmähten, welche ihnen im Falle ihrer Bekehrung angeboten wurde, fehlte es bald an Seelsorgern für die verwaisten Gemeinden. Es wurden dergleichen aus Polen verschrieben. Aber was für Männer? Viele Ungebildete waren darunter, blinde katholische Eiferer dem Laster ergeben. Selbst ein kathol. Schriftsteller *) sagt über dieselben: „Viele gingen nach Polen zurück, da sie zuvor den Bürgern ihre Töchter, oder gar Weiber verführt oder entführt hatten!

3) Wie man mit den evangelischen Kirchen und Büchern verfahren ist.

Leichter, als mit den Menschen ist man mit den Kirchen und Büchern fertig geworden. Erstere wurden natürlich alsbald ihrer bisherigen Bestimmung entzogen. Einige wurden zerstört, andere verschlossen, andere den Katholiken zum Gebrauche übergeben. Bevor aber diese darin ihren Gottesdienst hielten, mußte erst der Ketzergeruch heraus. Als die Jesuiten in Prag ihr ehemaliges Gotteshaus wieder erhielten, streuten sie Pulver auf den

*) Pelzel, Gesch. von Böhmen.

Erdboden und zündeten es an, um den Tempel zu reinigen. Hier und da wurden Kanzeln und Altäre geprügelt zur Züchtigung, daß sie auch den ketzerischen Menschen ihre Dienste nicht versagt hatten. Die Kelche, deren man in früheren Zeiten fast allenthalben an den Thoren und anderen öffentlichen Gebäuden angebracht hatte, wurden ausgemeiselt. Alles sollte vernichtet werden, was nur von Ferne an das evangel. Zwischenreich erinnern konnte. Es wurde indessen Manches übersehen.

In dem Städtchen Schlaa hatten die Commissäre die Bildnisse von Luther und Melanchton abzunehmen und zu verbrennen verabsäumt. Später wußte das Volk nicht mehr, was diese Bildnisse vorstellen sollten, und richtete mitunter seine Gebote an dieselben, als ob es Heilige wären.

Das Lesen der Bibel und anderer evangelischen Bücher war strenge untersagt. Ein Jeder, welcher Vergebung beanspruchen wollte, mußte diese verbotene Waare aus den Händen geben. Es zogen besondere Leute umher, um dergleichen Schriften dem Feuer zu überliefern. Ein gewisser Kommasch soll ihrer gegen 60,000 Bände verbrannt haben. Nicht Alle zeigten sich bereit, diesen theueren Schatz, der ihnen zur Erbauung und zum Troste dienlich gewesen war, in Asche verwandeln zu lassen. Viele verbargen denselben, so gut sie vermochten. Aber wehe! dem Bibelfreunde, der als solcher gefunden wurde. Und es war nicht leicht, den scharfsehenden Augen der Jesuiten die verbotenen Bücher zu verbergen. Selbst Kinder mußten zur Entdeckung behilflich sein. Durch Bilder und Zuckerwerk wurden sie verleitet, ihre Aeltern und Verwandten zu verrathen.

4) Lichtensteiner.

Noch immer waren die katholischen Reformer nicht zufrieden gestellt. Es sollte kein Evangelischer im Böhmerlande bleiben; der Aufenthalt wurde einem solchen auf alle Weise verleidet. Kein bürgerliches Geschäft durfte er treiben, kein Handwerk, keinen Handel. Er

konnte nicht zu Gevattern stehen. Ein ehrliches Begräbniß wurde ihm verweigert. In der Nacht mußten die Leichname unserer Glaubensgenossen an unbekannte Orte, unter Hecken und Sträucher beerdigt werden. Auch dieses zu thun war nicht gefahrlos für die Angehörigen. Bisweilen lag ein Todter Wochen und Monate, bis ihm theilnehmende Freunde heimlicher Weise die letzte Ehre erwiesen.

Es wurden immer strengere Befehle gegen die Protestanten erlassen. Wer den kathol. Gottesdienst verspottete, sollte sein Vermögen und seine Heimath verlieren. Wer an Freitagen und Samstagen verbotenes Fleisch genoß, sollte 10 Gulden bezahlen. Wenn ein Hausvater des Sonntags nicht in die Messe kam, wurde ihm eine Abgabe von 4 Pfund Wachs auferlegt. Ist es nicht leicht zu erklären, daß Jeder, der konnte, in andere Länder sich begab? Die Jahre 1623 und 1628 führten 30,000 Familien aus Böhmen hinweg. Es durften sich Alle glücklich preisen, welche weiteren Verfolgungen entgangen waren.

Ein eigenes Soldatencorps wurde errichtet, welches die Bestimmung hatte, mit dem Schwerte in der Hand den Bekehrungsversuchen Nachdruck zu verleihen. Sie nannten sich „Seligmacher," sind aber gewöhnlich unter dem Namen: „Lichtensteiner" bekannt. Lichtenstein hieß nämlich der kaiserliche Statthalter in Prag, welcher das evangelische Wesen mit Wurzeln und Stiel ausrotten wollte. Weß Geistes Kind er war, zeigte er durch die Antwort, welche er einem Lutherischen gab. Beruhiget euch, sprach er zu dem Bittenden, die Calvinisten müssen aus dem Lande, ihr auch!"

Wer eine feindliche Einquartirung in unserem Jahrhundert gesehen hat, kann sich eine schwache Vorstellung machen, wie die rohen Soldaten sich vor 200 Jahren benommen haben. Sie wurden den Nichtkatholischen in die Häuser gelegt, und nur der Beichtzettel von einem katholischen Pfarrer brachte sie wieder heraus. Bisweilen

überließen ihnen die Leute ihre Wohnung, weil sie wußten, daß sie doch Nichts davon bringen würden. Die Lichtensteiner waren erfinderisch, die Protestanten zu quälen. Denket euch liebende Mütter, wenn sie das Schreien ihrer Säuglinge hörten, und gehindert wurden ihnen zu helfen! Das aber war ein gewöhnliches Mittel der Seligmacher, daß si eine Mutter an ihr Lager fesselten und nicht eher deren Sehnsucht nach dem jammernden Kinde befriedigten, bis dieselbe katholisch zu werden versprochen hatte. Zuweilen marterte man die Kleinen vor den Augen der Aeltern. Wollten diese der Stimme der Liebe Folge leisten, so mußten sie ihren Glauben verleugnen.

Ein spanischer Hauptmann Huerda, hat sich in der Bekehrungsgeschichte einen Namen gemacht. Zu Kuttenberg, wo man den Bürgern ausdrücklich Religionsfreiheit versprochen hatte, wurden einzelnen Bewohnern bis zu 20 Soldaten in's Haus gelegt. Als auch dieses Mittel nicht bei Allen fruchtete, zogen schwer bewaffnete Reiter mit bloßen Säbeln in die Stadt. Die Bürger flohen erschrocken und nur Wenige kamen zurück, um katholisch zu werden. In Jungbunzlau, wo die reformatorische Gesinnung besonders tief gewurzelt war, mußten die meisten Leute gewaltsam vertrieben werden, weil die Plackereien den Sinn der Protestanten nicht zu beugen vermochten. In Königgrätz trieben einige hundert Croaten die Widerspenstigen zur Prozession. Immer größere Haufen von Soldaten kamen herbei. Die Weiber und Kinder, welche unterdessen von den Einquartirten übel behandelt wurden, liefen vor die Gefängnisse und baten ihre Gatten, Väter und Verwandten so flehentlich, daß diese sich entschlossen, katholisch zu werden. 28 Bürger flüchteten mit ihren Familien nach Polen. Zu Bidczow ließ Huerda die Bürger auf's Rathhaus kommen, um sie zu fragen, ob sie ihren bisherigen Glauben abschwören wollten. Als nun Einer im Namen der Andern erwiederte, es sei nicht leicht dem Glauben, in welchem man geboren und erzogen wäre, zu entsagen, schlug der Hauptmann so unbarmherzig auf den Redner

los, daß die Anwesenden erzitterten und willfährig sich zeigten. Einige wollten entfliehen, wurden aber von den Soldaten ihrer Habe beraubt, und wieder zur Stadt zurückgejagt. Zu Saatz ließ Huerda die Thore verschließen und bei Lebensstrafe das Entweichen verbieten. Etwa 100 Personen waren dennoch entkommen, die übrigen bequemten sich zur Nachgiebigkeit. In Prachatitz vertheidigten sich die Bewohner und wollten den einrückenden Soldaten die Thore nicht öffnen. Doch sie vermochten nur 3 Tage zu widerstehen. Ihre Stadt wurde erobert und 1660 Mann wurden in wenigen Stunden erwürgt. Als man zu Lissa erfuhr, daß die Seligmacher herbeikommen wollten, zündeten die Bürger ihre Häuser an, und zogen mit Allem, was sie fortbringen konnten, von dannen *).

In einigen Dörfern besetzte man die Wiesen und andere Futterplätze, damit die Bauern nichts Grünes herbeiholen konnten. Die hungrigen Rinder erhuben nun ein klägliches Geheul, daß ihre Herren den Jammer nicht länger anhören mochten. Aus Mitleid mit den unschuldigen, und ihnen unentbehrlichen Geschöpfen, bequemten sie sich zur kathol. Beichte.

Mitunter sind auch trügerische Blendwerke vorgekommen, wie Augenzeugen versichern. Ein Marienbild hatte Thränen im Auge, um den Unbußfertigen tiefes Bedauern erkennen zu geben. Ging man der Sache näher auf den Grund, so bemerkte man hinter dem Kopfe ein Näpfchen mit Wasser und plätschernden Fischen darin. Anderswo trug ein kathol. Priester ein Christusbild herum, welches vor Katholiken sich verneigte, bei Protestanten aber unwillig auf die Seite sah. Aehnlich verhielt es sich mit einer Maria, welche entweder schützend die Arme ausbreitete, oder voll Abscheu zurückzog. Wie Marionettenspieler die Puppen regieren, so wurden auch hier durch Züge von Drath die Glieder bewegt.

*) Galetti, Geschichte des 30jährigen Krieges.

5) Einzelne besondere Beispiele zur Nachahmung, oder zur Warnung.

Doch bei Vielen war alle Mühe und Arbeit umsonst. In Kossenberg ertrugen 4 Leidensgefährten während eines kalten Winters unsägliche Beschwerden, ohne ihren Glauben zu verleugnen. Mit einem winzigen Stücklein Brod mußten sie oft mehrere Tage lang ihren Hunger befriedigen. Statt des Wassers stand ihnen nur ein ekelhaftes Ersatzmittel zu Gebot. Im Frühlinge wurden sie des Landes verwiesen.

Ein Bauer Namens Peschek wollte heimlich nach Sachsen entfliehen. Ein Verräther wurde Ursache davon, daß er in einen unterirdischen Kerker kam. Hier waren Gestank, Hunger und Durst seine Gesellschafter; so oft man ihn befragte, ob er nicht um die Freiheit zu erlangen, seinen Glauben abschwören wolle, schüttelte er das Haupt und sprach: „Ich kann Nichts wider Gottes Wort.“ Endlich brachte man ihn wieder an das Tageslicht, und ließ ihm die Wahl, ob er katholisch werden, oder den Feuertod erleiden wollte. Nichts konnte ihn zum Abfall bewegen. Er wurde mit Ruthen gezüchtigt, und abermals in die Grube gebracht. Dort lebte er noch ein halbes Jahr, und wurde so schwach, daß er nicht mehr auf den Beinen sich halten konnte. Als man ihn wieder hervor zog, sollte er vor einem Cruzifixe niederfallen; er aber entgegnete: „Ich glaube, daß Christus für mich gekreuzigt ist, aber nicht dieses Holz.“ Er ertrug den Tod. Doch der Segen des Herrn war mit seinen Nachkommen. Einer derselben ist der Superintendent Peschek in Zittau. Ihm bin ich bei diesem Kapitel fast gänzlich gefolgt *).

Sollte bei einem oder dem andern der Leser der Verdacht sich regen, als ob mein Gewährsmann für seine vertriebenen Landsleute parteiisch gewesen wäre, so darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß er auch bei den Gegnern das Achtenswerthe anerkennt. Nicht allein mit

*) Vergl. dessen Geschichte der Gegenreformation in Böhmen

verwerflichen Mitteln, auch mit der Kraft der Beredtsamkeit und rühmlicher Ausdauer haben Einzelne den evangel. Glauben bekämpft. Vor Andern ist der Jesuitenpater, Adam Krawarsky, zu erwähnen. Gleich im Anfange seines öffentlichen Auftretens gewann er in einem kleinen Umkreise über 500 evangelische Glaubensgenossen. In dem Rakonitzer Kreise soll er 10,000, in einem anderen 50,000 zur Umkehr bewogen haben. Schon seine ganze Persönlichkeit und seine Haltung machte den tiefsten Eindruck auf seine Umgebung. Kam er irgend wohin, so fiel er auf die Kniee, und gelobte bei Gott, daß er nur reden wolle, was zum Heile seiner Zuhörer gereiche. Mit der Bibel in der Hand sprach er nun gewaltiglich, daß Niemand ohne die tiefste Rührung zuhören konnte. Dabei zeigte er unerschrockenen Heldenmuth und trotzte den ihm drohenden Gefahren. Zu Tetin erklärte er den Unmündigen den Katechismus in der Kirche. Plötzlich drangen leidenschaftlich aufgeregte Männer mit Aexten bewaffnet in die Versammlung. Pater Adam ging den Wüthenden mit Ruhe und Sanftmuth entgegen, und wußte durch seine freundliche Ansprache dieselben zu beruhigen. Als im Jahr 1631 die Schweden in Prag sich festgesetzt und die Jesuiten mit ernstlichen Drohungen fortgejagt hatten, kam Pater Adam als Köhler verkleidet täglich in die Stadt, um daselbst seine Glaubensgenossen zu belehren. Kein Wunder, daß er Liebe und Achtung in reichem Maße sich erworben hat. Als er nach einigen Jahren in Prag sein Tagewerk beschloß, folgten Hohe und Niedere seinem Sarge. Besonders waren die Augen der Armen benetzt; sie hatten ja in ihm einen freigebigen Wohlthäter verloren!

Du kannst mir glauben, mein Leser! Der Jesuitismus ist mir in der Seele zuwider, aber ich lasse gerne einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren, weß Glaubens und Volkes er ist. Ebenso ist es mein Grundsatz, zu tadeln ohne Ansehen der Person. Oder soll ich die Verirrungen der Protestanten verschweigen? Ein gelehrter Mann, Burnatius, hatte

schon Manchen durch die Kraft seiner Rede gewonnen, als er in einem Städtchen heftigen Widerstand erfuhr. Ein Hauptmann zog mit den Lichtensteinern herbei, die evangel. Bürger setzten sich zur Gegenwehr und trieben die Soldaten in die Flucht. Vor ihrem Weggange zündeten die Soldaten den Glockenthurm an. Nun stürzte sich die aufgeregte Menge auf Burnatius. Wiewohl derselbe versichern durfte, daß er an der ruchlosen Brandstiftung unschuldig sei, wurde er dennoch unter den heftigsten Qualen ermordet. Als die Jesuiten 1639 aus dem Städtchen Kuttenberg vertrieben wurden, verloren nicht Wenige in dem Dickicht der Wälder durch versteckte Protestanten ihr Leben. Im Kaurzimer Kreise rotteten sich einige tausend vertriebene Protestanten zusammen, überfielen die Stadt als Jahrmarkt gehalten wurde, mit unbeschreiblicher Wuth, und plünderten viele Häuser, namentlich das katholische Pfarrhaus. Wer sich widersetzen wollte, wurde ermordet. Von da zogen sie weiter in der Gegend umher, und mordeten manchen ihrer Gegner in ihrer Verzweiflung. Nur mit Mühe wurden sie überwältigt und mit den schrecklichsten Strafen belegt. Ach, warum müssen denn die Menschen, welche verschiedenen Glaubens sind, einander hassen und verfolgen? Haben wir nicht Alle einen Vater? Hat uns nicht Alle ein Gott erschaffen? Maleachi 2, 10. Doch die Katholiken gingen als Sieger aus dem Kampfe hervor. Böhmen, welches 1630 mit wenigen Ausnahmen protestantisch gewesen war, wurde in kurzer Zeit dem Aeußeren nach wieder gänzlich dem Papste unterworfen. Im Verborgenen aber pflanzte sich in vielen Familien die protestantische Lehre fort. Als unter Joseph II. Duldung verheißen wurde, traten bei Weitem mehr Evangelische hervor, als man vermuthet hatte. Das nun sind jene dürftigen protestantischen Gemeinden, für welche der Gustav-Adolf-Verein das Mitleid der Glaubensgenossen erregen will. Sollten wir uns ihrer nicht erbarmen?

Wie viel hat Böhmen durch die Gegenreformation gelitten? Früher gehörte es zu den gebildetsten Ländern der Erde. Das böhmische Schulwesen ragte vor dem aller andern hervor. In Prag gab es 16, in Königgrätz 6 Schulen, jede mit 2—5 Lehrer. Dabei bemerkt ein neuerer kathol. Schriftsteller*): „Merkwürdig und nicht zu übersehen ist, daß das Alles meist durch die Protestanten, denen die Bildung am Herzen lag, in's Werk gesetzt wurde, und daß beinahe Alle, die sich durch Gelehrsamkeit auszeichneten, ihnen angehörten."

6) Verfolgungen in Schlesien.

Aehnlich wurde auch in Schlesien verfahren, wiewohl dieses Land mit 300,000 Gulden Bestätigung seiner Religionsfreiheiten sich erkauft hatte. Die Bewohner hatten Verzeihung für alles Geschehene erhalten, und der Majestätsbrief sollte im ganzen Lande veröffentlicht werden. Nichtsdestoweniger wurden alsbald den schlesischen Protestanten ihre acht Kirchen entrissen. Blos in der Grafschaft Glatz im Jahre 1623. Gegen 60 Prediger wurden aus dortiger Gegend verwiesen. Zu Neiße und andern Städten wurden die Evangelischen gezwungen, ihren Gottesdienst in den benachbarten Dörfern zu halten. Sie mußten ihre Kinder in die Schule der Jesuiten schicken, und an katholischen Feierlichkeiten sich betheiligen. Die Verzweiflung brachte Viele dahin, daß sie an der Unternehmung des Grafen von Mansfeld sich betheiligten**). Dafür wurde ganz Schlesien des Majestätsbriefs für verlustig erklärt. Eine Commission, den Grafen Hannibal von Dohna an der Spitze, durchzog das Land. Lichtensteiner und Jesuiten waren in ihrer Begleitung. In Glogau wurden die Leute mit Fuchteln und Säbeln gezwungen, sich Beichtzettel zu holen. Anderwärts wurden sie gewaltsam zur Messe geschleppt.

*) Mailath
**) Vergl. das folgende Kapitel.

Den Kranken ward die Hostie nach katholischen Gebräuchen in den Mund gesteckt. Es fehlte nicht an Märtyrern, welche das Aergste für ihren evangel. Glauben erduldeteten. Wer entflohene, oder versteckte Ketzer aufspürte und den Jesuiten überlieferte, erhielt deren Häuser zum Geschenk. Daß man auch Fanghunde, wie die Sclavenbesitzer im freien Amerika, angewendet haben soll, um die Flüchtigen zu entdecken, kann ich kaum glauben. Doch es wird erzählt *) und ich habe in diesem Kapitel Manches mittheilen müssen, was einem liebenden Christenherzen unglaublich scheint. Lasset uns aber auch hierbei gedenken: die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung und darum sollen wir die Liebe auch unsern religiösen Gegnern beweisen.

Eilftes Kapitel.

Friedrichs Freunde ergreifen die Waffen.

Motto:

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäusten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln.

Seume.

1) Ernst von Mansfeld.

Hätte der Kaiser seinen Sieg über Friedrich und die Böhmen mit Mäßigung benutzt; hätte er nicht die Rechtsform verletzt und eigenmächtig den unglücklichen Fürsten mit der Reichsacht belegt; wäre sein Plan, den Evangelischen immer mehr Abbruch zu thun, nicht zu offen hervorgetreten: so wäre Deutschland vor den Greueln eines verheerenden Krieges bewahrt worden. Da aber Ferdinand diesen Geist der Versöhnung und Liebe ver-

*) Vergl. Politik des Hauses Oestreich.

leugnete, so erwachte das Mitleid mit Friedrichs Familie in Vieler Herzen, und unter den Protestanten waren nicht Wenige, welche für ihr Bekenntniß stürmische Zeiten glaubten befürchten zu müssen. Vorerst nahmen nur einige kühne Abenteurer der Verfolgten Sache sich an. Unter ihnen ist besonders der muthige Graf Ernst von Mansfeld zu erwähnen. Schon in Böhmen hatte er für den Kurfürsten mit tapferem Muthe gefochten. Er vertheidigte auch nach der Prager Schlacht kurze Zeit die Stadt Pilsen gegen die kaiserliche Armee, und schlug sich, da er sich nicht länger mehr halten konnte, mit List und Gewalt durch das feindliche Heer. Was nun sollte er thun? Von kaiserlicher Seite unterhandelte man mit ihm, ob er nicht in Ferdinands Dienste treten wolle; doch man konnte sich nicht vereinigen. Geld hatte er nicht, neue Truppen zu werben, oder auch nur die ihm treu gebliebenen zu belohnen; dafür verstand er es seine Soldaten dahin zu führen, wo sie selber ihren Unterhalt sich zu verschaffen im Stande waren. Er war häßlich von Gestalt, aber ein Soldatengenie; man nannte ihn, den Mann mit der Hasenscharte und dem Löwenmuthe. Wie sehr der Kaiser ihn fürchtete, bewies er dadurch, daß er 100,000 Gulden für seine Person todt oder lebendig zu geben versprach. Unterdessen war der Bedrohte schon in Sicherheit. Er hauste mit seinen Begleitern in der Unterpfalz und in benachbarten Gegenden. Verheerungen bezeichneten seinen Zug. Seine Truppen nahmen den friedlichen Bürgern das Ihrige, und zündeten öfters aus Muthwillen deren Wohnungen an. Kirchen wurden erbrochen und beraubt, Altäre niedergerissen, geheiligte Gegenstände mit blutbefleckten Füßen getreten. Vornehmlich mußten die Unterthanen der fränkischen und rheinischen Bischöfe entgelten, daß diese dem Kaiser Vorschub geleistet hatten.

Die Pfalz wurde doppelt geplagt. Bisher hatten schon die Spanier unter Spinola Verwüstungen angerichtet. Ein Unterfeldherr desselben setzte die Eroberungen fort, nachdem Spinola diese Gegenden verlassen

hatte. Wie sehr man die Fremdlinge fürchtete, mag ein einziges Beispiel uns zeigen. In Oggersheim bei Mannheim waren alle Bewohner entflohen; nur ein Schäfer blieb in der Stadt. Dieser verschloß die Thore, besorgte die Kanonen auf den Wällen, und unterhandelte mit dem Feinde, als ob er im Namen Vieler auftreten könne. Es wurde der Besatzung ehrenvoller Abzug, und der Stadt freie Religionsübung bewilligt. Aber, welches Erstaunen, als nur Einer vorhanden war, der die Bewilligungen beanspruchen konnte! Der Schäfer wurde gebührendermaßen von dem spanischen Befehlshaber überaus ehrenvoll behandelt, zur Tafel gezogen und mit Lobsprüchen überhäuft.

Mansfeld hemmte für einige Zeit die Fortschritte der spanischen Waffen. Sein Siegerruhm dauerte nicht lange. Tilly kam hinter ihm her, und nöthigte ihn, nach dem Elsaß zu ziehen. Auch hier konnte man von ihm und seinen Kampfgenossen behaupten „sie ließen Nichts liegen, als Mühlsteine und glühendes Eisen."

2) Georg Friedrich von Baden. Die Pforzheimer Bürger.

Wäre der Mansfelder ohne Hilfe geblieben, so wäre sein Treiben wohl bald beendigt gewesen. Es gesellte sich aber noch ein Anderer hinzu, dem das Unglück des Kurfürsten zu Herzen ging. Es war dieses der Markgraf Georg Friedrich von Baden. Bevor er auf dem Kampfplatz erschien, übergab er sein Ländchen seinem Sohne und Nachfolger, damit auch im unglücklichen Falle demselben das Erbtheil nicht entzogen werden könnte. Er konnte sich nicht lange mit dem Mansfelder vertragen. Für solche Raubzüge wurde in kurzer Zeit die heimgesuchte Gegend zu klein. Doch ihre Trennung gereichte Beiden zum Verderben.

Der Markgraf von Baden kam mit Tilly den 6. Mai 1822 bei Wimpfen am Neckar zusammen. Die Uebermacht des Feindes führte gar bald eine Niederlage

herbei; der Markgraf war selbst auf dem Punkte gefangen zu werden. Da wurde eine Heldenthat ausgeführt, welche unseren Zeitgenossen bedeutungsvoll zuruft: „Nehmet euch ein Exempel daran.“ 400 Bürger aus Pforzheim, den Bürgermeister Deimling an der Spitze, erkoren sich für ihren Landesherrn. Vergeblich bot ihnen Tilly Gnade an. Sie kämpften bis auf den letzten Mann, und verschafften dadurch dem Markgrafen Zeit zu entfliehen.

Mit freudiger Unruhe hörte Friedrich von diesen Unternehmungen seiner Freunde. Mit der größten Lebensgefahr begab er sich heimlicher Weise durch Frankreich in sein Heimathsland. Er wurde mit Freuden von seinen treu ergebenen Landsleuten aufgenommen. Mansfeld brach nun die begonnenen Unterhandlungen wieder ab, und machte einige Streifzüge nicht ohne Erfolg. Er drang durch die Bergstraße nach Darmstadt, und nahm den Landgrafen von Hessen, der sich durch seine Anhänglichkeit an den Kaiser den Beinamen des Treuen erworben hat, nebst dessen Sohne gefangen. Vor ihm ging der Schrecken her, und hinter ihm folgte die Verwüstung. Wie er es getrieben, so machten es die Baiern, die Spanier und andere Truppen. Der Ketzerhaß unterdrückte bei ihnen das bessere Gefühl. Ein Bürgerkrieg, und besonders ein Religionskrieg ist das Schrecklichste, was es geben kann.

3) Christian von Braunschweig.

Schon hatte sich ein Dritter erhoben, die Pfalz zu befreien, und die kurfürstliche Familie zu beschützen. Christian, Herzog von Braunschweig, war dieser Freund in der Noth. Er war zum weltlichen Bischof, oder Administrator des Bisthums Halberstadt erwählt worden und zürnte dem Kaiser, daß derselbe diese Wahl nicht bestätigen wollte. Auch hatte er noch einen Grund, für Friedrich die Waffen zu ergreifen, indem er dessen Gemahlin auf ihrer Flucht zu Braunschweig gesehen und sie lieb gewonnen hatte. Auf seinem Hute war

ihr Handschuh befestigt, und sein Wahlspruch lautete: „für Gott und für sie.“ Dabei gelobte er feierlich, nicht eher den Handschuh vom Hute zu nehmen, als bis er die Kurfürstin wieder als Königin in das Prager Schloß zurück geführt habe.

Bald hatte er einen Haufen Freischärler um sich versammelt. Dieselben waren nicht besser, wie die andern Truppen, welche meistens vom Raube sich nähren mußten. Zunächst trieben sich diese wilden Gesellen in den Bisthümern Westphalens, Paderborn und Münster umher, und raubten was ihnen gefiel. In Paderborn nahm der Herzog selbst die goldne Bildsäule des heiligen Liborius weg, indem er mit gottlosem Spotte dem Heiligen dankte, daß derselbe so lange gewartet habe. In Münster waren die 12 Apostel von gediegenem Silber geformt. Der Braunschweiger hatte schnell seinen Entschluß gefaßt: „Was stehet ihr hier so müßig?“ rief er ihnen zu, „Euer Heiland hat Euch geboten:“ „Gehet hin in alle Welt.“ Es wurden Thaler aus ihnen gemacht, auf welchen die Inschrift stand: „Gottes Freund, und der Pfaffen Feind.“

Aehnlicherweise trieb er auch sonst mit dem Heiligen Spott. Verheerend hauste er namentlich in dem Gebiete des Abtes von Fulda, und des Bischofs von Würzburg. Eine Abtheilung seiner Soldaten war besonders zum Mordbrennen bestimmt. Nicht lange sollte er sein Wesen treiben. Bei Höchst an dem Maine wurde er gänzlich besiegt, daß nur er mit der Reiterei sich zu Mansfeld durchschlagen konnte. Viele 100 Mann kamen als Leichen auf dem Maine nach Mainz. Die dortigen Schiffer machten durch die abgenommenen Ringe u. s. w. eine gute Beute.

Vereinigt hätten der Braunschweiger und Mansfelder immer noch Etwas ausrichten können, das wußte der Kaiser. Ihm war auch nicht verborgen, wie von vielen Seiten her seine unerbittliche Strenge gegen Friedrich mißbilligt wurde und Unwillen erregte. Die Protestanten mußten schon ihres Bekenntnisses wegen d

Rückkehr der alten Herrscherfamilie in die Pfalz mit allem Nachdrucke betreiben. Der König von England, der Kurfürstin Vater, verwendete sich gleichfalls für seine Tochter und seinen Schwiegersohn. In der That schien Ferdinand Gnade in Aussicht zu stellen. Doch die erste Bedingung, welche er stellte, war die Entlassung der beiden Kämpfer aus den kurfürstlichen Diensten. Friedrich ließ sich bewegen, hierzu sein Jawort zu geben, weil er den kaiserlichen Verheißungen traute. Ernst und Christian begaben sich in die Niederlande, um dort gegen die Spanier zu kämpfen. Ihren kriegerischen Sinn sprach Christian aus. Da er einen Arm verloren hatte, ließ er durch einen Trompeter dem feindlichen Feldherrn sagen: „Der tolle Herzog hat immer noch einen Arm, um an dem Feinde sich rächen zu können!“

4) Verwüstungen in der Pfalz.

Tilly war jetzt Herr in der Pfalz, und zeigte wenig den versöhnlichen Sinn, welchen der Kaiser nicht undeutlich verheißen hatte. Als ihm der König von England Vorstellungen machte, Ferdinand habe alle noch nicht eroberten Städte und Festungen unter englischen Schutz gestellt, erklärte er ohne Scheu, der König von England habe auf deutschem Boden Nichts zu befehlen. Immer vorwärts drang das liquistische Heer. Heidelberg, die Hauptstadt des Landes, mußte sich ergeben. Eine schöne Büchersammlung und sonstige Schätze der Kunst waren daselbst. Der rohe Soldatenhaufen verbrannte manches werthvolle Buch, andere wurden zur Streu für die Pferde gebraucht, die übrigen schenkte der Herzog von Baiern dem Papste, welcher sie als ein kostbares Kleinod in seinem Palaste aufstellen ließ. Erst in unserem Jahrhundert hat man einen Theil der geraubten Bücher an den Ort ihrer ersten Bestimmung zurückgeführt, zum abermaligen Belege des Wortes: „Unrecht Gut gedeihet nicht.“ Die Pfälzer hatten damals über die Maßen zu leiden. Ihr Brod wurde von den fremden Soldaten

verzehrt, ihr Land verwüstet, ihre Häuser verbrannt. Sie mußten zum Theil, von ihren Peinigern vertrieben, ihre Heimath verlassen. Namentlich sahen sie sich hierzu genöthigt, wenn sie dem reformirten Glauben treu bleiben wollten. In Frankenthal, das sich bedingungsweise übergeben hatte, hausten die Spanier gar übel. Die reformirten Prediger wurden vertrieben und die Bürger so sehr bedrängt, daß die meisten mit Hinterlassung ihres Vermögens davon zogen. Eine Menge Kirchen wurden den Evangelischen genommen, um sie den Katholischen einzuräumen. Schon hieraus konnte man sehen, was der Kaiser im Sinne habe, da er auch jetzt, wo kein Feind mehr im Felde war, seine Soldaten nicht entlassen wollte. Einige Briefe, welche man auffing, bestätigten den gehegten Verdacht. Es hieß in einem derselben: „Gott will, daß man die Feinde der kathol. Kirche vernichte, so viele wunderbar errungene Siege geben den Willen des Himmels zu erkennen. Vorerst geht es an die Freunde und Beschützer des geächteten Friedrich, sodann kommen die Reichsstädte und andere Protestanten an die Reihe*)."

Kaum ist es zu begreifen, daß die meisten protestantischen Stände kein Auge hatten für die Gefahr, welche ihnen drohte. Der Kaiser setzte es durch, daß Maximilian von Baiern die Kurfürstenwürde und den größeren Theil der Pfalz vorerst auf Lebzeiten erhielt. Es war wohl nicht sein Plan, Alles für ewige Zeiten Friedrichs Familie zu entziehen. Er hätte es am liebsten gesehen, diese wäre selbst in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Es wurde derselben daher auch der Antrag gemacht: „Die ältesten Prinzen an einem katholischen Hofe erziehen zu lassen, und sie dann mit einer baierischen oder östreichischen Prinzessin zu vermählen." Friedrich und Elisabeth ließen sich durch die vorgehaltene Lockspeise nicht fangen. Letztere erklärten vielmehr: „Lieber

*) Sötil, Denkwürdigkeiten.

will ich meine Kinder ermorden, als sie einem katholischen Fürsten zur Erziehung übergeben."

Die kurfürstliche Familie lebte fortwährend in den Niederlanden, und wer einmal Zutritt in ihre Mitte erhalten hatte, freute sich ihrer wechselseitigen Liebe. Ihre zahlreichen Kinder wurden mit Sorgfalt erzogen. Doch ihr Glücksstern erbleichte je mehr und mehr. Ihr ältester Sohn ertrank in dem Meere, da er mit dem Vater ein ausgezeichnetes Fahrzeug betrachten wollte. Alle Hoffnung auf die Wiedererlangung der herrlichen Pfalz war umsonst. Friedrich starb endlich aus Gram. Auch sein Leichnam fand nicht Ruhe im Grabe. Der Herzog Bernhard von Weimar, von dem wir später noch Näheres hören werden, wollte ihn vor Mißhandlung schützen und nahm ihn auf seinen Zügen nach Frankreich mit. Hier wollten die kathol. Städte nicht die Gebeine eines Ketzers aufnehmen, und so weiß man gar nicht, wo sie hingekommen sind.

Elisabeth lebte als Wittwe oft in der drückendsten Noth, da die bisherigen Unterstützungen spärlicher kamen. Auch an ihren Kindern erlebte sie manchen Schmerz, da eine Tochter katholisch wurde. Als eine viel geprüfte Dulderin wurde sie endlich durch die Hand des Todes von den Leiden des Erdenlebens erlöst.

Zwölftes Kapitel.

Der Krieg verbreitet sich nach Niederdeutschland. Wallenstein.

Motto:

Er ist uns Allen ein Stein des Anstoßes und Aergernisses, und so lange der Kaiser diesen Friedeland läßt walten, so wird nicht Friede im Lande.

Schiller.

1) Der Braunschweiger und der Mansfelder kommen nach Deutschland zurück.

In Holland schien es den beiden Kriegshelden, welche wir dorthin mit ihren Schaaren begleitet haben, wenig zu gefallen. Sie waren in ihrem wilden Treiben vielfach beschränkt. Auch gaben ihnen die Holländer deutlich zu verstehen, daß sie bald möglichst wieder abziehen möchten. Sie freuten sich daher, daß sie in Niederdeutschland eine kriegerische Stimmung bemerkten. Dorten war das protestantische Bekenntniß fast allenthalben verbreitet, und man erkannte es wohl, daß man nicht unbesorgt den fortwährenden Siegen der kathol. Partei zusehen dürfe. Viele Glieder derselben hatten sich unbedenklich geäußert, es wäre nun die Zeit gekommen, den geistlichen Vorbehalt geltend zu machen, und die entzogenen geistlichen Stifter wieder in katholische Hände zurück zu geben. Gerade in Niederdeutschland aber waren viele derselben protestantisch geworden. Auch hatten die Spanier in solchen Ländern und Städten, die keineswegs durch Unterstützung des Kurfürsten von der Pfalz den Kaiser beleidiget hatten, Gewaltthaten verübt. Man sah es wohl, der Glaubenshaß trat immer stärker hervor. Wie konnte man den Versicherungen des Kaisers, daß es ihm nicht im Geringsten um die Unterdrückung des Protestantismus zu thun wäre, vertrauen? Da die kaiserlichen Truppen nicht entlassen wurden, so glaubten auch die Niederdeutschen sich rüsten zu müssen. Manche wollten den Herzog Christian von Braunschweig zu ihrem Ober-

ſten haben. Wiewohl aus dieſer Ernennung nichts wurde, kam derſelbe dennoch mit ſeinen Truppen herbei, wurde aber den 6. Auguſt 1623 bei Stadtloo im Münſterlande geſchlagen. Mansfeld hatte vor der Hand keine Armee mehr beiſammen, da er dieſelbe ſchon für 300,000 Gulden in Holland entlaſſen hatte.

Es war alſo nun kein feindliches Heer gegen die liguiſtiſchen Truppen mehr auf den Beinen; deſſen ungeachtet zog Tilly zum Leidweſen der geplagten Bewohner noch fortwährend in der dortigen Gegend umher. Seine Soldaten wütheten ärger, wie in Feindesland. Für Frauen und Mädchen war keine Sicherheit mehr. Einige Prediger wurden ihrer Hände, ihrer Füße, oder ihrer Ohren beraubt. Wie weit es die Unmenſchen trieben, mich ſchaudert faſt es zu erzählen. Croaten kamen einmal zu einer Mutter, derſelben ihr Kind zu nehmen, und es lebendig zu braten. Was thut eine Mutter nicht, ihr Kind zu erretten? All ihr Widerſtreben war umſonſt. Die Hände wurden ihr abgeſchnitten, und ihrem Manne die Gurgel.

Hannöveriſch Münden hatte eine Beſatzung von 8000 Mann. Tilly wollte dieſe wichtige Stadt am Zuſammenfluſſe der Fulda und Werra um jeden Preis erobern. Bis auf 7 Mann waren die Soldaten innerhalb der Mauern niedergeſchoſſen. Der Sieger drang ein und ließ die unſchuldigen Bürger ohne Unterſchied des Standes, Alters oder Geſchlechtes ermorden. Ueber den Leichnamen (2260 an der Zahl) tranken die blutdürſtigen Croaten das Wohl des Kaiſers und ſeines Feldherrn *). Gewiß wenn irgendwo, ſo war es hier zu entſchuldigen, daß mitunter Bürger und Bauern an einzelnen Soldaten ſich vergriffen, und ſie heimlicher Weiſe erwürgten. Die Erbitterung gegen den Kaiſer mehrte ſich mit ſeiner zunehmenden Macht. Mansfeld war nach England gegangen, um mit engliſchem Gelde wiederum eine Armee unter ſeinem Commando zu ſammeln. Wirklich kam nun

*) Rommel, heſſ. Geſchichte.

durch sein und anderer Leute Bemühen ein Bündniß gegen den Kaiser zu Stande. Die niedersächsischen Stände wollten sich erheben, besonders um ihre Quälgeister los zu werden. Der König von Dänemark, welcher als Herzog von Holstein zu den Gliedern des niedersächsischen Kreises gehörte, und ein Mutterbruder der Kurfürstin Elisabeth war, zeigte besonderen Eifer, die Protestanten zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu veranlassen, und sich selber an die Spitze zu stellen. Auch ein anderer König, Gustav Adolf von Schweden, bot sich zum Oberhaupte des Bündnisses an. Diesmal wurde dem Ersten der Vorzug gegeben. England hatte für denselben entschieden, und 30,000 Pfd. Sterling monatliche Hülfsgelder versprochen. Es kam ein ansehnliches Heer zusammen, so daß Tilly und der Herzog Maximilian von Baiern den Kaiser dringend baten, mit neuer Mannschaft ihre Streitkräfte zu vermehren.

Ferdinand wünschte ebenfalls nicht blos durch den Baiernherzog und dessen Generale zum Siege zu gelangen; er sehnte sich darnach, auf eigenen Füßen zu stehen; doch es fehlte ihm an Geld, und ohne dieses war es schwer, ja unmöglich, kampfbegierige Männer auf die Werbeplätze zu locken. In dieser Verlegenheit erschien ein Helfer in der Noth, der es verdient, daß wir ihn näher betrachten.

2) Wallenstein.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, wurde den 15. Sept. 1683 von einer wenig bemittelten böhmischen Adelsfamilie geboren. Bei ihm bewährte es sich: „Was ein Dörnchen werden will, spitzt sich in der Zeit.“ Schon als Knabe liebte er das Soldatenspiel, und war dabei mehr zum Befehlen, als zum Gehorchen geneigt. Als er einst von seiner Mutter sollte gezüchtigt werden, rief er in seinem Unwillen: „Wäre ich doch ein Prinz, damit ich keine Schläge bekäme!“ Seines Vaters Bruder tadelte ihn wegen seines hochfahrenden Sinnes, daß er sich gebährde,

als wäre er ein Fürſt. „Was nicht iſt," erwiederte der Knabe, „kann noch werden." Da ſeine Aeltern ihn nicht bändigen konnten, brachten ſie ihn auf die damals ſehr berühmte Schule nach Goldberg in Schleſien. Auch hier wollte der unbändige Knabe nicht in die Ordnung ſich fügen. Er beſchäftigte ſich mehr mit Raufereien und Balgereien, als mit den Büchern. Der Geiſt des Hochmuths wollte nicht weichen von ihm. Es ging ihm, wie dem Joſeph in der Bibel. Er hatte einen Traum, daß die Bäume in ſeiner Nähe vor ihm ſich beugten, und auch ſein Lehrer. Verſchweigen konnte er die Sache nicht; ſie ſchmeichelte zu ſehr ſeiner Eitelkeit. Der Lehrer meinte ihn mit Schlägen von ſeinem Fehler zu heilen. Aber alle ſeine Mühe und Arbeit war umſonſt. Er mußte den Schüler als unverbeſſerlich aus ſeiner Anſtalt entlaſſen. Doch der Schüler zürnte ihm nicht ſeiner Strenge wegen, wie ſo Viele in ihrer Verblendung es thun. Da er in ſpäteren Jahren, als General wieder nach Goldberg kam, ließ er den Lehrer zu ſich bitten, und dankte ihm für die bewieſene Strenge.

Wallenſteins Aeltern waren proteſtantiſch geſinnt; ihr Sohn wurde in gleichem Bekenntniſſe erzogen. Es war aber im Buche ſeines Schickſals geſchrieben, daß er einen andern Lebensweg einſchlagen ſollte. Seine Aeltern ſtarben ihm frühe, und ein katholiſcher Vetter nahm ſich ſeiner an. So kam unſer Albrecht nach Olmütz in Mähren in die Hände der Jeſuiten. Du räthſt wohl den weiteren Erfolg. Der Bekehrungseifer der heiligen Väter bewies ſeine faſt unwiderſtehliche Kraft.

In ſpäteren Jahren reiſte Wallenſtein in verſchiedenen Ländern umher, um ſich weiter zu bilden. In Italien wurde er mit einem Sternkundigen bekannt, der ihm ſeine zukünftige Größe verkündete, und ihn mit der Sterndeuterei innigſt befreundete. Er ſchien von nun an ein Glückskind zu ſein. Ein Vetter vermachte ihm 14, zum Theil bedeutende Güter in Böhmen und Mähren. Bald darauf verheirathete er ſich mit einer

sehr vermögenden Wittwe, welche nicht sehr lange am Leben blieb, und ihm ihr ganzes Vermögen als Erbschaft hinterließ.

Bei mehreren kriegerischen Zügen wurde Wallensteins militärisches Talent erprobt. Wo er war, gewann er die Liebe aller Soldaten. Er sorgte für sie, wie ein Freund für den Freund.

Eine 2te Ehe mit einer Gräfin von Harrach brachte ihm weniger Geld, aber innigere Liebe. Sein jetziger Schwiegervater war ein Kammerherr des Kaisers. Durch dieses Verhältniß wurde Wallenstein noch mehr an die kaiserliche Partei gefesselt, wohin schon die persönliche Neigung ihn zog. Er hatte sich deßhalb bei dem Ausbruche der böhmischen Unruhen nicht lange besonnen. Er drohte gleich Anfangs Einigen von der Gegenpartei, er werde noch mit Ruthen und Scorpionen sie züchtigen. Er wurde von der neuen Regierung als ein Landesverräther aller seiner Güter verlustig erklärt. Solch ein Ausspruch machte ihn nicht irre, seiner Ueberzeugung zu folgen. Als der Graf Thurn nach Mähren kam, rettete Wallenstein durch seinen Muth und seine Entschlossenheit die dortige Landeskasse, in welcher 100,000 Thaler sich fanden. Nach der Schlacht am weißen Berge begann für Wallenstein eine goldene Zeit. Nicht umsonst sagt man im Leben: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“ Es waren bei dem Güterverkauf der Verurtheilten gute Geschäfte zu machen. Wallenstein hatte Geld, und benutzte es. Im Laufe von wenigen Jahren hatte er über 7 Millionen Gulden an Kaufschillingen bezahlt, aber dafür mehr als den vierfachen Werth erhalten.

Indem der Kaiser augenblicklich nicht die Mittel besaß, einer Armee wie er sie bedurfte, mit vollem Beutel das Handgeld zu bieten, machte der reichste Edelmann in seinem Lande ihm das Anerbieten, 40,000 Mann in wenigen Wochen bei den Fahnen zu haben. Du darfst nicht vergessen dabei, daß in jener Zeit die Soldaten nicht aus den Landeskindern gesetzmäßig ge-

zogen wurden. Im Frieden hatte man kein stehendes Heer. Wenn es zum Kriege kam, gingen Werbeoffiziere umher, und bezahlten die Rekruten, wie man in unseren Tagen die Einsteher bezahlt. Bisweilen wurde dem ganzen Haufen, vom Offiziere bis zum Gemeinen keine Löhnung gereicht. Die Soldaten mußten vom Raube ihren Unterhalt und ihre Geldgier befriedigen. Ja es kommen Beispiele vor, daß die Hauptleute eine bestimmte Summe, z. B. 100 Thaler den Monat an die Obersten abgeben mußten.

40,000 Mann ohne Kosten zu erhalten, welch eine herrliche Aussicht für die katholische Partei! Warum zögerte wohl die Regierung in Wien, diese Gelegenheit mit beiden Händen zu ergreifen?

20,000, hieß es in dem Schreiben derselben, wären auch genug. Lag es nicht auf offener Hand, man fürchtete den Wallenstein, wenn derselbe so viele Macht besäße? Doch dieser wollte nicht mit so wenigen Soldaten zufrieden sein und erklärte: „20,000 würden vor Hunger sterben, aber 40,000 könnten sich selber ernähren.“

Wer in Noth ist, kann sich nicht lange bedenken. 1625 wurde Albrecht Wallenstein zum obersten Feldhauptmanne ernannt. Sein monatlicher Gehalt betrug 6000 Gulden. Von allen Seiten strömten nun Jünglinge und Männer, Katholiken und Protestanten, Deutsche, Polen, Ungarn, Croaten, zu den Werbeoffizieren, welche Wallenstein ausgesendet hatte. Einige Obersten brachten ganze Regimenter herbei. Es gab nun ein lustiges Leben im Lager. Solches gestattete der sonst ernste Mann seinen Soldaten. Er sorgte väterlich für die Bedürfnisse Aller. Dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit wurde mit dem Tode bestraft. Bei der geringsten Dienstverletzung sprach er: „Laßt die Bestie hengen!“ Schon sein Anblick hatte etwas Düsteres, daß er nicht leicht zu ertragen war; sowie seine Kleidung einen eigenthümlichen Eindruck hervorrufen mußte. Man denke

sich nur, Hosen und Mantel waren scharlachroth, sein Reiterrock von Elennsleder. Von dem Hute hing eine rothe Feder herab. Vor seinem Heere zog meistens ein Haufen bewaffneter Zigeuner her, welche das Land auskundschaften, und zum Plündern die Bahn brechen sollten.

3) Friedrichs Freunde gehen zu Grund.

Eine dauernde Vereinigung mit Tilly ließ sich nimmer von dem Manne erwarten, dessen Ehrgeiz keinen Nebenbuhler ertragen konnte. Er fand auch bald, ohne lange zu suchen, ein anderes Feld für seine Thätigkeit. Der Mansfelder hatte ein frisches Häuflein herbeigeführt, und an der Brücke bei Dessau mit Wallensteins Truppen das Kriegsglück versucht. Die Probe fiel nicht zum Beßten für ihn aus. Doch er ließ den Muth nicht sinken, und zog mit den Seinigen durch Schlesien und Böhmen nach dem Ungarlande. Er hoffte an Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, einen Bundesgenossen zu finden, um den Kaiser in seinen Erbstaaten angreifen zu können. Er hatte sich bitter getäuscht. Bethlen Gabor und Ferdinand standen in Unterhandlungen mit einander. Mansfeld war zu schwach für sich selbst den Kampf zu beginnen. Er mußte seinen Soldaten den Abschied geben. Neue Entwürfe faßte sein unruhiger Geist. Er wollte über Italien durch's Mittelmeer nach England reisen, um dorten neue Kräfte sich zu sammeln. Wiederum hieß es bei ihm: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." In einem Dorfe bei Zara in Dalmatien überfiel ihn ein böses Fieber. Als er das Nahen des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete sein Schwert, und erwartete, auf zwei Soldaten gestützt, stehend sein Ende. Dies geschah 1626. Er hatte ein Alter von 46 Jahren erreicht. Sein Freund und Kampfgenosse, Christian von Braunschweig, unterlag in demselben Jahre dem Tode im 27ten Lebensjahre.

Der Kaiser durfte mit der Hoffnung sich schmeicheln, seiner Feinde bald entledigt zu sein. Noch war der

Dänenkönig gegen ihn gerüstet. Aber in demselben Sommer wurde auch dieser bei Lutter am Barenberge im Hannöverischen, 27. August 1626, völlig von Tilly auf's Haupt geschlagen. Mit genauer Noth entkam er selber der drohenden Gefahr, auf dem Schlachtfelde gefangen zu werden. Seine Schaaren hatten tapfer gekämpft, und längere Zeit das Schicksal des Tages streitig gemacht. Doch sie mußten der Uebermacht weichen. Sie verloren 60 Fahnen, sämmtliche Kanonen und das ganze Gepäck. Einige dänische Compagnieen, die sich in das festgebaute Amthaus zu Lutter geflüchtet hatten, leisteten hier dem ganzen kaiserlichen Heere heldenmüthigen Widerstand. Tilly, der die Tapferkeit dieser braven Soldaten ehren wollte, ließ sie ungehindert ihrem Könige folgen.

Nun aber Wallenstein, wie ist es ihm ergangen in dieser Zeit? Er war dem Mansfelder auf dem Fuße gefolgt, aber fast niemals zum Schlagen gekommen. Doch hatte er bedeutende Verluste erlitten. Ansteckende Seuchen hatten fast ein Drittheil seiner Mannschaft dahingerafft. Neue Werbungen ersetzten alsbald seinen Verlust. Meistens waren auch die Mansfelder zu ihm übergetreten. Er kam fast stärker zurück, als er gegangen war.

4) Verwüstungen in Niederdeutschland.

Wäre er doch nimmer wieder gekommen, der eine Plage wurde für die deutschen Länder, so hat Mancher geklagt, dem die Geschichte der Vergangenheit nicht unbekannt ist. Es sah schlimm aus, sehr schlimm, in den Gegenden, wo Tilly und Wallenstein sich gelagert hatten. Der Friede, welchen Dänemark begehrte, kam nicht zu Stande. Wallenstein stellte solche Forderungen, welche der König, ohne sich dem Verderben Preis zu geben, nicht eingehen konnte. Es war auch kein rechter Ernst von kaiserlicher Seite mit dem Friedenswerke. Man wollte einen Vorwand haben, warum die Truppen noch immer beisammen blieben. Aber welch eine fürchterliche

Last für die Bewohner von Schleswig und Holstein, von Pommern, von Mecklenburg, von Brandenburg u. s. w. Die Kriegsleute ließen es sich gut sein, und die friedlichen Bürger mußten die Zeche bezahlen. Wallenstein hatte verordnet: „Jeder Musketier sollte monatlich 7 Gulden erhalten, ein Reiter aber 12, wenn ihm nicht Beköstigung gegeben würde. Die Soldaten nahmen das Geld, und erzwangen sich außerdem die Lieferung dessen, was sie bedurften. Die Offiziere badeten sich bisweilen aus Uebermuth in Bier und Wein, und schleppten mitunter bedeutende Schätze aus den unglücklichen Gegenden fort, darinnen sie hausten. Der Oberst Montecuculi verlangte für seine 12 Compagnieen monatlich 29,000 Gulden und da man nur 24,000 aufbringen konnte, ließ er das Fehlende gewaltsam nehmen. Ein Anderer forderte von wenigen Städten 7,900 Gulden den Monat. Ein dritter legte der nicht bedeutenden Stadt Ruppin 2,000 Gulden für denselben Termin zu bezahlen auf. Die Stadt Salzwedel mußte von 1627 — 1630 über 79,000 Thaler entrichten. Der General Holk nahm ihr außerdem 13,000 ab. Osterburg hatte einen Verlust über 180,000 Thaler. Es ist berechnet worden, daß im Jahre 1627 von den Churbrandenburgischen Orten, welche damals von nicht besonderer Bedeutung waren, gegen 20 Millionen geraubt worden sind. Es wurde den Bauern das Vieh aus den Ställen genommen, die Frucht von dem Speicher und das Futter aus der Scheune. Hessen hat 7 Millionen, Pommern 10, und andere in ähnlichem Verhältnisse hergeben müssen. Wallenstein wurde einmal im Herbste gefragt, was man mit den untauglichen Pferden machen solle. „Gebt sie," erwiederte er, „den Bauern in's Futter. Im Frühjahre nehmen wir dieselben, oder bessere weg."

Was der Feldherr für seine Hofhaltung bedurfte, würden wir nimmer glauben, wenn es geschrieben wäre schwarz auf weiß. Noch ist ein Küchenzettel vorhanden, auf dem sind 90 verschiedene Sachen verzeichnet. Hierunter finden sich z. B. 2 gute Ochsen, 20 Hämmel, 4

Kälber, 5 gute Schweine, 2 Seiten Speck, 40 junge Hühner, 15 alte Hühner, 12 Gänse, 600 Laiblein Weißbrod, 400 Laiblein Roggenbrod, 8 Tonnen Bier, 2 Tonnen Rheinwein, 4 Eimer Frankenwein u. s. w. u. s. w. Das Alles war nur für einen Tag berechnet. Um es begreifen zu können, muß man bedenken, daß der Friedländer 1500 Pferde und 800 Personen in seinem Gefolge hatte.

Fügen wir noch die Schandthaten einzelner Unmenschen hinzu, welche oft nicht entdeckt, oder wenn sie entdeckt, nicht bestraft wurden; gewiß wir werden das Klagen und Jammern verstehen, welches von unzähligen Lippen ertönte. Wie durfte der Friedländer gegen die kleinen Diebe mit Nachdruck verfahren, da er selber im Namen des Kaisers ein Räuber im Großen war? Die Herzoge von Meklenburg wurden fast ohne Grund aus ihrer väterlichen Erbschaft vertrieben. Der kaiserliche Obergeneral verlangte es so, und was er verlangte geschah. Er war beinahe allmächtig in Deutschland geworden. Von Wien aus erhielt er eine Gnadenbezeugung nach der andern.

Schon lange war er zum Grafen ernannt, dann zum Fürsten, später zum Herzog von Friedland, weßwegen er im Munde des Volkes gewöhnlich der Friedländer hieß. Nun wünschte er auch zu den deutschen Reichsfürsten zu gehören und ein Landesherr zu sein. Er mache für Auslagen im Dienste des Kaisers eine Rechnung von 3 Millionen Gulden, dafür verlangte er Meklenburg und erhielt es. Die Fürsten waren geächtet worden, weil sie dem Dänenkönig hold und gewärtig gewesen wären.

Auch hier waren die Jesuiten im Spiele. Der Kaiser hatte im Anfang sich geweigert, das Begehren seines Feldherrn zu willfahren. Da stellten die frommen Väter ihm vor, wie verdienstlich es wäre, das ganz protestantische Land wieder katholisch zu machen, und dieser Gedanke bestimmte Ferdinand das Jawort zu geben.

5) Belagerung von Stralsund und Friede mit Dänemark.

Schon ging Wallenstein mit dem Gedanken um, auch auf der Ost- und Nordsee den Kaiser mächtig zu machen, vielleicht auch zum Beherrscher von Dänemark zu erheben. Er wünschte darum so viele Seestädte als möglich zu besetzen, und besonders lag ihm daran, die wichtigsten und festesten sich zu unterwerfen. Unter diesen nahm Stralsund eine der obersten Stellen ein. Sie war dem Herzoge von Pommern unterworfen, hatte aber noch bedeutende Rechte für sich. Schon hatte sie beträchtliche Summen geliefert; nun begehrte Wallenstein weiter, daß sie eine Besatzung von 5000 Mann in ihre Mauern aufnehmen, oder 150,000 Thaler bezahlen sollte. Hierzu war sie wenig geneigt, obwohl sie vermuthen konnte, daß sie des Friedländers Zorn auf sich laden werde. Sie verließ sich auf ihre günstige Lage (da sie vom Meere und einem See umgeben war) und noch mehr auf ihre tapferen Bürger. Diese gelobten mit einem feierlichen Eide „bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses bis ans Ende zu bleiben, dafür wie auch für die Freiheiten und Rechte ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten.“ Jeder, der diesen Eid verletze, sollte ohne Ansehen der Person nach Befund an Ehre und Gut bestraft werden. Auch konnte sie wohl Hülfe von Außen erwarten. Es mußte den Dänen und Schweden viel daran gelegen sein, daß Wallenstein die wichtige Festung nicht in seine Gewalt bekam. Die Lübecker weigerten sich ganz bestimmt, Wallenstein Schiffe zur Bekämpfung ihrer Schwesterstadt zu überlassen.

Im Maimonat 1628 wurden 8000 Mann unter dem Obersten Arnim vor die Mauern gelegt. Dreimal innerhalb einiger Wochen liefen die Belagerer Sturm; allein auch die Bürger verstanden die Waffen zu führen. Es waren auch Dänen und Schweden zu ihrem Beistande erschienen. An einem Sonntage wären

sie beinahe überwältiget worden. Sie hatten sich in die Morgenkirche begeben, weil sie meinten, der kaiserliche Feldherr werde als ein guter Christ den Feiertag heiligen. Unerwartet erfolgte ein Angriff. Schon war die Wache auf dem Punkte, überwältigt zu werden, als ein entschlossenes Weib die Gefahr erkannte, und mit der Trommel die Bürger zur Wehre rief. Hierdurch wurde die Stadt gerettet.

Wohl wären die Bürger zum Frieden geneigt gewesen, wenn es ohne Verletzung ihrer Ehre hätte geschehen können. Sie schickten nach Prag, wo Wallenstein während des Winters sich aufhielt, und wollten günstige Bedingungen sich erbitten. Die Antwort, welche sie erhielten, war traurig für sie. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so hieß es, soll nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, sollten auch 100,000 Mann, ja ich selbst das Leben verlieren."

Auch an den Kaiser hatten sie sich gewendet, und von demselben ein Schreiben erhalten, welches fröhliche Hoffnungen erweckte. Wallenstein ließ sich nicht gerne etwas sagen. Nachdem er die Zuschrift seines Monarchen gelesen hatte, schüttelte er den Kopf und sprach: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es dennoch herunter." Er gedachte auch seine Drohung zu erfüllen. Alle Soldaten, welche er anderswo entbehren konnte, mußten herbei, das Belagerungsheer zu verstärken. Selbst der Herzog von Pommern wurde genöthigt, Kanonen zu liefern, seine eigene Stadt zu beschießen. Den Belagerten gebrach es allmählich an Pulver. Es wurde ein Schiff nach Danzig geschickt, das Fehlende zu holen. Der Rath dieser Stadt schlug es ab das Verlangte zu verkaufen, weil der König von Polen, dem sie gehorchen mußte, die Ausfuhr verboten habe. Gustav Adolf von Schweden befand sich gerade in der Nähe, und hörte von der Verlegenheit, in welcher die Stralsunder sich fanden. Augen-

blicklich überließ er den Bürgern eine Laſt Pulver und ermahnte ſie zu evangeliſcher Glaubenstreue.

Es wurde nun ein Bündniß berathen, nach welchem die Schweden bedeutende Hilfe zu leiſten verſprachen, wenn es die Umſtände verlangten. Auch nahmen ſie 300 Weiber, welche man der Sicherheit wegen aus Stralſund zu entfernen beſchloß, gaſtfreundlich auf. Leider muß ich gleich hierbei erwähnen, daß das Schiff, welches ſie ſpäter zurück bringen ſollte, geſcheitert iſt, und daß die harrenden Verwandten nur die Trauerbotſchaft ihres Todes erhielten. Wallenſtein wurde nachgiebiger im Fordern, die Bürger hartnäckiger im Verweigern. Mehr als 12,000 Mann hatte das kaiſerliche Heer im Laufe der Belagerung verloren. Die Soldaten waren zuletzt nur mit der größten Mühe zum Stürmen zu bewegen geweſen, indem faſt ganze Regimenter durch die wackeren Vertheidiger ihrer Mauern nieder, geſtreckt wurden. Der ſtolze Mann war gedemüthigt wie niemals zuvor. Er ſchlich ſich von dannen, um in ſeinem neuen Herzogthume Meklenburg die Regierungsſachen zu ordnen. Auch die Soldaten zogen davon. Um ſich einigermaßen in den Augen der Welt zu rechtfertigen, behauptete Wallenſtein, nur auf dringendes Bitten der Herzoge von Pommern habe er ſich zurückgezogen.

Während der Belagerung war des Friedländers Ingrimm immer mehr auf den ſchwediſchen Guſtav gerichtet worden, gegen welchen er ſchon früher eine gewiſſe Abneigung hegte. Er hatte deßhalb den Polen, da ſie mit Schweden im Kriege waren, eine Anzahl Soldaten zu Hilfe geſendet, dabei aber geſagt, die Mannſchaft wäre ohne ſeinen Befehl nach Polen gezogen.

Hatte er nun nicht Urſache zu fürchten, die Dänen und Schweden würden ſich brüderlich verbinden, ihm und dem Kaiſer den Siegeslorbeer aus den Händen zu reißen? Deßhalb leitete er nun Friedensunterhandlungen ein, um Chriſtian von Dänemark zur Ruhe

zu bringen. In Lübeck saſſen die Geſandten zuſammen, einen Vergleich zu verabreden. Auch Schweden begehrte Zutritt zu erhalten, um für die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg und den Kurfürſten ein gutes Wort einzulegen. Seine Geſandten wurden nicht zugelaſſen. Dänemark durfte ſich nicht beſchweren über die Bedingungen, welche man ihnen auferlegte. Es bekam alle ſeine Beſitzungen, die man erobert hatte, zurück und brauchte keine Kriegskoſten zu zahlen. Nur mußte es wegen der Herzoge von Mecklenburg und wegen des Pfalzgrafen Ruhe geloben und verſprechen, ſich in kein weiteres Bündniß gegen den Kaiſer einzulaſſen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Kaiſer benutzt ſeine Siege zum Vortheil der katholiſchen Kirche.

Motto:

Ehrliſcher Deutſcher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion gar jämmerlich zugerichtet.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt.

1) Oeſtreich wird wieder katholiſch.

Ferdinand II. ſoll ſich öfters geäußert haben, wenn er einem Engel und einem katholiſchen Prieſter könnte zuſammen begegnen, er würde zuerſt den letzteren begrüßen. Solche Ergebenheit zeigte er den Dienern der Religion. Durften nicht dieſe erwarten, daß er ihr Glaubensbekenntniß noch eifriger beſchützen werde? Das hat er gethan, wie wir ſchon aus der böhmiſchen Geſchichte und früher gehört haben. Wer hätte nicht tiefen Unwillen bei dieſen Bedrückungen und Verfolgungen empfunden? Wollten wir nun auch ebenſo über den Kaiſer ſelbſt mit offenem Tadel uns ausſprechen? Doch vergeſſen wir nicht, ehe wir ein Urtheil uns erlauben, was derſelbe Ferdinand geſagt haben ſoll: „Die

Evangelischen irren sehr, wenn sie meinen, daß ich ihnen Feind wäre, indem ich ihre Irrthümer verbiete. Ich hasse sie gar nicht, sondern ich liebe sie treulich. Wenn ich sie nicht also liebte, so wäre ich ihrethalben außer Sorge und ließe sie gehen. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihr Heil mit Verlust meines Lebens befördern wollte. Wenn ich wüßte, daß sie durch den Tod zum wahren Glauben gebracht werden könnten, wollte ich diese Stunde willig meinen Hals dem Nachrichter darbieten." Ist es nicht also, daß der bigotte Fürst fast mehr unser Bedauern, als unseren bitteren Vorwurf verdient? Haben seine Rathgeber nicht größere Schuld, welche die Bekehrung der Ketzer zur heiligen Religionspflicht zu machen sich bemühten? Unter ihnen ist der päpstliche Gesandte besonders zu erwähnen. Beständig flüsterte er dem Kaiser in die Ohren, die Nachsicht gegen die Abgefallenen müßte ein Ende haben. Als sich Ferdinand weigerte, früher gegebene Zusagen zu brechen, sagte sein Beichtvater zu ihm, er sei bereit alle Schuld auf sein eigen Gewissen, zu übernehmen. Wo der Grundsatz von der allein seligmachenden Kirche in aller Strenge festgehalten wird, da kann keine religiöse Duldung ausgeübt werden.

So schien es dem Kaiser und seinen Gesinnungsgenossen eine heilige Verpflichtung zu sein, die Protestanten, welche in den östreichischen Staaten noch trotz der vielen Bedrückungen gefunden wurden, mit aller Strenge zu bekehren, oder sie aus dem Lande zu treiben. Die Pfarrer wurden zuerst von ihren Stellen verdrängt und wie Gefangene nach Schwaben und andern Gegenden geführt. Katholische Priester wurden mit Waffengewalt den Gemeinden, aufgezwungen, und wo sich irgend welche Widersetzlichkeit zeigte, da nahm man härtere Maßregeln zu Hilfe. So mußten in der Nähe von Zwiespalten die Einwohner von vielen Ort-

schaften ohne Wehr und Waffen an einem Platze erscheinen. Der Statthalter, Graf Herbersdorf, suchte 38 Vorsteher heraus und befahl denselben zu losen; die eine Hälfte von ihnen sollte am Leben bleiben; die andere sterben. Der Befehl wurde ausgeführt, aber die Gemüther wurden so sehr erbittert, daß beinahe das ganze Land sich erhub. Es kostete viele Mühe, bis die Leute, welche nur durch die religiöse Unduldsamkeit zur Widersetzlichkeit fast waren gezwungen worden, der Uebermacht unterlagen. Herbersdorf konnte nicht zu diesem Ziele gelangen. Der Graf von Pappenheim, ein tapferer Degen, wegen seiner vielen Wunden, der „Schrammhannes" genannt, vollendete mit dem Schwerdte die Bekehrung, oder Vertreibung der Ketzer. Im Jahre 1626 wurde der Protestantismus in Oestreich vernichtet *).

2) Restitutionsedikt.

Drei Jahre später wurde ein anderer Erlaß des Kaisers im deutschen Reiche bekannt gemacht, welcher unter dem Namen Restitutionsedikt oder Wiederherstellungsbefehl eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Zur Verständniß der Sache muß ich an den Augsburger Religionsfrieden erinnern. In demselben war die Bestimmung getroffen. Was die Protestanten von kirchlichen Gütern besäßen, sollten sie behalten, doch dürften sie von nun an keine dergleichen noch ferner sich aneigenen wollen. Wenn ein Bischof, oder ein anderer Geistlicher protestantisch würde, sollte Jeder sein Einkommen verlieren. Dessen ungeachtet waren manche kirchliche Güter in protestantische Hände gekommen, ohne daß bis jetzt viel Aufsehen darüber gemacht worden wäre. Vieles war sogar theils ausdrücklich, theils stillschweigend von dem Kaiser gebilliget worden.

Nun aber schien der passende Zeitpunkt gekommen zu sein, das Verlorene wieder zu gewinnen. Es wurde

*) Wolfg. Menzel, deutsche Geschichte.

in dem genannten Edikte die Zurückgabe strenge befohlen. Weiter hieß es in demselben, die Zwinglianer und Calviniſten hätten gar keine Anſprüche auf Duldung zu machen und katholiſche Landesherrn brauchten keinen evangeliſchen Bewohner in ihrem Gebiete zu dulden. Welch ein Schrecken für die Proteſtanten in Deutſchland! Außer Anderem waren 2 Erzbisthümer und 12 Bisthümer zur Wiederherſtellung beſtimmt. Dieſe lagen meiſtens wie Bremen, Halberſtadt, Lübeck, Magdeburg in nördlichen Gegenden, wo faſt keine Katholiken mehr zu finden waren. Erhielten dieſelben die Bisthümer zurück, ſo ſtand zu erwarten, daß ſie auch wieder in immer größerer Anzahl unter der rein proteſtantiſchen Bevölkerung ſich feſtſetzen würden.

Was nun die kaiſerliche Verordnung noch drückender und verhaßter machte, war die Art und Weiſe, wie ſie ausgeführt wurde. Unter dem Schutze der bewaffneten Mannſchaft konnten ſich die Commiſſäre die empörendſten Willkürlichkeiten und Gewaltſtreiche erlauben. In irgend einer Stadt wurde der Magiſtrat mit Schlägen gezüchtigt, weil er es wagte, ſich zu beſchweren *). In einer andern zog man die Bürger nackend aus, damit ſie, wie man ihnen bemerkte, nun auch Urſache hätte, ſich zu beklagen. In einer dritten hieß es, der Kaiſer wolle lieber Bettler, als Rebellen haben. Es wurden dabei nicht bloß die entzogenen Kirchengüter wieder zurück gefordert; nein auch andere Leute, welche gegen den Kaiſer gefochten hatten, verloren ihr Eigenthum. Gar mancher Edelmann behielt nur ein Pferd und 2 Piſtolen; der Hausfrau gab man als Gnadengeld 20 Gulden zur Zehrung. Daß man die Beſtimmungen des Augsburger Religionsfriedens nicht gewiſſenhaft feſthielt, ſondern weiter zurückging, verſteht ſich von ſelbſt. Dabei wurde ausdrücklich bemerkt, keine Verjährung, kein Kaufcontrakt, keine andere privatrechtliche Rückſicht ſollte beachtet werden.

*) Wolfg. Menzel.

Der Namen Wiederherstellungsbefehl bezeichnete die Sache nicht vollkommen genau. Die Klöster u. s. w. wurden nicht immer wieder denjenigen Mönchsorden gegeben, welchen sie gehört hatten. Besonders waren die Jesuiten geschäftig, nach der Regel zu handeln: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Auch dem Kaiser muß diese Klugheitsregel gefallen haben; er wußte es dahin zu bringen, daß sein Sohn Leopold Wilhelm, welcher ohnedieß schon 2 Bisthümer besaß, noch das von Halberstadt und die beiden Erzbisthümer Bremen und Magdeburg erhielt.

In mehreren Reichsstädten wurde der kaiserliche Befehl mit besonderer Strenge vollzogen. Augsburg hatte zu jener Zeit 100,000 meist protestantische Bewohner. Nächtlicher Weise schlichen sich Bewaffnete ein. Sie besetzten alsbald die Thore und vornehmsten Straßen, damit jeder Widerstand vergeblich wäre. Nun traten die Commissarien auf, und bemerkten nach einem Vertrage vom Jahre 1648 habe der Bischof die geistliche Gerichtsbarkeit über die Stadt; und darum sei derselbe befugt, das unkatholische Religionswesen abzuschaffen. Er mache nun von diesem Rechte Gebrauch, und der Stadtrath werde in der Ausführung behilflich sein, damit nicht härtere Mittel müßten angewandt werden. Nun wurden die evangelischen Kirchenpfleger und Geistlichen zur Anhörung ihres Urtheils geladen. 14 Prediger bekamen ihren Abschied. Evangelische Kirchen wurden geschlossen, die Kirchenvorsteher verloren ihre Aemter und erhielten das strenge Gebot, bei Leibesstrafe keine evangelische Religionsübung zu treiben, oder Anderen zu gestatten. Vergebens bemerkte einer von den entlassenen Pfarrern, der Kaiser habe noch vor nicht langer Zeit, das Versprechen gegeben, die Evangelischen im Genusse des Religions- und des Landfriedens nicht stören zu lassen. Die Soldaten, welche aufgestellt waren und der Galgen, den man vor dem Rathhause errichtet hatte, machte jede weitere Widerrede verstummen. Ebenso wenig fruchtete die Berufung

auf einen klaren Vertrag von 1584, welchen der Kaiser Rudolph II. bestätiget hatte, und nach welchem beide Parteien in der Stadt sollten geduldet werden. Die Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen hatte keinen besseren Erfolg. Die Ohren der Gerechtigkeit und Billigkeit blieben verschlossen; falscher Religionseifer hatte die Hände darauf gelegt. Ebenso ging es zu Kaufbeuren und in andern Städten. Ohne Weiteres nahm man die Schlüssel der Kirchen weg, und ließ den Pfarrern und Lehrern den Laufpaß geben. Die andern Bürger sollten bis Pfingsten (im April war der Befehl gegeben worden) im katholischen Glauben sich unterrichten, und in die katholische Kirche sich aufnehmen lassen. Die Vernachlässigung der Messe und anderer Gebräuche wurde mit Geldstrafen gerügt.

In Würtemberg vollzogen 8000 Soldaten den Willen des Kaisers. Mochte sich auch der Herzog auf besondere Verträge berufen, und auf das Verhältniß seines Landes einige Zeit vor dem Augsburger Religionsfrieden; er mußte der Gewalt sich unterwerfen, so wie viele Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands. Magdeburg aber widerstand den Friedländischen Truppen, daß diese vorerst nichts ausrichten konnten.

7) Wallensteins Fall.

Die Klagen der Evangelischen wurden immer häufiger und größer. Selbst katholische Stände erkannten die Gerechtigkeit der protest. Beschwerden und drangen bei dem Kaiser auf Erleichterung dieses Jochs. Die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, und andere dem Kaiser ergebene Fürsten machten die rührendsten Vorstellungen. Handel und Wandel lag darnieder; „statt des andächtigen Gebetes hörte man Klagen und Seufzer.“ Ruhe und Sicherheit wären verschwunden, dagegen Raub, Mord, Schändung und Frevel jeglicher Art an der Tagesordnung. Die blühendsten Landschaften waren in Einöden verwandelt, die Leute nährten sich von Knospen und

Gräsern und dergl. Viele Menschen starben vor Hunger. Brod wurde aus Eicheln, Hanfkörnern und Wurzeln der Erde gemacht. Man verabscheute nicht mehr das Fleisch des gefallenen Viehes; selbst Leichname wurden verzehrt. Aeltern mordeten ihre Kinder, Brüder ihre Brüder und Viele endigten ihr elendes Leben mit eigener Hand.

Auch der Bruder des Kaisers, Leopold, bat um der Barmherzigkeit Gottes um Christi willen, diesen Greueln Einhalt zu thun. „Die Offiziere, schreibt er unter Andern, füllen ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut. Ich könnte mehrere nennen, welche noch vor Kurzem schlecht einhergezogen sind, jetzt aber 3—400,000 Gulden besitzen. Die Summen nehmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpressen sie von den armen Unterthanen auch der kathol. Fürsten. Die Unzufriedenheit fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen für verbunden halte, Euerer Majestät von Allem Nachricht zu geben." Ferdinand ermahnte zur Geduld und meinte, dergleichen Dinge wären eine nothwendige Folge des Krieges.

Um diese Zeit, 1630, hatte der Kaiser die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg berufen. Nur mit Widerwillen hatte er die Einladung unterschrieben; er fürchtete Dinge zu hören, die er nicht gerne vernahm. So geschah es denn auch. Von allen Seiten wurde er mit Klagen über den Raub und die Plünderung der Soldaten bestürmt. Dabei hatte es den Schein, als ob man über Wallenstein allein das Schuldig aussprechen wollte. Sein Name wurde von der Mehrzahl der Anwesenden genannt, wenn sie den Jammer des Reichs darstellen wollten. Um wenigstens eine der klagenden Stimmen zu hören, leihen wir den Gesandten aus Pommern unser Ohr. „Um der ungeheuren Brandschatzungen zu geschweigen, bemerken wir bloß, Wallenstein hat 7 pommer'sche Städte in Asche gelegt und an vielen Orten nur

Wüsteneien zurückgelassen. Die kaiserlichen Rittmeister leben fürstlicher, als unser Herzog. Viele Einwohner bringen sich selbst um's Leben, um dem Schmerze der Verzweiflung zu entgehen. Den armen Leuten wird das Hemd vom Leibe weggenommen. Fette Ochsen werden zu 2 Thaler angeschlagen und für diesen Spottpreis werden sie mit Gewalt aus dem Stalle geführt. Der Gottesdienst wird verhindert. Es sind schon Fälle vorgekommen, daß man halb todt gemarterte Menschen den Hunden zum Fraße vorgeworfen hat."

Solcher Nothruf mußte beachtet werden, zumal da der Baiernherzog und andere von der katholischen Partei diese Klagen begierig ergriffen, um den ihnen verhaßten kaiserlichen General von seiner Höhe zu stürzen. Es wurden verschiedene Mittel versucht, dem Kaiser seine Einwilligung zu Wallensteins Entlassung abzulocken. Ungern verstand sich dieser dazu, seinen Günstling, dem er so Vieles zu danken hatte, seiner Würde zu entsetzen. Doch er mußte seine Einwilligung geben, um nicht dem gesammten Deutschland zu widerstreben. Man hatte ihm auch eine Lockspeise vorgehalten, welche geeignet schien, ihn zu ködern. Er wünschte es, daß sein Sohn zum Nachfolger ausersehen würde. Das werde leichter geschehen, sagte man nun, wenn er den Friedländer fallen lasse. Als Ferdinand die Genehmigung ertheilte, sagte er dabei: „Ich will an dem Unglück, welches daraus entstehen kann, vor Gott und der Welt unschuldig sein."

Nun aber befürchtete man, der Befehlshaber von so vielen Tausend treu ergebenen Soldaten werde nicht so leicht den Commandostab sich entreißen lassen. Sein vertrautester Freund, der Kriegsrath von Questenberg, wurde mit Andern zu dem gefürchteten Manne geschickt, ihn mit guten Worten zum Rücktritte zu bewegen. Die Angst war unnöthig gewesen. Freundlich kam Wallen-

stein den Abgesandten entgegen, und als er ihre Verlegenheit bemerkte, beruhigte er sie und sprach: „Ich weiß schon, was ihr wollet. Ich habe es in den Sternen gelesen und bedaure nur den Kaiser, denn er ist verrathen. Es thut mir wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat. Doch ich gehorche und vergebe ihm.“ Reichlich wurden die Abgesandten von ihm beschenkt. Der Eine erhielt 12 kostbare Pferde.

Wallenstein zog sich nun auf seine Güter zurück, indem er auf andere Zeiten sich vertröstete, wo man seiner wiederum bedürfen werde. Vorzugsweise lebte er in Prag und auf seinem Gute Gitschin. Heutigen Tags findet sich nicht leicht ein Kaiser oder König, welcher so großen Aufwand triebe, wie der Friedländer. 3 Pforten führten zu dem Palaste, welchen er in der böhmischen Hauptstadt bewohnte. 100 Häuser kaufte er an und riß sie nieder, um seiner Wohnung eine freie Umgebung zu verschaffen. Vornehme Edelleute gehörten zu seiner Bedienung. Mancher Rittersmann verließ den kaiserlichen Hof, um in Wallensteins Dienste zu treten. 100 verschiedene Gerichte wurden täglich zu seiner Mahlzeit bereitet. Machte er eine Reise, so folgte ihm sein Hofstaat in 60 Karossen; auf 50 — 100 vierspännigen Wagen wurde das Geräthe transportirt. Mehr als 300 Zug- und Reitpferde standen in seinem Stalle. Einige Millionen baares Geld lagen in seinem Schatze. Seine Einkünfte sollen sich auf viele Millionen Thaler belaufen haben.

Während er scheinbar nur darum sich bemühte, wie er in Purpur und köstliche Leinwand sich kleiden und alle Tage herrlich und in Freuden leben könne, bemerkte er mit kaum verhohlener Schadenfreude, wie ein neuer Feind gegen den Kaiser im Anzuge war. Der erfahrene Tilly äußerte sich über denselben, daß Nichts gegen ihn verloren zu haben, schon ein bedeutender Vortheil wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Gustav Adolf in Deutschland.

Motto:
Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.

1) Gustav Adolfs Jugendgeschichte.

Von dem Auslande, ich sage es mit Schmerzgefühl, von dem Auslande sollte für die deutschen Protestanten der helfende Freund erscheinen. Es ist immer eine übele Sache für ein Land, wenn ein Fremder in dessen Angelegenheiten sich mischen muß. Diesmal war es ein hochherziger Fürst, Gustav Adolf, König von Schweden, welcher seiner bedrängten Glaubensgenossen sich erbarmte. 1594 war er geboren, und frühe schon hatte er es bewiesen, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden würde. In seinem 7ten Jahre ging er in dem Hafen der Hauptstadt mit seinem Lehrer umher. Er wollte die Schiffe betrachten, welche daselbst vor Anker lagen. Sein Begleiter legte ihm die Frage vor, welches Schiff er sich aussuchen würde, wenn ihm die Wahl überlassen wäre. Ohne sich zu bedenken erwiederte der kleine Prinz: „Jenes, auf welchem die meisten Kanonen sind.“

Mögen die Soldaten dieses Wortes sich freuen; eine andere Erzählung aus der Kindheitsgeschichte unseres Helden wird der Menschenfreund mit noch größerem Wohlgefallen vernehmen. Ein Bauer bot ihm ein junges Pferd zum Geschenke an. „Das Pferd nehme ich,“ sagte Gustav, „aber Du hast kein Geld, ich will es bezahlen.“ Hierbei schüttete er einen Beutel voll Dukaten in des glücklichen Landmannes Hand. War es ein Wunder, daß die Schweden dem Königssohne mit der innigsten Liebe ergeben waren? Schon in seinem 12ten bis 14ten Jahre soll er mehrere Sprachen, wie die lateinische, die deutsche, die niederländische, die fran-

zösische, die italienische verstanden und ziemlich geläufig gesprochen haben.

Als er 17 Jahre alt war, folgte er seinem Vater in der Regierung. Schweden war damals von den Russen, Dänen, und anderen Feinden bedrängt. Gustav wußte durch tapferes Auftreten und kluge Unterhandlungen einen ehrenvollen Frieden zu Stande zu bringen. Am längsten hatte er mit den Polen zu thun. Ein Bruder seines Vaters hatte die polnische Krone erhalten, und war katholisch geworden. Auch in Schweden wollte derselbe regieren, und veranlaßte dadurch einen mehrjährigen Krieg. In demselben wäre Gustav beinahe ein Opfer seiner Tapferkeit geworden. Es waren auch Deutsche unter seinen Feinden. Wallenstein hatte nämlich den Obersten Arnim mit einiger Mannschaft den Polen zu Hülfe gesendet. Gustav Adolf war eines Tages denselben so nahe gekommen, daß sie im Begriffe waren, seiner Person sich zu bemächtigen. Eiligst mußte er fliehen und seinen Hut im Stiche lassen. Ein andermal erhielt er eine nicht unbedeutende Wunde in seinem Arme. Doch im Ganzen ist er siegreich geblieben. Endlich wurde, besonders durch Frankreichs Vermittelung Friede geschlossen. Gustav kehrte zurück, und fühlte sich glücklich im Kreise seiner Familie.

2) Gustav zieht nach Deutschland.

Doch die Liebe zu seinem Weibe und zu seinem einzigen Kinde hielt ihn nicht zurück, einen Plan zur Ausführung zu bringen, welchen die Zeitumstände bei ihm hervorgerufen hatten.

Schon sein Vetter hatte ihm anbefohlen, Freundschaft mit seinen Glaubensgenossen in Deutschland zu halten. Darum hat er auch niemals deren Schicksal gänzlich aus den Augen verloren. Konnte er ruhig bleiben, da sie beinahe gänzlich unterlagen, und befürchten mußten, gewaltsam unterdrückt zu werden? War nicht der vertriebene Kurfürst von der Pfalz ein Verwandter von ihm? Nannten ihn nicht die Herzoge von

Mecklenburg ihren Oheim? Hatte nicht der Kaiser und der Friedländer seine Feinde in Polen unterstützt? Zudem war er in Lübeck beleidiget worden, indem man seine Gesandten zu dem Friedenswerke nicht zulassen wollte. Noch obendrein hätte der Kaiser einige schwedische Schiffe auffangen, und deren Mannschaft mißhandeln lassen. Wahrlich Ursache genug zu einem Kriege in kriegerischer Zeit.

Gustav rüstete sich. Noch einmal versammelte er den Reichsrath, um von demselben Abschied zu nehmen, und die Verwaltung des Landes bewährten Männern zu übergeben. Kein Auge blieb thränenleer, als der König, sein vierjähriges Töchterchen, Christina, auf dem Arme, eine ergreifende Rede hielt, und das theure Kind den Ständen empfahl. „Nicht leichtsinnig," sagte er unter Anderem, „stürze ich mich in diesen neuen, gefahrvollen Krieg. Gott der Allwissende ist mein Zeuge, daß ich nicht kämpfe aus Kriegs- und Eroberungslust. Der Krieg, den ich unternehme, ist ein heiliger, nothwendiger Kampf. Der Kaiser hat mich und meinen Gesandten beschimpft, er hat meine Feinde unterstützt; er verfolgt meine Freunde und Bundesgenossen; er tritt unsere, und unserer deutschen Brüder Religion mit Füßen, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Aengstlich und dringend tönt der Hülferuf unserer Glaubensbrüder von Deutschland herüber, und gefällt es Gott, so sollen sie uns ihre Rettung verdanken, zu der wir als Menschen und Christen das Unsrige nach Kräften beizutragen, verpflichtet sind".

Nach einer Fahrt von mehreren Tagen, erreichte das schwedische Heer glücklich die deutsche Küste. Wie der König nach seinem frommen Sinne mit Gebet und Fürbitte den vaterländischen Boden verlassen hatte, so fiel er gleich auf die Kniee, indem er den fremden betrat. Als er einige Thränen bei seinen Soldaten bemerkte, beruhigte er sie und sprach: „Weinet nicht, sondern betet. Je mehr Beten, je mehr Sieg. Fleißig ge-

betet, ist halb gefochten." Es geschah dieses den 14. August 1630.

Die Zahl der gelandeten Schweden war gerade nicht groß. 15,000 mochten es sein. Der Kaiser meinte sie verachten zu dürfen. „Da haben wir halt ein Feindl mehr!" rief er aus. Seine Hofleute spotteten gleichfalls über den „Schneekönig," welcher schmelzen würde, wenn er in die Nähe der kaiserlichen Sonne gerathe. Wallenstein hatte sich schon früher geäußert, wenn Gustav kommen sollte, gedenke er ihn mit Ruthen in kurzer Zeit aus dem Lande zu jagen. Die Thoren! wurden sie nicht bald eines Anderen belehrt? Was für Leute waren diese Schweden unter einem solchen Führer! Während im Wallenstein'schen Heere Laster aller Art im Schwunge waren, Keiner aber nach Gott fragte, ließ Gustav jedes Regiment täglich zum Morgen- und Abendgottesdienste um den Feldprediger sich versammeln, und auf offenem Felde seine Andacht verrichten. Fluchen, Spielen, Rauben und Zweikämpfe waren strenge verboten. In allen Tugenden ging der König mit dem besten Beispiel voran. Seine Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Muth und Besonnenheit, und seine Soldaten waren mit dem festen Vertrauen erfüllt, daß sie unter einem solchen Könige siegen müßten.

3) Gustav in Pommern.

Du meinest wohl, die evangelischen Fürsten und Bürgersleute hätten ihren Retter mit offenen Armen begrüßt und ihm freudig ihre Thore geöffnet? Nicht also. Das evangelische Volk hieß allerdings den Schwedenkönig von Herzen willkommen; aber die Fürsten hatten Etwas von Eifersucht und Furcht. Erstere gegen die Schweden, und letztere vor dem Kaiser. Gleich in Pommern mußte es Gustav erfahren, wie schwer es ihm halten werde, einen Bundesgenossen, der ihm beistehe, wie ein Freund dem Freunde, sich zu verschaffen

Der Herzog in jener Gegend, der in Stettin seinen Aufenthalt hatte richtete ein flehentliches Schreiben an den König. Man möge ihn in Ruhe lassen, er wolle es weder mit den Schweden, noch mit dem Kaiser verderben. Gustav gab kurzen Bescheid: „Entweder die Schlüssel der Hauptstadt, oder ich hole sie.“ Der Herzog kam selbst mit einigen Bürgern heraus und sprach: „Ach soll ich dann in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet, und einem andern gegeben, und meine Residenz von Grund aus zerstört werde!“ Gustav wußte ihn zu bestimmen, daß er sich fügte. Doch rief er halb in Verzweiflung: „In Gottes Namen.“ Die Schweden zogen ein.

Gar bald hatten übrigens die Pommern Gelegenheit, einen Unterschied zwischen den schwedischen Soldaten und Wallensteins Horden zu machen. Einiges nur von diesen mit dem Zusatze: „Den Vogel erkennt man an den Federn.“

Das Städtchen Penkun hatte 3 Jahre hindurch den Kaiserlichen an Geld und Lebensmitteln geliefert, was es zu liefern im Stande gewesen war. Der östreichische Befehlshaber war so zufrieden mit der Bereitwilligkeit der dasigen Bewohner gewesen, daß er denselben Befreiung von einem Ueberfalle und von Mißhandlungen versprach. Dessenungeachtet wurden sie von einem Haufen kaiserlicher Soldaten, welche nur den Durchzug verlangt hatten, in ihren Häusern überfallen, mißhandelt und gewaltsam beraubt. Durch die Beute, welche man auf Wagen fortschleppen mußte, wurden Andere, namentlich Croaten herbeigelockt. Diese durchsuchten selbst die geheimsten Winkel der Häuser, ja die Gräber sogar, ob denn gar Nichts mehr zu plündern wäre. Die Leute wurden auf den Tod gemartert, daß sie den Verwahrungsort ihres Geldes ansagen möchten. Ohne Scham übten die Unmenschen die größten Schandthaten aus, und wenn Männer oder Väter die weiblichen Personen vertheidigen wollten, so wurden sie grausam ermordet. Den wenigen Leuten in dem

Städtchen und in der Umgegend, welche dies Unglück überlebten, war kein Biſſen zur Sättigung ihres Hungers übrig geblieben.

Und doch muß ich noch Schlimmeres erzählen. In Paſewalk hatte eine dreijährige Einquartirung die Bürger bis zum Uebermaße gedrückt. Nicht wenige waren vor Hunger geſtorben oder weggezogen, ſo daß $^2/_3$ der Stadt wüſte und leer geworden war. Und dieſer kleine Reſt ſollte dem Oberſten Götze noch eine unerſchwingliche Kriegsſteuer liefern. Ueber 100,000 Thlr. waren ſchon ohne Barmherzigkeit erpreßt worden, und noch wurden 14,000 Thlr. von dieſem Nimmerſatt gefordert. Wiewohl die Unmöglichkeit, dieſe Forderung zu befriedigen, zweifellos war, ſo wurden dennoch Soldaten beordert, eine Plünderung vorzunehmen, und die vornehmſten Bürger als Geiſel ins Lager zu bringen. Die unglücklichen Leute brachten ihre letzten Habſeligkeiten herbei. Doch auch dieſes ſchützte ſie nicht vor weiterer Mißhandlung. In Ketten und Banden wurden viele von ihnen zu ihren Peinigern geſchleppt. Hier mußten ſie bei Regen und Wind auf der bloßen Erde liegen, ohne daß ihnen halb zureichende Nahrung dargeboten wurde. Noch unmenſchlicher verfuhren die Kaiſerlichen, als ſie von den Schweden vertrieben, wiederum des Städtchens ſich bemächtiget hatten. Jetzt war für Niemand mehr Schonung zu erwarten. Wer auf der Gaſſe war, wurde niedergehauen, und wer ſich verſteckt hatte, fürchterlich gemartert, daß er die verborgenen Schätze anzeigen möge. Selbſt an den Armen in den Hospitälern haben ſich die Wütheriche vergriffen. Zu guter Letzt legten ſie noch Feuer an verſchiedene Orte der Stadt, um ſie in einen Schutthaufen zu verwandeln. Vergebens bat eine Geſandtſchaft der Bürger um Schonung der leeren Gebäude. Der Oberſte beantwortete die Bitte durch die That, indem er neues Feuer hinzutragen ließ. Die ſchöne Kirche wurde aller ihrer Koſtbarkeiten beraubt, und dann in Trümmer verwandelt. Viele Kinder, welche die Mütter im Gedränge

vergessen hatten, starben eines jämmerlichen Todes, und manche wurden noch aus Muthwillen in die Flammen geworfen *).

Wie ganz anders die schwedischen Soldaten! Plünderung war ihnen strenge untersagt. Was sie bedurften, zahlten sie baar. Man sah es ihnen an, daß der König ihnen eingeschärft hatte „Gott zu fürchten und recht zu thun." Und dieser edle König sollte in Pommern durch den Verrath eines verruchten Italieners gefangen, oder ermordet werden. Nur mit Mühe entging er der drohenden Gefahr.

In Pommern konnte, und wollte Gustav kein Standquartier machen. Wie aber durfte er es wagen, mit seiner geringen Mannschaft gegen die Katholischen im Reiche vorwärts zu marschiren? Zu Leipzig hatten sich die protestantischen Fürsten verbunden, sie wollten den Kampf für ihren Glauben nicht scheuen; aber mit den Schweden weigerten sie sich in Verbindung zu treten. Dagegen hatte der König von Frankreich, um den deutschen Kaiser zu schwächen, dem nordischen Ketzerkönig bedeutende Hülfsgelder versprochen.

Gustav zog nun in das Gebiet seines Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg. Auch hier mußte er seinen Drohungen Nachdruck geben, bis er einige Festungen und freien Durchzug erhielt. Der Kurfürst von Sachsen machte es nicht besser.

4) Magdeburgs Fall.

Mittlerweile war eine Zierde von Deutschlands Städten gefallen. Denkest du nicht mehr an die blühende Reichsstadt an der Elbe, welche im schmalkaldischen Kriege eine „Machtburg" des Glaubens genannt worden ist? Sie war schon längst dem Kaiser ein Dorn im Auge, da sie ihren protestantischen Glauben mit unerschütterlicher Treue bewahrte, und den Feinden des Kaisers ein Stützpunkt war. Tilly sollte

*) Vergl. Galetti, Geschichte des 30jährigen Krieges.

die Reichsacht vollziehen, in welche sie gefallen war, weil sie sich geweigert hatte, kaiserliche Soldaten aufzunehmen. Schon seit dem Dezember 1630 hatte die Belagerung begonnen, und war mit aller Entschiedenheit fortgesetzt worden. Tilly dachte sie noch zu beendigen, ehe Gustav zu Hülfe komme. Für den Augenblick konnte dieser nur durch Geld und durch die Sendung des tapferen Obersten Falkenberg die bedrohte Stadt unterstützen. Falkenberg zeigte sich als einen einsichtsvollen, muthigen und treuen Kämpfer. Da man ihn einst zu bestechen gedachte, erwiederte er von Unwillen beseelt: „Wollt ihr einen Verräther haben, so sucht ihn im kaiserlichen Heere; bei den Schweden findet er sich nicht.“

Er hatte einen schwierigen Stand. 30,000 Mann lagen vor den Mauern. Die 5000 bewaffneten Bürger thaten nicht alle ihre Schuldigkeit, wie es hätte geschehen sollen in der drangvollen Zeit. Es sollen Verräther darunter gewesen sein, welche mit dem Feinde heimlich unterhandelten. Doch die Mehrzahl war tapfer und treu in dem schwierigen Dienste. Fast täglich wurden 1800 Kanonenkugeln nach den Belagerten geworfen. Diese konnten nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Das Pulver fing an zu mangeln. Von einem Tage zum andern tröstete man sich mit der schwedischen Hilfe.

Endlich — es war im Monat Mai 1631 — glaubte man der Erlösung näher zu sein. Tilly hatte das Schießen eingestellt, und Miene zum Rückzuge gemacht. Nichtsdestoweniger hielten die Wächter treu bis zum Morgen auf ihrem Posten aus. Sie glaubten nun, der Natur ihr Recht gewähren zu können. Sie überließen sich einem kurzen Schlafe, da die Gefahr ihnen vorüber schien. Aber welch ein Erwachen! Falkenberg saß mit einigen Gliedern des Rathes zu gemeinschaftlicher Besprechung beisammen. Auf einmal wurde die Sturmglocke gezogen. Der wackere Mann war bei der Hand. An der Spitze eines Regimentes

stellte er sich den Eindringenden entgegen und schien sie zum Weichen zu bringen, als er selbst, von einer Kugel getroffen sein Tagewerk beschloß.

Unaufhaltsam drangen nun die Kaiserlichen vor. Um 9 Uhr ertönte das Siegsgeschrei von deutschen Zungen in einer deutschen Stadt. Es folgten nun Stunden und Tage des Mordens und Brennens, wie die Geschichte nicht viele zu erwähnen hat. Wie Würgengel durchzogen die Soldaten Straßen und Häuser. Es war kein Verschonen und kein Erbarmen. Mit der Mordlust wüthender Tiger schlachtete man die Männer ab; und die Frauen mußten noch Aergeres von der viehischen Soldatenhorde erdulden. Manche ehrliebende Jungfrau und manches sittsame Weib stürzten sich in die Elbe, in Brunnen oder von der Stadtmauer herab, um nicht den Teufeln in Menschengestalt in die Arme zu fallen. In der Katharinenkirche fleheten 53 Frauen mit rührenden Worten um Gnade; aber die Croaten schlugen ihnen an heiliger Stätte ihre Köpfe ab. Säuglinge wurden an den Brüsten ihrer Mütter durchbohrt. Einer der Bluthunde soll sich gerühmet haben, er habe 20 unschuldige Kinder mit dem Spieße durchstoßen. Während das Blut in den Straßen floß, verzehrte die Flamme die Häuser und Kirchen, groß und klein. Bald standen nur noch der ehrwürdige Dom und einige Fischerhütten, welche von dem Schauplatze namenlosen Elendes weiter entfernt gewesen waren. Viele Hunderte, welche in die Keller geflüchtet waren, kamen vor Hitze ums Leben. In der Domkirche mußten über 1000 Personen einige Tage hindurch in beständiger Todesangst schweben. Endlich wurde die Thüre geöffnet. Die Leidensgefährten kamen heraus, der Domprediger Bake voran. Dieser redete Tilly mit lateinischen Versen an, und erweichte das harte Herz des alten Kriegers, daß derselbe den Geängsteten das Leben schenkte. Doch nur Wenige konnten noch über das furchtbare Unglück ihrer Vaterstadt Thränen vergießen. Ueber 30,000 hatten in der Schreckenszeit ihr Leben verloren. Mitunter

liefen noch Kinder umher, Vater und Mutter suchend; aber keine Erwiederung wurde ihnen aus befreundetem Munde. Andere saßen schluchzend an den Leichen ihrer Aeltern; kein Seufzen aber konnte Leben zurückbringen in das todte Gebein. Säuglingen sogen noch fortwährend an der erkalteten Brust; aber keine Nahrung kam ihnen in den Mund.

Noch gab es Mancherlei für die Soldaten zu thun. Nachdem das Feuer erloschen war, gingen sie in den Kellern umher, und machten allda nicht unbeträchtliche Beute. Tilly schritt stolz auf den Trümmern einher, und rühmte sich in einem Schreiben nach Wien: „Seit Jerusalems Zerstörung ist nichts Aehnliches geschehen. Es ist nur zu bedauern, daß die kaiserlichen Frauenzimmer das Schauspiel nicht angesehen haben.“ Seine Soldaten nannten in ihrem fühllosen Frohlocken diese Greuelscene „die Magdeburger Hochzeit.“ In der Domkirche wurde ein Loblied gesungen über das Unglück der Stadt. Auch in Rom und anderwärts soll man gejubelt haben darüber. Christus dagegen zog einst weinend in die Mörderstadt Jerusalem ein!!! Die Sache redet für sich.

Noch Etwas muß ich von Tilly erwähnen, wiewohl ich Gründe habe, die Wahrheit zu bezweifeln. Als das Morden und Plündern recht im Gange war, daß auch manches Soldatenherz Mitleid empfand, kamen einige Offiziere zu dem Befehlshaber mit der Bitte, er möge doch Einhalt gebieten. Hierauf soll derselbe sich geäußert haben: „Wartet noch eine Stunde dann kommet wieder. Der Soldat will nach den erduldeten Strapatzen auch seine Freude haben.“ Eine schöne Freude, worüber dem Christenmenschen das Herz brechen muß! Ich kann, ich mags nicht glauben.

Magdeburg erholte sich jedoch schneller wieder von seinem Falle, als man vermuthen sollte. Nach 17 Jahren, da der Friede geschlossen wurde, war es wieder eine ansehnliche Stadt.

5) Gustavs Voranschreiten. Schlacht bei Leipzig.

Gustav Adolf hatte, durch die Zögerung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen daran gehindert, Magdeburg nicht retten können. Unthätig aber war er keineswegs gewesen. Er hatte manche Festung dem Feinde entrissen, und überhaupt seine Stellung im Norden sich gesichert. Unter den eroberten Plätzen war auch Neu-Brandenburg gewesen.

Nicht lange blieb es vorerst im Besitze der Schweden. Die Kaiserlichen nahmen es wieder. Und als sie siegreich ihren Einzug hielten, ermordeten sie in ihrer Unmenschlichkeit die 2000 Schweden, welche sie fanden, beinahe bis auf den letzten Mann. Eine Unthat rief die andere hervor. Als Gustav Adolf der Stadt Frankfurt an der Oder sich bemächtiget hatte, riefen die Seinigen ohne seinen Befehl den Besiegten zu: „Neu-Brandenburgisches Quartier!" Alle Feinde, welche ihnen vor die Klinge kamen, mußten büßen für den Frevel ihrer Genossen.

Fast fortwährend war das Kriegsglück auf Seite der Schweden. Die Herzoge von Mecklenburg wurden unter dem Jubel des Volkes wieder in das Erbe ihrer Väter zurückgeführt. Der Kurfürst von Sachsen sah sich gleichfalls genöthigt, die Schweden ins Land zu rufen. Tilly zog von Magdeburg nach dem Sachsenland und zwar, da er auf seine Aufforderung zur Vereinigung eine abschlägige Antwort erhalten hatte, mit drohender Miene. Auf die erste Bitte zuckte Gustav die Achseln, als ob er nicht Willens wäre, dem Kurfürsten zu Hülfe zu kommen. „Hätte der Kurfürst," bemerkte er dabei, „meine wiederholten Vorstellungen beachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben; auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt da die Noth ihn drängt, wendet er sich an die Schweden. Wer aber bürgt mir für die Treue eines Fürsten, dessen Minister im östreichischen Solde stehen, und der mich

verlaſſen wird, ſo bald der Kaiſer ihm ſchmeichelt, und ſeine Truppen entfernt? Nur dann kann ich die erbetene Hilfe gewähren, wenn der Kurfürſt mir die Feſtung Wittenberg übergibt, ſeinen älteſten Sohn als Geiſel ſtellt, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold bezahlt, und die in ſeinem Dienſte ſtehenden Verräther ausliefert." „Nicht nur Wittenberg rief der Kurfürſt," als ſein Geſandter mit dieſen Bedingungen zurückkehrte, „mein ganzes Sachſen ſoll dem Könige offen ſtehen, meine ganze Familie, wenn es nöthig iſt, mich ſelbſt, will ich ihm als Geiſel übergeben, und Alles thun, was er weiter von mir begehrt."

Guſtav beharrte nicht auf den geſtellten Forderungen, als er die Bereitwilligkeit des Kurfürſten ſah. Nur einen Monats-Sold begehrte er für ſeine Armee. Er eilte nun zur Rettung Sachſens herbei. Eile war aber nöthig. Tilly hatte Leipzig beſetzt, und drohte ſich weiter zu verbreiten. Die Schweden rückten heran; aber ihr König trug noch Bedenken, auf die Spitze des Schwertes die Entſcheidung zu legen. Georg von Sachſen ermunterte ihn, mit friſchem Muthe es zu wagen. Tilly war nicht minder im Zweifel, ob er ſchon jetzt gegen den ſchwediſchen Helden ſeinen Kriegsruhm auf das Spiel ſetzen ſolle. Er gedachte noch neue Verſtärkung abzuwarten. Aber der tapfere Degen, Graf von Pappenheim, welcher auch hauptſächlich die Erſtürmung von Magdeburg veranlaßt hatte, gerieth auf ein Mal mit den Schweden ins Handgemenge. Tilly durfte denſelben nicht im Stiche laſſen. Doch er klagte dabei: „der Menſch wird mich noch um Ehre und Reputation bringen."

Das Schlachtgewühl begann. Die großſprecheriſchen Sachſen waren die Erſten auf der Flucht. Guſtav mußte ſeine Einſicht aufbieten und die Tapferkeit der Seinen, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Seine Truppen täuſchten ſeine Erwartungen nicht. Pappenheim ſtürmte ſiebenmal mit ſeinen Küraſſieren auf die Schweden und mußten ſiebenmal wieder weichen. Wunder

der Tapferkeit werden uns von diesem Helden erzählt. 14 Feinde soll er mit eigener Hand erschlagen haben. Es war Gustav gelungen, eine Anhöhe zu erstürmen, auf welcher der größte Theil des feindlichen Geschützes aufgestellt war. Dieses gebrauchte er sogleich gegen die Feinde selbst. Tilly wurde geschlagen. Fast wäre er gefangen, oder getödtet worden. Ein schwedischer Rittmeister, gewöhnlich „der lange Fritz" genannt, wollte ihn lebendig oder todt aus dem Wege räumen, und griff ihn wüthend an. Schon war derselbe von mehreren Schüssen berührt, schon schlug der lange Fritz mit umgekehrter Pistole auf ihn los, und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Da kam zur rechter Zeit ein Offizier und rettete seinen General, indem er dessen Feind erschlug. 6000 der Kaiserlichen lagen auf dem Kampfplatze zwischen Leipzig und Breitenfeld; 70 Fahnen waren erobert, 22 Standarten und viele Kanonen. 2 Tage nach der Schlacht (7. Sept. 1731) hatte Tilly kaum 600 Mann zusammen. Er flüchtete nach Halberstadt, wohin ihm Pappenheim mit 1400 Reitern folgte.

Gustav vergaß nicht am Abend noch auf den Knieen dem Höchsten die Ehre zu geben und ihm zu danken für den glorreichen Tag. Wie beschämt aber stand den folgenden Tag der Kurfürst von Sachsen seinem Retter gegenüber! Er fürchtete eine verdiente Strafpredigt anhören zu müssen. Gustav machte ihm keine Vorwürfe, sondern dankte ihm, daß er die Veranlassung zur Schlacht gegeben habe.

6) Gustav durchzieht Deutschland. Aufenthalt in Baiern.

Gustav konnte nun durch Böhmen nach Oestreich ziehen und den Kaiser in seiner Hofburg belagern. Viele hatten dies Wagstück von ihm erwartet. Andere sprachen ihm zu, er möchte zuerst die protestantischen Fürsten im Westen befreien, den Herzog von Baiern unschädlich machen, und dann, wenn er sich also festgesetzt habe, Ferdinand den Frieden diktiren. Dringende

Bitten bestimmten den König, dem zweiten Kriegsplan den Vorzug zu geben Er schickte den sächsischen Feldherrn Arnim nach Böhmen, um von dieser Seite den Kaiser zu ängstigen.

Wohin der siegreiche Held mit seinen Getreuen kam, wurde ihm die ehrenvollste Aufnahme bereitet. Täglich vermehrte sich seine Truppenzahl. Weithin zogen ihm gewöhnlich die Bewohner der Ortschaften entgegen. Zunächst begab er sich nach dem Frankenland, wo er das Bisthum Würzburg besetzte.

In der Feste Marienberg bei Würzburg wurde fast die Besatzung und Manchen, welcher sich geflüchtet hatte, mit dem Fluchworte: „Gedenket an Magdeburg!" von den aufgeregten Schweden niedergemacht. So sehr hatte jene Greuelthat die Herzen Aller erbittert.

Bei Seligenstadt ging der König über den Main an derselben Stelle, wo der Gustav-Adolf-Verein den evangelischen Bewohnern ein Kirchlein erbauet hat. Nirgends beschwerte der Vertheidiger des protestantischen Glaubens die Gewissen der katholischen Bürger. Als man bei der Eroberung einer katholischen Stadt das Begehren an ihn richtete, er möge den päpstlichen Gottesdienst verbieten lassen, erwiederte er: „Ich bin nicht gekommen, die Freiheit zu beschränken, sondern zu beschützen. Das Bekehrungsgeschäft überlasse ich den Priestern. Ein Fürst soll darauf sehen, daß seine Unterthanen den Gesetzen gemäß leben. Im übrigen soll er keinem zu nahe treten."

Frankreich wollte sich enger mit ihm verbinden und spielte darauf an, daß ihm Elsaß überlassen würde. Gustav verneinte den Antrag, und äußerte sich, „er wolle Deutschand nicht zerstückeln; mit seinem Willen, sollten die Franzosen keinen Strohhalmen bekommen."

Der Zug der Schweden ging nun nach Baiern. Tilly stand ihnen am Lechflusse entgegen, um ihnen

den Uebergang zu wehren. Allein der Widerstand war umsonst. Der betagte Feldherr empfing selbst an dem Tage des Kampfes (3. April 1632) eine nicht unbedeutende Wunde. Er endete bald seine Tage, als 73jähriger Greis. Er war ein Mann, fast einzig in seiner Art. Beides Katholik und Soldat, mit Leib und Seele. Bis zu seiner Niederlage bei Leipzig durfte er von sich behaupten, niemals ein Weib berührt, niemals eine Hauptschlacht verloren zu haben, und niemals im Geringsten betrunken gewesen zu sein. Er war nicht eitler Ehre geizig. Da er in den Fürstenstand erhoben werden sollte, hintertrieb er die Sache mit allem Eifer. Noch mehr ist zu rühmen, daß er bei so vielen und lockenden Gelegenheiten, durch Raub und Plünderung sich zu bereichern, nur ein mäßiges Vermögen hinterließ. Eine kostbare, reich mit Diamanten besetzte goldene Kette, welche ihm die Regentin der Niederlanden verehrte, schenkte er sogleich einem armen Kloster, und der Stadt Hamburg, die ihm aus Dankbarkeit tausend Goldgulden verehrte, gab er diese Summe auf der Stelle zurück *). Seinem letzten Willen gemäß wurde Alles, was er hinterließ, unter seine Offiziere vertheilt.

Gustav marschirte auf Augsburg los. Die Eroberung dieser Stadt machte ihm nicht viele Mühe. Die protestantischen Bewohner nahmen ihren Beschützer mit Freuden auf, und die Jesuiten flohen mit ihren Gesinnungsgenossen in der Nacht. Für Gustav war es ein Tag seliger Freude, da er den evangelischen Gottesdienst wieder herstellen konnte. Auch in den Stadtrath brachte er seine Glaubensgenossen zurück.

Dem Baiernherzoge war es bei der Annäherung der Schweden nicht besonders zu Muthe. Die Gefahr war groß. Sein ganzes Land sah er preisgegeben seinen siegreichen Feinden. Die von Frankreich versuchte Vermittlung führte nicht zu dem beabsichtigten Ziele.

---

*) Vergl. Mauksch Germania S. 200.

Unaufhaltsam rückten die Schweden voran. Nur von Ingolstadt mußten sie wieder abziehen, ohne die Thore geöffnet zu haben. Gustav war selbst bei der Belagerung dieser Stadt in Gefahr gewesen, sein Leben zu verlieren. Eine Kugel hatte ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet. Man hatte ihn für todt gehalten, da er betäubt zu Boden gefallen war. Fröhlich erhub er sich wieder und tröstete seine trauernden Freunde mit dem Worte: „Die Birne ist noch nicht reif."

Es war sein sehnlichster Wunsch, die Baiern zu einer Feldschlacht zu bewegen, darum verließ er Ingolstadt, um tiefer in das Herz des Landes zu dringen, und die Hauptstadt zu erobern. Das Volk, von leidenschaftlichen Priestern aufgeregt, mordete einzelne Schweden, deren es konnte habhaft werden, auf die grausamste Weise. Mehrere 100 Dörfer wurden von diesen zur Rache der Flamme übergeben. So stieg die gegenseitige Erbitterung mit jedem Tage.

Allgemein war die Angst vor dem Sieger. Aus Landshut kamen ihm Abgeordnete entgegen, fußfällig um Gnade für die Stadt und deren Bewohner zu flehen. Gustav war ernst und antwortete: „Stehet auf und betet Gott an." Die Gesandten ließen nicht nach mit Bitten, und ergriffen den Zügel des Pferdes vom König. Dieser behielt seinen strengen Blick und sprach: „Wenn ich der Greuel gedenke, die ihr an meinen Soldaten gethan habt, so weiß ich fast nicht, ob ihr Menschen seid, oder reißende Thiere. Ihr schneidet ihnen Nasen und Ohren ab, und verstümmelt ihnen Hände und Füße. Was soll ich denn Barmherzigkeit üben?" Der Bürgermeister entschuldigte die Bürger von Landshut, daß sie Solches nicht verbrochen hätten. Gustav meinte, das wäre nicht ihr Verdienst; sie hätten keine Gelegenheit dazu gehabt. Er verharrete bei seinem Ernste; denn er gedachte an Magdeburgs Fall, da es gerade der Jahrestag hiervon war. Doch als er von der Burg aus die Stadt und deren freundliche Umgebung betrachtete, ging ihm das Herz auf, und er ward

milder gesinnt. Landshut fühlt sich glücklich, daß es sich mit 100,000 Thaler loskaufen konnte.

München zitterte, je näher der König herbeikam, immer mehr. Auch sagt man, Gustav wäre in Versuchung gewesen, wegen Magdeburg Rache zu nehmen. Beide Städte," äußerte er sich, „beginnen mit M." Der Stadtrath brachte ihm unaufgefordert die Schlüssel entgegen. Gustav nahm diese Bereitwilligkeit gnädig auf und sprach: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Fürchtet Nichts, seid eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt." Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in die Stadt, und nahm sein Absteigequartier im herzoglichen Schlosse. Er bewunderte das herrliche Gebäude, und wünschte den Baumeister in Stockholm zu haben. „Dafür wird er sich hüten," antwortete der Aufseher, „es ist Niemand anders, als der Herzog selbst."

Am folgenden Tag begab sich Gustav in das Zeughaus, wo blos die Laffetten, nicht die Kanonen zu finden waren. Plötzlich stand der König stille und rief: „Stehet auf von den Todten." Man hatte ihm nämlich verrathen, an der berührten Stelle wären 140 Kanonen vergraben. In einer von ihnen fand er außerdem noch 30,000 Dukaten. Nun machten die Behörden der Stadt und die Geistlichkeit dem Könige ihre Aufwartung. Zu den Ersteren sagte er: „Sorget dafür, daß es den Soldaten nicht an den nöthigen Lebensmitteln gebreche, und es soll euch und den Bürgern kein Leid widerfahren. Zwar hat es euer Kurfürst um meine Glaubensgenossen wenig verdient, daß ich so mild mit seiner Hauptstadt verfahre; allein was können seine Unterthanen dafür?" Entzückt über die Milde des Königs, gingen die Bürger von dannen. „Ihr christlichen Lehrer," fuhr er gegen die Geistlichen fort, „die ihr so oft den Bann der Kirche gegen mich ausgesprochen, und mich euren Zuhörern als den leibhaftigen Teufel geschildert habt, ihr werdet euch wohl überzeugt haben, daß ich derjenige nicht bin, für welchen ihr mich ausgebt. Ich

vergebe euch den Frevel, den ihr an mir begangen habt; doch erwarte ich, daß ihr denen, für deren Seelenwohl ihr zu sorgen habt, künftig bessere Lehren beibringen, und nicht mehr den Samen der Zwietracht unter die christlichen Glaubensbrüder ausstreuen werdet*)."

Gustav bewährte den Geist der Duldung, welchen er ausdrückte in solcher Rede, auch in der Wirklichkeit. Er, der muthige Vertheidiger der evangel. Lehre hinderte nirgends den kathol. Gottesdienst; er besuchte in München die Messe, und unterhielt sich mit dem Vorsteher der Jesuiten eine Stunde lang in lateinischer Sprache. Noch waren die Leute kaum fähig diese hochherzige Gesinnung, welche erlaubt und ermahnt, auch den andern Religionsbekennern die Bruderhand zu reichen, verstehen und würdigen zu können. Die strengen Protestanten nahmen Anstoß daran, und verglichen den König mit Salomo, der auch in späteren Zeiten von seiner früheren Weisheit gewichen wäre. Auch bei den Katholiken wurde das Böse noch nicht mit Gutem überwunden. Fortwährend reizten die Prediger gegen die Ketzer auf. Selbst die Wachen, welche zum Schutze des Eigenthums aufgestellt waren, unterlagen bisweilen den Mörderhänden katholischer Eiferer. In Wien betete man öffentlich, daß das Werk gelingen möge, welches man im Sinn habe, aber noch nicht aussprechen könne. Was es mochte gewesen sein, mag der Leser errathen. Gustav zog von München weg, legte aber vorher noch eine Brandschatzung von 300,000 Thalern auf.

7) Wallenstein wird wieder erhoben.

Der Schwedenkönig schien nun in dem besten Zuge nach der Kaiserstadt zu sein. In der That fürchtete man dieses um so mehr, da den östreichischen Bauern

*) Maukisch, Germania.

nicht recht zu trauen war. Böhmen war überdies durch die Sachsen größtentheils besetzt worden, und das Evangelium schien daselbst auf's Neue aufblühen zu wollen. Der Kaiser hatte es schon öfters bereut, seinen Wallenstein gerade in der bedenklichen Zeit entlassen zu haben. Nur von diesem konnte er Hülfe erwarten. Wie aber sollte er den einmal Verschmähten wieder versöhnen? Es wurden einige Herren, die demselben befreundet waren, zu ihm gesendet, daß er wieder ein Retter werde in der Noth. Der stolze Mann ließ sich bitten einmal und wiederholt, wie der ungerechte Richter in der Bibel. Endlich gestand er es zu, daß er ein Heer wieder sammeln wolle, aber das Podagra hindere ihn, den Commandostab noch einmal in die Hände zu nehmen. Wallensteins Trommeln glichen einem Zauberworte, sie schienen Soldaten aus der Erde zu rufen. Viele, die früher gekämpft hatten unter seinem Regiment, sehnten sich wieder nach dem ungebundenen Leben, das sie gehabt. Bauern verließen ihren Pflug, Handwerker ihr Geschäft, sie wollten lieber selber plündern, als geplündert werden. Außerdem lockte der Sold; denn ein Reiter erhielt 9 fl., der Fußknecht 4 fl. monatlichen Lohn, und dazu noch täglich 2 Pfund Brod, 1 Pfund Fleisch und 1 Maas Wein. In einigen Wochen waren wieder 40,000 Soldaten beisammen. Wallenstein aber war der Magnet, welcher sie herbeigezogen hatte, und allein beisammen halten konnte. Was sollte es geben, wenn er wieder sich zurückzog von dem Schauplatze des Krieges? Wallenstein wußte das, und der Kaiser nicht minder. Darum war Jener in seinen Forderungen strenge, als er die wiederholten Bitten um ferneres Verbleiben an der Spitze des Heeres gewähren wollte. Ferdinand konnte nicht anders, er mußte mit Allem zufrieden sein. Der Friedländer aber hatte völlige Unabhängigkeit in seiner Stellung verlangt; er nur allein wollte über Leben und Tod der Soldaten entscheiden, die Offiziere ernennen und über die eroberten Länder verfügen. Außerdem sollte ihm jederzeit der Rückzug

nach Oestreich offen stehen, und später ein passendes Land zur Entschädigung überlassen werden.

An das Auftreten des großen Feldherrn knüpften sich wieder die kühnsten Hoffnungen der kathol. Partei. Schnell vertrieb derselbe die Sachsen aus Böhmen, und eilte nach einigem Zögern den bedrängten Baiern zu Hülfe. Gustav hatte ein Lager bei Nürnberg bezogen, um je nach den Umständen gen Norden, oder gen Süden ziehen zu können. Wallenstein verschanzte sich gleichfalls in der Nähe der berühmten Handelsstadt. Beide hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben. 11 Wochen hindurch lagen sie unthätig einander gegenüber. Die Noth des umherliegenden Landes war kaum zu beschreiben. Wallensteins Lager hatte außer dem Heere noch mehr als 15,000 Troßbuben und Bediente, und fast eben so viele Frauen, welche ihren Männern nachgefolgt waren. Die Menschenmenge verwilderte von Tag zu Tag, da nur Raub und Plünderung ihre Sache war. Auch Gustav wurde es schwer, Ordnung zu erhalten. Leider muß ich der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß gerade die Deutschen am wenigsten vom Plündern ihrer deutschen Brüder sich zurückhalten ließen. Am 24. August wollte der Schwedenkönig das feindliche Lager erstürmen, aber ein mörderisches Feuer begrüßte seine Soldaten. So oft er auch auf's Neue vordringen mochte, die Seinen mußten immer nach schwerem Verluste zurück. 300,000 Flintenkugeln waren von den Schweden vergeblich verschossen worden, und gegen 2000 von ihnen waren erfolglos gefallen. Gustav tadelte sich selber über diesen fruchtlosen Kampf, und nannte ihn einen „Pagenstreich." Der Hunger wurde immer größer bei den Bewohnern von Nürnberg, und denen, welche in die Mauern der Stadt geflüchtet waren. Viele hundert starben fast an jedem Tag, und im ganzen Jahre sollen 30,000 Todte in Nürnberg gewesen sein *). Gustav ent-

*) Schmidt, Geschichte des 30jährigen Krieges.

schloß sich zu weichen; er ließ die nöthige Mannschaft zum Schutze Nürnbergs zurück, und zog mit klingendem Spiel in Schlachtordnung an Wallensteins Lager vorüber. Dieser mußte folgen. Mangel und Ungeziefer wütheten in seinen Reihen, so daß er nicht mehr zu bleiben vermochte.

Gustav hätte ihn gerne in Baiern zum Kampfe genöthigt. Doch der Friedländer wollte nach Sachsen, um den Kurfürsten zu zwingen, daß er wieder die Partei des Kaisers ergreife. Unter fürchterlichen Verheerungen zog er in das schon viel geprüfte Land. Alles Vieh wurde weggetrieben, die Obstbäume umgehauen, viele Dörfer wurden verbrennt. Wer sich der Wuth der Soldaten nicht durch die Flucht entziehen konnte, wurde niedergehauen, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Gustav konnte seinen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen; er folgte dem Feinde, so bald es möglich war. Auf diesem Zuge nun ist es geschehen, daß er einen Beweis seiner Demuth gab, und eine Ahnung seines baldigen Todes hatte. Zu Naumburg fiel das Volk vor ihm auf die Kniee und hob die Hände zu ihm empor, als zu seinem Erretter. Der König wurde betrübt und sprach: „Ich fürchte, daß der Herr ein Unglück über mich verhängt; denn diese verehren mich, wie einen Gott. Doch der Herr weiß, daß ich keinen Gefallen daran habe, und darum vertraue ich ihm.“ Der Todesgedanke wollte nicht mehr von ihm weichen. In Erfurt empfahl er dem Stadtrathe seine Gemahlin, — welche aus Schweden gekommen war, ihn zu sehen, — wenn ihm etwas Menschliches begegnen sollte.

8) Schlacht bei Lützen. Gustavs Tod, den 6. November 1632.

Es kam nun zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenstein hatte das schleunige Vorrücken der Schweden nicht vermuthet und den wackeren Kämpfer, Grafen Pappenheim mit den Seinen zu anderen Thaten fortgeschickt. In der Eile wurde demselben der Befehl zum Rückzuge

gegeben. Gustav brachte die Nacht vor dem verhängnißvollen Tage in seinem Wagen zu. Früh Morgens ging es zum Gebet. Die Soldaten sangen ein Gotteslied, welches von Gustav selber herrühren soll, wenigstens sein Lieblingslied war. Es ist zu schön, als daß ich unterlassen könnte, es hier anzufügen :

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davon dir wird recht angst und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröste dich nur, daß deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl' die Rach',
Und laß es ihn nur walten.
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist, und sein Wort
Muß Teufel, Welt, und Höllenpfort,
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott.
Gott ist mit uns, und wir mit Gott!
Den Sieg woll'n wir erlangen."

Gustav ging nun unter den verschiedenen Regimentern umher, und sprach Allen Muth und Tapferkeit ein. Nachdem das Nöthige vorbereitet war, blickte er zum Himmel empor, und sprach : „Nun wollen wir in Gottes Namen daran." Mit Begeisterung wiederholten viele Tausende den Ruf : „Vorwärts!" und folgten demselben. Wo Gustav commandirte, drangen die Kämpfenden weiter, wiewohl ein Kugelregen ihnen entgegenkam. Wallensteins Musketiere wurden aus ihrer Stellung getrieben und 7 Geschütze fielen in die Hände der Schweden. „Greift mir die schwarzen Gesellen an," rief Gustav einem Obersten zu, als er die Küraſſiere der Feinde erblickte. Auch dieser Angriff hatte glücklichen Erfolg. Jetzt kam von der linken Seite die Nachricht, die Schweden wären im Weichen begriffen. Hierhin

eilte der Held, welcher vor keiner Gefahr erbebte, wie groß sie auch war. Zu kühn war er vorwärts geritten. Sein Pferd empfing den ersten Schuß, er selbst den zweiten in seinen linken Arm. Alsbald folgte ein dritter, welcher den Rücken des Königs durchdrang. Dieser sinkt sterbend vom Pferde, und wurde noch eine Zeit lang in den Steigbügeln geschleift. Von allen Begleitern verlassen, verhauchte er sein Leben unter den Hieben und Schüssen räuberischer Croaten.

Welch eine Bewegung entstand nun im schwedischen Heere, als sich die Nachricht verbreitete, der König wäre gefallen! Einige von den Generalen wollten auf den Rückzug denken. Aber Bernhard von Weimar, welchem Gustav schon für den Fall seines Todes den Oberbefehl anvertraut hatte, entbrannte von Begierde, den gefallenen Fürsten zu rächen, und die Sache, für welche derselbe gekämpft hatte, glücklich zum Ziele zu führen. Das war auch das Gefühl, welches die Schweden durchdrang. Wüthend stürzten sie auf den Feind, durch dessen Kugeln ihr Gustav gefallen war. Besonders entstand um den königlichen Leichnam ein blutiger Kampf. Tod oder Sieg schien die Losung der treuen Soldaten gewesen zu sein.

Für Viele kam der Tod, für Alle der Sieg. Durch Pappenheim jedoch wurde derselbe erschwert. Mit frischen Regimentern war dieser kampflustige General auf den erhaltenen Befehl herbeigekommen, und hatte sich gleich in das dichteste Schlachtengewühl gestürzt. Schon hat er einen Heerhaufen der Feinde in die Flucht geschlagen, schon will er auf den zweiten los, um den Sieg zu vollenden, da wird er von mehreren Kugeln getroffen, und er muß eilends hinweggeschafft werden. Als er den Tod von Gustav erfuhr, erheiterte sich sein Angesicht, indem er sprach: „Nun sterbe ich gerne, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“

Aehnliches Freudengefühl zeigte sich noch sonst in katholischen Herzen, als man die Todesnachricht des

Königs erhielt. Man vergaß es sogar, daß der Ausgang der Schlacht ein Sieg für die Schweden gewesen. Pappenheims Truppen hatten diese Entscheidung noch lange wankend gemacht, indem sie bis in die dunkle Nacht hartnäckigen Widerstand leisteten.

Gustavs Leichnam wurde erst am folgenden Tag mit Mühe gefunden, so entstellt war er von den Fußtritten der Pferde. Seine goldene Kette und das blutige Coller, welches die Croaten ihm hatten ausgezogen, schickte Wallenstein dem Kaiser nach Wien. Dieser soll mit Thränen im Auge geäußert haben: „Gerne hätte ich dir, großer Held, längeres Leben, und fröhliche Rückkehr in dein Vaterland gegönnt, wenn nur Friede in Deutschland geworden wäre!"

Wallenstein, wiewohl er kein Besiegter sein wollte, leistete doch auf den Besitz von Sachsen Verzicht, und zog sich nach Böhmen zurück. Zu Prag hielt er strenge Gericht. Eilf hohe Offiziere wurden nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes als Ausreißer vor dem Rathhause öffentlich enthauptet, sieben andere gehängt; die Namen von 50 Offizieren, die sich nicht muthig genug bewiesen hatten, wurden an den Galgen geschlagen, und die Fahnen des Regiments, welches zuerst die Flucht ergriffen hatte, vom Nachrichter öffentlich verbrannt *).

Die Stelle, wo Gustavs Leichnam war gefunden worden, bezeichnete man mit einem schweren Steine. Zweihundert Jahre später aber, am 6. November 1832 errichteten die dankbaren Verehrer des großen Fürsten demselben ein Denkmal an jenem Platze. Einige glaubten sein Andenken noch anders ehren zu müssen. Sie gedachten der schwer gedrückten Glaubensgenossen in kathol. Ländern, welche von dem Hasse ihrer Umgebung gequält, von dem Bekehrungseifer der Geistlichen gedrängt, der Mitteln des kirchlichen Lebens entbehrten. Sie gedachten, wie in den Ländern, welche früher pro-

*) Grube, Charakterbilder, 3. Theil.

testantisch gewesen waren, als Böhmen, Oestreich und andere, noch evangelische Brüder sich fänden, welche keine Verfolgung und kein Druck in ihrer evangel. Ueberzeugungstreue hatte wankend gemacht. Sie meinten nun, und gewiß mit Recht, im Geiste des verklärten Schwedenkönigs, der sein Leben für den evangelischen Glauben gewagt und geopfert hatte, zu handeln, wenn sie einen Bruderbund stifteten, dessen Wahlspruch es wäre: Lasset uns Gutes thun, an Jedermann, allermeist an des Glaubens Genossen*). Und segensreich hat er gewirket, dieser Gustav-Adolf-Verein. Wie viele Kirchlein hat er erbauet, wo unsere Brüder und Schwestern sich in Scheunen oder verfallenen Hütten mußten versammeln, ihre Andacht zu verrichten! Wie viele Gemeinden hat er gesammelt, die unter der katholischen Bevölkerung wie zerstreute Schafe umhergingen ohne Hirten! 100,000 und viel mehr, welche in Gefahr schwebten, unserer evangelischen Kirche verloren zu gehen, sind derselben erhalten worden, durch die Gaben evangelischer Bruderliebe. Noch ist aber die Noth nicht entfernt, wie viel auch geschehen ist, dieses zu bewirken. Tausende von Bittschreiben treffen alljährlich ein, voll der begründetsten Klagen über den traurigen Zustand von Millionen evangelischer Christen, besonders aus katholischen Ländern. Und du wolltest dich ihrer nicht erbarmen mit einem Scherflein deines Ueberflusses, oder deiner Armuth? Du brauchst nicht Weib und Kind zu verlassen, nicht dein Leben zu wagen, wie der Schwedenkönig gethan, und du wolltest im Aufblick zu ihm, auch das geringe Opfer der Bruderliebe verweigern? Denke an die Schilderungen in diesem Büchlein zurück; — sollte dich nicht jammern deiner Brüder, welche noch immer zu leiden haben um ihres Bekenntnisses willen?

Zwei Namen aber muß ich noch nennen, um auch ihr Gedächtniß in Ehren zu erhalten. Es sind der Superintendent Großmann von Leipzig, und der Prä-

*) Gal. 6, 10.

lat Zimmermann in Darmstadt. Beide haben sich um Gründung des Gustav-Adolf-Vereines unsterbliche Verdienste erworben.

9) Begebenheiten nach Gustav Adolfs Tod.

Es war nun die große Frage, ob die Schweden das Unternehmen ihres Königs fortsetzen würden, oder nicht. Unterließen sie es, so kam für das schwer heimgesuchte deutsche Reich der erwünschte Friede herbei; aber der Protestantismus war alsdann auch zu Boden geworfen; so viel edles Blut war vergeblich geflossen; alle die Opfer, welche die Schweden zum Beßten ihrer Glaubensgenossen gebracht hatten, waren umsonst. Das wußte Gustav Adolfs vertrauter Minister, Axel Oxenstierna, ein einsichtsvoller Staatsmann, wie es wenige gibt. Er legte seine Ansicht in dieser wichtigen Sache dem schwedischen Staatsrathe vor, und sein Vorschlag, wegen Weiterführung des Krieges, wurde gebilligt.

Wer aber sollte den Oberbefehl erhalten, da Oxenstierna vom Kriegshandwerk wenig verstand? Hätten die Soldaten selber zu wählen gehabt, so wäre der Herzog Bernhard von Weimar an die Spitze gekommen. Er hatte von seinem großen Lehrer die Kunst sich angeeignet, wie man sich die Liebe des Heeres verschaffe. Doch der schwedische Kanzler hätte lieber einem Landsmanne, und namentlich seinem Schwiegersohne, Gustav Horn, den Vorzug gegeben. Er suchte die Sache zu vermitteln, indem er Keinen über den Andern setzte. Das war schlimm. Nun fehlte die Einheit im Plane und in der Ausführung, und zwar um so mehr, da Bernhard mit muthiger Entschlossenheit handelte, Horn aber mit bedächtiger Langsamkeit verfuhr. Das Uebel wurde noch größer, da die deutschen Fürsten nicht ertragen mochten, daß ein schwedischer Edelmann in ihrem Vaterlande eine so wichtige Rolle spielte, bedeutsamer als ihre eigene selbst.

Brandenburg und Kursachsen beschlossen weiter zu kämpfen, aber es kam nicht zu einer gemeinschaftlichen

Verabredung mit ihren deutschen, und nichtdeutschen Kampfgenossen. So konnten die Evangelischen keinen Vortheil ziehen aus der Verwirrung, welche nach der Schlacht bei Lützen im kaiserlichen Heere entstanden war.

Die süddeutschen Stände, Würtemberg, Baden Pfalz u. s. w. kamen auf Oxenstiern's Einladung zu Heilbronn zusammen, und gelobten einander beizustehen, bis die Protestanten Freiheit ihres Glaubens und Schutz gegen die Uebermacht des Kaisers, die Schweden die gebührende Genugthuung erhalten hätten. Ein Bundesrath, in welchem Oxenstierna den Vorsitz führte, sollte sich zu Frankfurt a. M. versammeln, und die gemeinschaftlichen Angelegenheiten leiten.

Es war noch eine andere Schwierigkeit zu überwinden. Die Soldaten des schwedischen Heeres begannen hier und da unwillig zu werden, da die Löhnung nicht regelmäßig verabreicht wurde. Die Offiziere glaubten noch größere Belohnungen beanspruchen zu können, und Bernhard von Weimar hatte schon von Gustav die Anwartschaft auf das Bisthum Würzburg erhalten. Oxenstierna bestätigte dieses Versprechen, und Bernhard empfing zu Würzburg die Huldigung als Herzog von Franken. Horn wurde mit den Besitzungen des deutschen Ordens zu Mergentheim belohnt. Andere Offiziere erhielten andere Güter; zusammen 5 Millionen an Werth. Es fanden sich Klöster und andere geistliche Besitzungen darunter.

Wir sehen überhaupt in der zweiten Hälfte des Krieges den Eigennutz immer mehr hervortreten. Frankreich legte sein Verlangen nach dem Elsaß immer deutlicher an den Tag. Schweden wollte gleichfalls nicht ohne Gewinn so viele Lasten getragen, und so viele seiner Söhne verloren haben. Auch wurde die Erbitterung der Parteien immer größer und die Art und Weise der Kriegsführung immer grausamer. Selbst von den Schweden war die alte Zucht und Ordnung gewichen. Ist nicht der schwedische Trunk, wie er geheißen wurde, genügendes Zeugniß hierfür! Es wurde den unglück-

lichen Leuten, welche den Soldaten in die Hände fielen, Mistjauche oder eine ähnliche ekelhafte Flüssigkeit eingegossen, um sie zum Geständnisse zu bringen, wo sie ihre Schätze, und andere Kostbarkeiten aufbewahrt hätten. Hatte man ihr Inneres vollgepumpt, so schlug und trat man auf den Leib, daß das Flüssige den Rückweg nehmen mußte.

Bernhard selbst war nicht vollkommen frei von dem grausamen Rachegefühl seines Jahrhunderts. Er suchte in Baiern vorwärts zu dringen, um den Krieg wo möglich nach Oestreich zu tragen. Er nahm Regensburg, welches meistens von Protestanten bewohnt wurde, weg. In katholischen Bezirken suchten die Bewohner den Schweden, wo sie nur konnten, zu schaden. Als Bernhard in ein solches Dorf gekommen war, über das er sich glaubte beschweren zu dürfen, fand er die Leute in die Kirche geflüchtet. Ohne sich zu bedenken, zündete er das ganze Dorf mit der Kirche an; die Unglücklichen verloren fast Alle ihr Leben. Hierdurch wurden wieder Andere erbittert und angereizt, Böses mit Bösem zu vergelten. Die Soldaten blieben nicht zurück. So lagen über 200 Dörfer in kurzer Zeit als Denkmäler ihrer Rache in Schutt und Asche. Die baierischen Bauern erhuben sich in Masse und erklärten: „Unser Gut und unsere Heiligthümer sind nicht sicher, Hunger und Seuchen drohen uns aufzureiben; die Keuschheit unserer Töchter ist ohne Schutz. Der baierische Soldat mißhandelt uns, wie der kaiserliche und schwedische. Wir wollen keinen Soldaten, wer es auch sei, unter uns dulden.“ Es gelang dem Kurfürsten nur mit Mühe, die empörten Bauern wieder zur Ruhe zu bringen *).

10) Wallensteins letzte Thaten und Tod.

Doch wir müssen zu Wallenstein zurück, um zu sehen, wie er sich verhalten hat. Er war nicht mehr der alte; das darf man behaupten. Der kriegerische

*) Zschokke, Baierische Geschichte.

Geiſt ſchien von ihm gewichen zu ſein. Er begab ſich nach Böhmen und Schleſien; aber man ſah es ihm an, das Schlagen war ihm nicht Ernſt. Seine Soldaten haben mehr durch Grauſamkeiten geſchadet, als durch Tapferkeit genützt. Sein Benehmen wird von nun an ein unerklärliches Räthſel. Er unterhandelte mit dem ſächſiſchen General von Arnim, welcher ehemals unter ihm gedient hatte. Dabei ließ er die Bemerkung fallen, daß er dem Kaiſer die frühere Abſetzung noch nicht vergeſſen habe. Schwediſcher Seite traute man demſelben nicht recht; namentlich wollte Bernhard, daß man ſich nicht allzuweit mit ihm einlaſſen möge. Sachſen und Brandenburg ſchienen ebenfalls zu zögern. Dieſe wollte Wallenſtein zwingen, Frieden zu machen.

Er ſandte unter dem General Holk Truppen nach Sachſen. Holk war unter den Unmenſchen des 30jährigen Krieges der größten Einer. Im Erzgebirge zog er einher, und hinterließ Brandſtätten und verwüſtete Plätze. Alle Bewohner flüchteten, wohin er kam. Nur Hunde blieben zurück, und da ſie keine Nahrungsmittel fanden, liefen ſie heulend auf den Landſtraßen umher, zerfleiſchten auch wohl einzelne Flüchtlinge, welche ſie antraffen. Das Gewiſſen erwachte dem Wütherich, als er bei dem Rückzug in eine tödtliche Krankheit verfiel. Er begehrte einen lutheriſchen Pfarrer, da er ſelber lutheriſch war. Aber weit und breit war keiner zu finden, wiewohl 600 Thaler Belohnung geboten wurden.

Wallenſtein erhielt zu dieſer Zeit die Nachricht, daß Regensburg in die Gewalt der Schweden gefallen ſei, und zugleich die Aufforderung, dem bedrängten Maximilian von Baiern zu Hülfe zu kommen. Er ſchützte die Unmöglichkeit vor, bei der vorgerückten Jahreszeit einen weiten Feldzug zu unternehmen, und zog ſich vielmehr in die Winterquartiere nach Böhmen zurück. Solches mißfiel, wie zu erwarten ſtand, dem kaiſerlichen Hofe, und ſeine Feinde hatten jetzt leichtes Spiel, den Verdacht gegen ihn zu erwecken, daß er nicht

mit dem rechten Eifer, wie es sich gebühre, gegen den Feind zu Werke gehe. Besonders suchten die Jesuiten und Spanier ihn abermals zum Falle zu bringen. Die Letzteren drohten, ihre Hülfstruppen zurückzuziehen, wenn der Friedländer noch länger zu commandiren habe. Der spanische Gesandte rief mit Heftigkeit aus: „Wozu zaudern, ein Dolchstoß, oder ein Pistolenschuß macht dem Handel ein Ende.“

Als man wiederholt von Wallenstein baldigen Aufbruch nach Baiern verlangte, gaben die versammelten Offiziere die Erklärung ab, daß für den Augenblick dieses nicht möglich sei. Wallenstein hätte nicht der Mann sein dürfen, der er war, wenn er nicht hätte bemerken sollen, daß man Arges gegen ihn im Sinne habe. Er wußte auch das Mittel, von welchem man den besten Erfolg sich versprach. Er klagte bei seinen Soldaten, und gab die Erklärung ab, daß er entschlossen sei, einem Andern seine Stelle zu überlassen, und vom Schauplatze zu treten, ehe er zum zweiten Male abgerufen würde. Die meisten Generale und Obersten waren noch bei ihm zu Pilsen (in Böhmen), als er am 12. Januar 1634 diese Entschließung dem Heere bekannt machen ließ. Das dürfe man nicht zugeben, behauptete Einer von ihnen, der Feldmarschall Illo, ein Brandenburger von Geburt. Ziehe sich der Friedländer zurück, wer sollte sie alsdann zu dem gewünschten Siege führen, oder die Entschädigungen und Belohnungen ihnen verschaffen, die ihnen gebührten?

Die Anwesenden vereinigten sich zu der dringenden Bitte, daß Wallenstein seine Freunde und Anhänger nicht verlassen möge; die Bitte wurde gewährt. Auf Illos Betrieb unterzeichneten nun die Generale und Obersten eine schriftliche Erklärung, in welcher sie an Eidesstatt ihrem bisherigen Anführer ewige Treue gelobten. Während der Unterschrift sollen nicht Wenige der Versammelten in einem trunkenen Zustande sich befunden haben.

Auch dieses Ereigniß wurde in Wien bekannt, und

vermehrte den Verdacht gegen Wallenstein. Nach längerem Zögern ertheilte der Kaiser die Einwilligung zu seinem Sturze. Doch er glaubte nicht mit offener Stirne dem gefürchteten und geliebten Gebieter über ein zahlreiches Heer entgegentreten zu dürfen. Wiewohl er fortwährend freundschaftliche Briefe an den Friedländer schrieb, wurden im Geheimen Anstalten zu dessen Falle gemacht. Gallas, der Generallieutenant, erhielt den Oberbefehl und die Weisung, den Feldherrn nebst seinen treuesten Anhängern, dem genannten Illo und dem Grafen Terzky, lebendig oder todt zu ergreifen.

Gallas bemühte sich, seinem Auftrage gemäß, recht viele Offiziere und Soldaten gegen ihren bisherigen Abgott einzunehmen. Bei Vielen gelang es ihm, namentlich auch bei Solchen, welchen Wallenstein das größte Zutrauen geschenkt hatte. War nicht der Italiener Piccolomini dem Scheine nach von jeher sein bester Freund gewesen? Und dieser auserkorene Liebling, von dem man sagen konnte, er habe an seiner Seite geruht, ist sein Judas geworden. Aehnliches ist von dem Obersten Buttler zu sagen, einem Irländer, welcher durch das Wohlwollen Wallensteins vom gemeinen Soldaten emporgestiegen war. Dieser bot sich als Werkzeug an, das Urtheil des Kaisers zu vollstrecken.

Wallenstein begab sich nach Eger, einer Festung in Böhmen; Buttler mit ihm. In der Wohnung des damaligen Bürgermeisters nahm der Befehlshaber sein Quartier. Buttler eilte auf das Schloß zum Commandanten Gordon, einem Schotten. Als dritter kam in den Bund, der Oberstwachtmeister Lesley, ebenfalls aus Irland gebürtig. Diese Drei gelobten sich einander zu unterstützen bei der Ausführung der keineswegs gefahrlosen blutigen That. Sie zogen noch Andere in das Geheimniß, und versprachen reichliches Blutgeld. Gordon lud den Feldmarschall Illo, den Grafen Terzky und Kinsky, einen Schwager von Wallenstein, und den Rittmeister Neumann zu einem Gastmahl auf die Citadelle, die er bewohnte, ein. Während sie fröhlich und

guter Dinge am Klange und dem Inhalt der Becher sich labten, öffnete sich die Thüre des Saales. Mit dem Ausrufe: Es lebe Oestreich stürzten einige Dragoner mit einem Oberstwachtmeister unter die Gäste. Andere folgten mit der Frage: Wer ist gut kaiserlich? Nun zogen Buttler und seine Gesellen das Schwerdt, indem sie dem Kaiser Ferdinand ein Lebehoch ausbrachten. Die Opfer, welche Nichts vermuthet hatten, fielen fast ohne Gegenwehr. Nur Terzky vertheidigte sich kurze Zeit. Neumann entkam durch die Thür, wurde aber auf dem Vorplatze niedergestoßen. Ein gleiches Schicksal wurde den treuen Dienern bereitet, welche durchs Fenster steigen wollten, ihren Herren zu helfen. Die Citadelle war eine Mördergrube geworden.

Doch die Hauptsache war noch zu thun. Wallenstein saß noch spät am Abend mit seinem Sterndeuter zusammen, um sein Geschick am Himmel zu lesen. Während er in die Ferne sah, ahnte er die Gefahr nicht, welche ihm in der Nähe bereitet wurde. Buttler machte sich mit der nöthigen Begleitung auf den Weg, die Wohnung des Bürgermeisters zu umstellen. Deveroux, ein Franzose, drängte sich mit einigen Dragonern in das Haus, indem er vorgab, er habe noch eine Meldung zu machen. Er begehrte in das Schlafgemach eingelassen zu werden. Der Kammerdiener, welcher den Schlüssel verweigerte, wurde niedergehauen. Wallenstein hörte den Lärm und zugleich das Schluchzen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, welche im Hinterhause wohnten, und soeben die Nachricht von dem Vorfalle des Abends vernommen hatten. Er sprang aus dem Bette und eilte ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe. In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet. Deveroux stürzte herein und gleich mit den Worten: „Bist du der Verräther, welcher dem Kaiser die Krone zu rauben gedenkt? Du mußt sterben!“ auf Wallenstein zu. Ohne ein Wort zu erwiedern, streckte dieser die Arme aus und empfängt den Todesstoß. So endete 1634 den 25. Februar in seinem 61. Jahre Albrecht

von Wallenstein, vor welchem Europa gezittert hatte. Ein Beispiel von der Unbeständigkeit des zeitlichen Glückes.

Die Mörder empfingen den erwarteten Sünderlohn. Jeder der betheiligten Dragoner einige 100 Thaler Geld. Buttler wurde freundlich vom Kaiser mit der dargebotenen Hand begrüßt, und der Erzbischof von Wien hing ihm eine Gnadenkette um den Hals. Er wurde mit Deveroux in den Grafenstand erhoben, und mit Gütern beschenkt. Alle Güter des Herzogs, deren Werth 50 Millionen Gulden und mehr betragen haben sollen, nahm man als gute Beute weg, und vertheilte sie an verschiedene Günstlinge. Einiges nur behielt der Kaiser für sich, und die Wittwe empfing als ein Gnadengeschenk die Herrschaft Neuschloß.

Solch ein Meuchelmord, mit Billigung des Kaisers vollzogen, muß durch ganz besondere Gründe hervorgerufen sein, um ihn einigermaßen entschuldigen zu können. Rechtfertigen mag ihn ein anderer Advokat, welcher besser links und rechts machen kann, als ich es verstehe. In Ferdinands Augen erschien der bisherige Günstling als der größte Verbrecher. Er sollte, so hieß es, heimliche Unterhandlungen mit dem Feinde angeknüpft haben, um sich mit demselben gegen den Kaiser zu verbinden. Schon mit Gustav, behauptete man, habe er listige Anschläge gegen seinen Oberherrn gemacht, und noch mehr nach der Lützener Schlacht mit Sachsen, Brandenburg und Frankreich. Letzteres soll ihm eine Million versprochen, und die Krone von Böhmen zugesagt haben. Bernhard soll im Begriffe gewesen sein, ihm nach Böhmen zu Hülfe zu kommen, und alsdann mit vereinten Kräften den Kaiser zu stürzen.

Schwere Anklagen gewiß; denn kann es ein größeres Verbrechen geben, als ein Hochverräther am Vaterlande und seinem Fürsten zu werden? Der Kaiser sowohl als seine Umgebung waren überzeugt, daß der Friedländer nicht unschuldig gefallen sei. In einer besonderen Schrift wurde das ganze Verfahren gegen den sogenannten Verräther, als durch die Umstände hervorgerufen dargestellt.

Dieſelbe Anſicht hat bei den meiſten Gelehrten, welche von der Geſchichte etwas wiſſen, bis in die Gegenwart Geltung gehabt. Erſt in unſeren Tagen haben ſich einige gewichtvolle Stimmen erhoben, welche behaupteten, der meuchlings Ermordete wäre ſeinem Kaiſer bis zum letzten Odemszuge treu ergeben geweſen, und nur der Tücke ſeiner Feinde wäre es gelungen, ihn als einen Verbrecher zu ſtürzen. Wohl habe er mit Sachſen und Brandenburg wegen des Friedens unterhandelt, dieſes aber ſei im Auftrage des Kaiſers und mit deſſen Einwilligung geſchehen. Wohl habe er auch den Schweden und Franzoſen Anträge gemacht, aber nicht um ſie in Wirklichkeit auszuführen, ſondern es wäre das Alles nur eine Kriegsliſt geweſen, den Feinden zu ſchaden. Er habe gemeint, auf dieſe Weiſe beſſer, als durch das Schlachtgetümmel dem Kampfe ein Ende zu machen. Namentlich führen die Vertheidiger Wallenſteins an, man habe ſich zu ſehr auf die Ausſage eines Böhmen, welcher als Unterhändler gedient haben will, verlaſſen. Dieſe Ausſage ſei aber oft unklar und widerſprechend, ſo daß ſie verdächtig erſcheinen müſſe. Kein einziges Brieflein mit Wallenſteins Unterſchrift könne als gültiges Zeugniß für die Anklage angeführt werden. Auch habe Keiner der beſchuldigten Mitverbrecher bei der angeſtellten Unterſuchung etwas Beſtimmtes ausgeſagt, was dem Herzoge zur Laſt fallen könne.

Ich für meine Perſon geſtehe es, wenn ein Anklageact noch jetzt gegen Albrecht von Wallenſtein erhoben würde, und ich darüber urtheilen ſollte, als Einer, der bei den Aſſiſen ſitzt, ich würde mich lange bedenken, ob ich das Schuldig oder Unſchuldig ausſprechen ſollte. Ein ehrgeiziger Mann iſt Wallenſtein geweſen, er wollte immer eine höhere Stufe erſteigen. Da er Edelmann war, ſtrebte er nach dem Grafentitel; da er dieſen erhalten hatte, wollte er Herzog werden, da er Herzog hieß, begehrte er ein unabhängiges Herzogthum. Mecklenburg wurde ihm gegeben und wieder genommen. Iſt es nicht mehr als wahrſcheinlich, daß

er eine andere Entschädigung sich ausersehen hat? Können wir es nicht als möglich denken, daß er König von Böhmen zu werden begehrte? Er erkannte es wohl, daß er sobald keine neuen Eroberungszüge für den Kaiser machen würde. Lag es ihm so ferne, mit Hülfe der Franzosen zu erreichen, was er im Dienste des Kaisers nicht glaubte erreichen zu können? Persönlich hat er allerdings sich von allen Verhandlungen so ferne, als möglich gehalten. Er will es so einrichten, daß er nicht durch ein Brieflein von seiner Hand oder etwas dergleichen blos gestellt werden könnte; darum finden sich keine schriftlichen Beweise seiner Schuld. Er läßt durch Andere die Sache bewerkstelligen, während er selbst nur im Hintergrund die Hauptrolle spielt. Wenn ich das Alles überlege, seinen Ehrgeiz, seinen Haß gegen Baiern, seinen Unwillen über die frühere Absetzung, und wenn ich die Thatsache betrachte, daß wirklich in seinem Namen mit Sachsen, mit den Franzosen und mit den Schweden unterhandelt worden ist, so kann ich nicht umhin, wenigstens dringenden Verdacht gegen ihn zu hegen und auszusprechen. Waren die Unterhandlungen blos eine Kriegslist, so zeigen sie uns, wie gefährlich es ist, auf Schleichwegen zu gehen, und wie es am gerathensten sei, stets offen und ehrlich zu handeln. Eben darum ist mir das ganze Verfahren bei seinem Sturze in der Seele zuwider, und ich freue mich aussprechen zu können, daß unter den Verräthern und Mördern Wallensteins kein deutscher Landsmann sich aufgezeichnet findet. Verrath und Hinterlist widerspricht dem deutschen Charakter*).

*) Förster's, Wallensteins Prozeß und Wallensteins Leben.

Fünfzehntes Kapitel.

Es will noch immer nicht zum Frieden kommen.

Motto:
Sechszehn Jahre der Verwüstung, des Raubs, des Elends sind dahin geflohn. In trüben Massen gähret noch die Welt. Und keine Friedenshoffnung strahlet von Ferne. Ein Tummelplatz der Waffen ist das Reich.

1) Schlacht bei Nördlingen und deren Folgen.

Der Kaiser wollte nicht wieder einen seiner Unterthanen mit solcher Macht und Würde bekleiden, wie den ermordeten Feldherrn. Er glaubte am Besten zu thun, wenn er seinen eigenen Sohn, den Erzherzog Ferdinand, zu Wallensteins Nachfolger machte. Gallas sollte ihm als Rathgeber zur Seite stehen. Diese Wahl schien vom Glücke begünstigt zu werden. Die kaiserliche Armee wurde bald wieder durch neue Anwerbungen und freiwilligen Zulauf verstärkt. Regensburg, welches Herzog von Weimar nach den größten Mühseligkeiten erobert hatte, mußte sich trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der schwedischen Besatzung, allerdings unter ehrenvollen Bedingungen, übergeben. Donauwörth hatte dasselbe Schicksal. Nun sollte die Stadt Nördlingen an die Reihe kommen. Die Bewohner derselben hatten um so mehr zu fürchten, da sie meistens Protestanten und den Schweden zugethan waren. Wie konnten die Letzteren gleichgültige Zuschauer bleiben! Ihre Generale waren einig, daß Etwas geschehen müsse, und zwar bald zur Rettung der bedrängten Bundes- und Glaubensgenossen. Ob man aber eine Feldschlacht wagen, oder sich auf die Vertheidigung beschränken sollte, darüber waren die Meinungen verschieden. Der bedachtsame Horn wollte noch weitere Verstärkung abwarten, da bis jetzt die Kaiserlichen bedeutend an Zahl überlegen waren. Bern-

hard von Weimar aber meinte, der Muth und die Tapferkeit der Schweden werde schon die fehlende Mannschaft ersetzen. Dies war auch die vorherrschende Meinung im Heere, welches auf die Unüberwindlichkeit der schwedischen Waffen vertraute. Am 7. September 1634 wurde nun die entscheidende Schlacht geliefert, welche dieses Vertrauen sollte zu Schande machen. Die Schweden wurden gänzlich geschlagen. 12,000 blieben auf dem Platze; 4000 wurden gefangen, unter ihnen Horn nebst 3 andern schwedischen Generalen. Alles Geschütz und alles Gepäck war eine Beute der Sieger. Bernhard rettete sich nur mit der größten Mühe, und konnte erst bei Frankfurt a. M. die kläglichen Ueberreste seines Heeres sammeln.

Mit dieser Niederlage waren die Früchte so vieler errungenen Siege auf einmal dahin. Die Oestreicher und Baiern besetzten nun alle diejenigen Orte, welche bisher von Bernhard und den Schweden im oberen Theile von Deutschland behauptet worden waren. Auch sein Herzogthum Franken verlor der Erstere.

Nur Augsburg vertheidigte ein Schwede, Hans Georg aus dem Winkel, mit fast gefühlloser Hartnäckigkeit sieben Monate lang. Seuchen und Hungersnoth wütheten in der sonst so blühenden Stadt. Das Fleisch von Hunden und Katzen wurde auf öffentlichem Markte verkauft. Aber auch solche Nahrung war für die Mehrzahl zu theuer. Andere Leute mußten Leder kochen, Mäuse und Ratten verzehren. Selbst an gefallenem Vieh und gestorbenen Menschen haben sich Viele vergriffen. 100 und mehr Menschen fielen dem Tode täglich in die Arme. Neue Drangsale begannen, als nun endlich die Stadt übergeben wurde. Sie sollte an Kriegskosten und Strafe 1 Million Gulden entrichten, nachdem während der Belagerung schon viele Tonnen Geldes verausgabt waren. Die Lutheraner sollten allein diese Zeche bezahlen. Außerdem wurden dieselben ihrer Aemter entsetzt und ihrer Kirchen beraubt. Nur an

den Gassen konnten noch die Prediger zu ihren jammernden Pfarrkindern sprechen *).

Fürchterlich war die Noth im ganzen Lande umher. In der Nähe von Amberg lebte ein Pfarrer, der mußte, um nur leben zu können, noch Barbier, Schuster und Musikus sein.

Aus Würtemberg flohen die Bewohner, wenn sie nur konnten. Es ging ja fürchterlich zu, als die Sieger nach der Nördlinger Schlacht im Lande erschienen. In Waiblingen wurden die Bewohner bis auf 145 ermordet. Bigotte Katholiken meinten, man müsse das ketzerische Land gänzlich entvölkern, und vergifteten sogar die Brunnen in ihrem Wahne. In Nürtingen wurde die verwittwete Herzogin von den Croaten an den Haaren über die Leichname der Ermordeten geschleift. Nur 50,000 Einwohner waren in dem ganzen Herzogthum von 500,000 übrig geblieben. Nicht allein das feindliche Schwerdt, auch die Pest hatte solche Verwüstung angerichtet. In Stuttgart allein waren an derselben 5370 Menschen gestorben, in Ulm 14,500 u. s. w.

2) Der Kurfürst von Sachsen macht Friede mit dem Kaiser.

Daß unter solchen Verhältnissen die Sehnsucht nach dem Frieden immer allgemeiner wurde, läßt sich leicht erklären. Hätte der Kaiser diese Stimmung benutzt, und in den Angelegenheiten der Religion einige Nachgiebigkeit bewiesen, so wäre es wohl möglich gewesen, den Fremden gegenüber eine kräftige Sprache zu führen, und Deutschland vor weiterem Unheil zu bewahren. Der Geist der Versöhnung fehlte ihm aber, und so befolgte er das alte Verfahren, durch Unterhandlungen mit einzelnen Feinden die Feinde zu trennen. Er wußte es, wie der Kurfürst von Sachsen ihm immer noch zugethan war, und brachte daher diesen dahin, 1635 zu Prag einen Frieden zu schließen. Durch diesen Frieden erhielt

*) Zschokke, Baierische Geschichte.

der Kurfürst von Sachsen zum Ersatz für die auf 7 Millionen angeschlagenen Kriegskosten die beiden Lausitzen erblich. Auch wurde ihm freie Religionsübung und die Gewährung minder bedeutender Vortheile zugestanden. Dagegen mußte er die Fürsten von der Pfalz, Würtemberg und Baden-Durlach ihrem Schicksal überlassen, und sich verbindlich machen, gegen die Schweden zu ziehen, denen er doch 2mal seine Rettung verdankte. Diese beschwerten sich laut über den Verrath ihres bisherigen Bundesgenossen, und viele protestantische Stände des Reiches stimmten ein in diese Klage. Wäre nicht der kleinliche Eigennutz bei Sachsen vorherrschend gewesen, so hätte es wenigstens so lange aushalten müssen, bis allen Protestanten die freie Ausübung ihres Bekenntnisses wäre zugestanden worden.

Die Schweden zogen neue Truppen herbei, um auch ohne den Kurfürsten den Krieg fortsetzen zu können. Der General Baner brach mit seinen wilden Schaaren in das unglückliche Sachsenland ein, und glaubte sich die schreiendsten Grausamkeiten in demselben erlauben zu dürfen. Es kamen kaiserliche Truppen zu Hülfe. Baner schien verloren zu sein. Doch er siegte bei Wittstock in der Mark Brandenburg über die vereinigte Armee. Er konnte nun ruhig den Winter im Lande verbleiben.

3) Bernhard von Weimar.

Unterdessen war Bernhard im Elsaß beschäftigt. Ohne fremde Hülfe wäre er natürlich nicht im Stande gewesen, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er mußte, so sehr es auch seinem deutschen Herzen zuwider war, mit den Franzosen in nähere Verbindung treten, und bedeutende Hülfsgelder von denselben beanspruchen.

Wir können ihm nun auf seinen meist siegreichen Zügen nicht folgen, und begnügen uns damit, zu erwähnen, daß er als ein würdiger Nachfolger Gustavs sich zeigte. Mitten im Kriegsgewühl war er ein Ehrenmann, züchtig und fromm. Täglich las er in der Bibel, und er versäumte keinen Gottesdienst, wenn ihm Gelegen-

heit zum Besuche geboten wurde. Auch in Paris, wohin er zur Betreibung seiner Angelegenheiten sich mehrmals begeben mußte, ließ er mitten unter der kathol. Bevölkerung eine evangel. Predigt halten. Ging er in die Schlacht, so warf er sich im Angesicht des Heeres auf die Kniee, und betete um den Beistand Gottes. Sein gewöhnlicher Schlachtruf war: „Immanuel," d. h. der Herr mit uns.

Auf Zucht und Ordnung hielt Bernhard, so weit es unter den damaligen Verhältnissen noch möglich war. Besonders glaubte er für die Ehre der Frauen wachen zu müssen. Wehe dem Soldaten, der sich in dieser Beziehung eine Gewaltthat erlaubte! Einst kam er mit seinen Kriegern in ein Nonnenkloster. Er beruhigte die Bewohnerinnen, daß ihnen keine Beleidigung widerfahren solle, und er hat so vollkommen sein Versprechen gehalten, daß man ein bedeutendes Geschenk ihm anbot. Dieses schlug der Edle aus, indem er erklärte, er habe Nichts als seine Pflicht gethan.

Die wichtigste That, welche Bernhard außer einigen kleineren Siegen ausgeführt hat, ist die Eroberung von Breisach am Oberrhein. Hier hatte die vorderösterreichische Regierung ihren Sitz. Keine Schwierigkeit, und nicht die eigene Lebensgefahr schreckte ihn von der Ausführung des Begonnenen zurück. Er hatte es mit einem Gegner zu thun, welcher eben so wenig nachgeben wollte. Reinach hat er geheißen, ein Ehrenmann, wenn man seine Treue gegen den Kaiser, aber gefühllos zu nennen, wenn man die Noth seiner Umgebung betrachtet. Wie groß muß diese gewesen sein? Aus Asche, Kleie und Eichenrinde wurde Brod gebacken. 3 Mann von den gemeinen Soldaten erhielten täglich 1 Pfund hiervon. Die Offiziere mußten sich glücklich schätzen, wenn sie einmal Haferbrod bekamen. Die Kirchhöfe waren nicht sicher, und es mußten Soldaten aufgestellt werden, um die Gräber gegen die Angriffe der Hungrigen zu schützen. Endlich mußte sich Reinach ergeben,

indem er mit der Besatzung, welche nur noch aus lebenden Knochengerippen bestand, freien Abzug erhielt.

Bernhard erfüllte nicht die Erwartung der Franzosen, welche Breisach für sich behalten wollten. Dazu konnte sich der deutsche Mann nicht verstehen. Er erfocht noch mehrere Siege, nahm aber in seiner Gesundheit sichtbarlich ab. Er starb den 8. Juli 1639. Nicht erwiesen ist der Verdacht, daß er von den Franzosen ein Pülverchen erhalten habe. Das aber stehet geschichtlich fest, daß dieselben seinen Tod benutzten, und aus der Hand eines Verräthers Breisach überliefert bekamen *).

4) Zustand des deutschen Reiches um diese Zeit.

Schon 2 Jahre früher, nämlich 1637 war Ferdinand II. vom Schauplatz getreten. Auf welche Abwege hatte ihn seine religiöse Verblendung, sein fanatischer Eifer geführt! In welch bodenlosen Abgrund hatte sein Glaubenshaß Deutschland gestürzt! Als er zur Regierung kam, lebten in Böhmen 3 Millionen betriebsamer Protestanten, als er starb nur noch 780,000 katholischer Bettler. Seine Gewissensräthe beruhigten ihn im Geiste des Jesuitismus, „es wäre besser das Land zu verwüsten, und das Volk auszurotten, als Ketzer und Rebellen zu dulden."

Das war auch geschehen. Schon jetzt war in Deutschland manche Gegend in eine Wüste verwandelt, wo fast kein lebendes Wesen mehr zu finden war. In Böhmen sah man mitunter auf 9 Meilen kein Haus, und keine Bewohner. Von Schlesien wird erzählt, man habe eher ein Stück Wildpret, als einen Bauern gefunden **). Wo noch Leute waren, flüchteten sie in Wälder und Felsenklüfte. Bei Schandau, in der sogenannten sächsischen Schweiz, werden uns heute noch

*) Röse, Bernhard von Weimar.
**) Wolfg. Menzel, deutsche Geschichte.

Höhlen gezeigt, worin die Bauern sich verborgen; noch führen sie den Namen Schwedenlöcher. Eine Grotte heißt der Kuhstall, weil daselbst das Vieh in Sicherheit gebracht wurde. Bei Pirna ist der „Keuschheitsfelsen." Mädchen stürzten sich hier herab, ihre Ehre zu retten.

Die Noth war fürchterlich. Mitunter selbst in den fruchtbarsten Gegenden kein Bissen mehr, um den Hunger zu stillen. In dem hessischen Städtchen Grünberg kostete ein Achtel Kleie 100 fl., ½ Meste Mehl 60 fl. Eine Ratte selbst 4 fl. Oft schlugen sich die Leute auf dem Schindanger sogar noch um die Knochen, wenn kein Fleisch mehr vorhanden war.

Alles bessere Gefühl war bei den Menschen unterdrückt. Man mordete nicht blos, man quälte mit mehr als teuflischer Wuth. Die Croaten machten Schnitte in die Fußsohlen, thaten Salz hinein, und ließen dieses von den Ziegen wieder ablecken. Sie schossen dem Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, 3 Kugeln in das Knie und drehten den unteren Theil des Beines ab. Es gingen Menschenjäger umher, welche den wilden Barbaren gleich, ihre Brüder und Schwestern ergriffen, um sie selbst zu verzehren, oder Andern als Speise zu verkaufen. Doch die Feder versagt mir den Dienst, daß ich nicht weiter in der Schilderung dieser Unmenschlichkeiten fortfahren kann und mag. Darum schließe ich das Kapitel mit der Bemerkung: das hat der Glaubenshaß verursacht, und an den Früchten erkennt man den Baum.

Sechszehntes Kapitel.

Des Krieges Ende. Der Westphälische Friede.

Motto:

Zu Friede ward — doch ach, um welchen Preis!
Um unser preisgegebenes Vaterland! —
Und doch verzaget nicht. Es muß der Geist.
Er wird es retten.

1) Der Reichstag zu Regensburg 1640.

Das Verlangen nach Ruhe und Frieden wurde immer größer in unserem unglücklichen Vaterlande. Schon nach der Schlacht bei Wittstock hatten sich mehrere deutsche Fürsten bemüht, eine Berathung wegen Beendigung des Kampfes zu Stande zu bringen, doch ohne Erfolg. Besonders suchten die Franzosen das gute Werk zu verhindern, indem es ihnen darum zu thun war, Deutschland noch mehr zu zerrütten, damit sie desto sicherer ein Stücklein sich aneignen könnten. Auch die Schweden hatten in den letzten Jahren des Krieges wohl ähnliche Gedanken. Endlich mußte der Kaiser Ferdinand den dringenden Anforderungen von vielen Seiten her genügen, und einen Reichstag berufen. In Regensburg saßen die Abgeordneten der Stände 4 Monate beisammen, ohne zum Ziele zu gelangen.

Während dieser Zeit dachte der schwedische General Baner einen kühnen Streich zu vollführen. In aller Stille kam er herbei, Regensburg zu überfallen, und den Kaiser gefangen zu nehmen. Unbeschreiblich war die Bestürzung der versammelten Herren, als sie erfuhren, jenseits der Donau wären Schweden und Franzosen zum Kampfe bereit. Durch eine schleunige Flucht gedachten sich die meisten zu retten; aber der Kaiser erklärte, er bleibe, und so mußten die übrigen gleichfalls

in Geduld ihr Schicksal erwarten, um nicht feige zu erscheinen. Baner beabsichtigte den folgenden Morgen gleich zum Ziele zu gelangen. Die Donau war zugefroren; über die Eisdecke sollten seine Soldaten, wenn sie ihre Kräfte einigermaßen gesammelt hätten, zur Stadt gelangen. Aber während der Nacht gab es Sturm und Regen. Vergebens machten die Schweden mit einem Reiterregimente den Versuch, die schon wankend gewordene Eisbrücke noch zu benutzen. Immer zahlreicher und größer wurden die Risse im Eise, und bald trieben große Schollen auf den empörten Wogen dahin. Baner erkannte zu seiner Betrübniß die Unmöglichkeit, jetzt den Fluß zu überschreiten. Er wollte nun über denselben hinaus die Stadt beschießen. Doch die Kugeln erreichten wegen der großen Entfernung selten die Häuser. Jetzt gab der schwedische General seinen Soldaten Befehl, weiter in die östreichischen und baierischen Länder vorzurücken, um sich durch bequeme Quartiere für die gehabten Strapatzen entschädigen zu können. Doch die Franzosen trennten sich aus Eifersucht von ihrem Bundesgenossen, und ein überlegenes kaiserliches Heer kam in Eilmärschen herbei. Baner war in der größten Gefahr; auch die Bewohner des Landes suchten ihm auf alle mögliche Weise zu schaden. In dieser Noth rettete ihn der Muth eines seiner Obersten, welcher mit 3 Regimentern die feindliche Armee aufhielt, bis die Schweden einen tüchtigen Vorsprung gewonnen hatten, um im Erzgebirge Sicherheit zu finden.

Baner starb schon nach kurzer Zeit im Mai 1641 zu Halberstadt. Uebermäßige Anstrengungen und Ausschweifungen jeder Art hatten seinen Körper zerrüttet. Sein Tod war ein großer Verlust für die Schweden, indem er wohl einer der tüchtigsten Zöglinge Gustavs gewesen ist. Nur in einem Punkte war er von seinem Lehrer verschieden. Er war grausam und unbarmherzig, besonders seinem Feinde gegenüber. Viele 100 Dörfer in Sachsen und Böhmen waren als Schutthaufen ein Zeugniß dafür.

2) Leonhard Torſtenſon; Schlachten bei Leipzig und Jankowitz.

An Banérs Stelle übernahm Leonhard Torſtenſon die Führung der Schweden. Die Fußgicht, die ihn nöthigte, ſich in einer Sänfte tragen zu laſſen, hinderte ihn nicht, glorreiche Thaten zu verrichten. Nachdem er mehrere kleine Gefechte glücklich beſtanden hatte, wollte er in Sachſen vorwärts dringen und namentlich Leipzig erobern. Die vereinigte kaiſerlich-ſächſiſche Armee bemühte ſich dieſes zu verhindern. So kam es beinahe auf demſelben Platze, wo vor 11 Jahren Guſtav den Tilly überwunden hatte, zu einer entſcheidenden Schlacht (2. November 1642). Die Feinde mußten nach verzweifelter Gegenwehr und dreiſtündigem Kampfe die Flucht ergreifen. Von den Schweden waren 3000, von den Kaiſerlichen 5000 getödtet, und von Letzteren ebenſo viel gefangen. 46 Kanonen, das Silbergeſchirr des Erzherzogs Leopold und ſämmtliches Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Leopold war ſo erzürnt, daß er das Reiterregiment, welches zuerſt die Flucht ergriffen, für ehrlos erklärte, ihm Pferde, Waffen und Abzeichen wegnehmen und den zehnten Mann von Offizieren und Gemeinen erſchießen ließ. Leipzig ergab ſich nach 3 Wochen an Torſtenſon, mußte aber für ſeinen Widerſtand das ganze ſchwediſche Heer neu bekleiden, und mit 300,000 fl. ſich von der Plünderung loskaufen.

Die Stadt Freiberg dagegen wehrte ſich ſo tapfer gegen die Schweden, daß dieſe mit bedeutendem Verluſte ſich zurückziehen mußten. Torſtenſon zog plündernd durch Mähren und näherte ſich der Kaiſerſtadt. Unvermuthet aber bekamen die Schweden einen neuen Feind in den Dänen, welche auf die Fortſchritte ihrer früherer Bundesgenoſſen eiferſüchtig waren, und nicht wollten, daß dieſe in Deutſchland ſich feſtſetzen ſollten. Torſtenſon fiel mit Blitzesſchnelle auf Oxenſtiernas Befehl in die däniſchen Lande, und drang ſiegreich in Jütland ein. Der kaiſerliche Feldherr Gallas folgte ihm zwar zum Schutze der Dänen, allein Torſtenſon trieb ihn bis

ins Böhmiſche Gebirge zurück. Hier ſtellte ſich ihm ein neues Heer unter Hatzfeld und Götz entgegen. Bei Jankowitz kam es am 6. März 1645 zur Schlacht. Die Kaiſerlichen wurden geſchlagen, und Hatzfeld gefangen. Der Schrecken in Wien war außerordentlich groß. Troſtenſon wollte daſelbſt dem Kriege ein Ende machen. Der Kaiſer beſchloß, dem Beiſpiele ſeines Vaters folgend *), die Hauptſtadt muthig zu behaupten. Torſtenſon hatte von Siebenbürgen aus Beiſtand erwartet. Da dieſer nicht kam, mußte er durch Mähren zurück. Mißmuthig legte er den Oberbefehl nieder, um ſeinen kranken Körper beſſer in Ruhe pflegen zu können.

Auch am Rheine hatten unterdeſſen die Franzoſen, obgleich mehrmals z. B. bei Tuttlingen, Mergentheim u. ſ. w. geſchlagen, Fortſchritte gemacht, und viele deutſche Städte, wie Speier, Worms und andere beſetzt.

Der Nachfolger von Torſtenſon, Guſtav Wrangel, verſtand es nicht minder, den Ruhm der ſchwediſchen Waffen zu bewahren. Er wußte ſogar den Kurfürſten von Baiern zum Frieden zu bringen. Wiewohl dieſer abermals auf die Seite des Kaiſers ſich ſchlug, ſo beſiegte Wrangel, 17. Mai 1648, bei Susmarshauſen noch einmal die kaiſerliche Armee, und war abermals auf dem Wege nach dem Lande des Kaiſers.

Sein Untergeneral, Königsmark, hatte einen Theil von Prag erobert, und dieſen wollte Wrangel unterſtützen. Die erhaltene Friedensbotſchaft hielt ihn zurück.

3) Weſtphäliſcher Friede.

Seit 5 Jahren, nämlich ſeit dem Sommer 1643 waren zu Münſter und Osnabrück die Geſandten wegen Abſchluß des Friedens verſammelt, und erſt nach Ablauf eines halben Jahrzehends ſollte endlich das gute Werk zu Stande kommen. Wie iſt dieſe Verzögerung zu erklären? Anfangs hatte man mit Kleinigkeiten viele Monate lang zu thun, bis man ernſtlich das Friedenswerk zur Hand nehmen

*) Vergl. S. 142.

konnte. Es wurde gefragt und gestritten, wer den Vorrang erhalten, und zuerst seine Stimme abgeben sollte. Der französische Gesandte hatte an dem Tage, wo der päpstliche Botschafter seinen Einzug hielt, 12 bewaffneten Reitern den Befehl ertheilt, dem spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren sollte. Der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte. In diesem Geiste wurde über Titel, Sitz, Vollmacht und andere dergleichen Dinge mit ermüdender Weitläufigkeit verhandelt. Es lag an dem Tag, man suchte die Sache in die Länge zu ziehen, indem jede Partei erwartete, daß das Waffenglück noch günstigere Bedingungen für sie herbeiführen würde.

Es war von Anfang die Frage, ob die Stände des deutschen Reiches als selbstständige Glieder beiwohnen, oder nur auf die Vermittelung durch das Reichsoberhaupt sich beschränken sollten. Der Kaiser wollte das Letzte, Frankreich und Schweden das Erste, was auch geschah. Nun aber war weiter ein Gegenstand des Streites, ob zuerst über die Angelegenheiten Deutschlands an sich, über das Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken, der Fürsten zum Kaiser, und Aehnliches, oder über die Forderung der Fremden verhandelt werden sollte. Die deutschen Stände, namentlich die evangelischen, meinten ihre Angelegenheiten, als die wichtigsten, müßten vor allem Anderen verhandelt werden; sie befürchteten, und vielleicht nicht ohne Grund, wenn Schweden und Frankreich befriediget wären, so würden dieselben sich zurückziehen, und sie, ihre bisherigen Bundesgenossen, im Stiche lassen. Doch sie drangen nicht durch. Was die Fremden wollten, geschah. So trat nun Frankreich mit seinem Begehren hervor. Es verlangte außer der völligen Hoheit über die schon seit 1552 besessenen Bisthümer Metz, Toul und Verdün, ganz Elsaß, den Sundgau und Breisgau, die Festung Breisach, und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Schweden wollte Schlesien haben und Pommern, die Stadt Wismar sammt ihrem Gebiete, und die Bisthümer Bremen und Verden, als weltliche Her-

zogthümer. Auch Hessen-Cassel, als Bundesgenosse von beiden, glaubte eine ansehnliche Forderung machen zu können.

Daß der Kaiser sich bedachte, das Jawort zu dem Allem zu geben, versteht sich von selbst. Der Landstrich, den Frankreich begehrte, war Oestreichs Hoheit unterworfen, und außerdem eine fast unentbehrliche Vormauer des Reiches gegen die oft unnachbarlichen Nachbarn. In der Hauptsache konnten die Franzosen sich rühmen, niemals einen so glorreichen Frieden geschlossen zu haben. Nur Breisgau bekamen sie nicht, und Straßburg, sowie die andern Reichsstädte und unmittelbaren Stände im Elsaß mußten sie in ihrer Freiheit, und in ihrem Verhältnisse zum deutschen Reiche lassen, und außerdem dem Erzherzog von Oestreich, welcher bisher Elsaß besessen, 3 Million Franken Entschädigung geben.

Die Schweden ließen noch eher mit sich handeln. Schlesien gaben sie gleich im Anfange auf; von Pommern begehrten sie nur Vorpommern und Stettin, und für das Uebrige wollten sie eine Geldsumme nehmen. Diese aber war ungeheuer groß, und mit Mühe gelang es, sie dahin zu bringen, daß sie mit 5 Millionen Thalern sich genügen ließen. Die Abtretungen an Frankreich wurden gänzlich von Deutschland getrennt; dagegen erkannte Schweden die Hoheit des Kaisers über seine deutsche Besitzungen an, und erhielt als Reichsfürst Sitz und Stimme in den betreffenden Versammlungen. Brandenburg bekam die Stifter: Minden, Halberstadt, Kamin und Magdeburg. Hessen-Cassel erhielt die Abtei Hersfeld, und 600,000 Thaler. Mecklenburg wurde wegen des abgetretenen Wismar mit den Bisthümern Schwerin und Ratzeburg entschädigt. Baiern erhielt die Oberpfalz nebst der Kurwürde. Die Unterpfalz erhielt der Sohn des geächteten Friedrich zurück nebst der neu errichteten achten Kurfürstenstelle.

Den sämmtlichen deutschen Fürsten wurde die längst geübte Landeshoheit nun auch gesetzlich zugesprochen; sie durften auch Bündnisse mit auswärtigen Mächten schließen,

nur nicht zum Schaden des Reichs. Des Kaisers Macht und Ansehen wurde immer mehr beschränkt. Derselbe sollte künftig ohne Einwilligung des Reichstages keinen Krieg beschließen, keinen Frieden und kein Bündniß machen, kein Gesetz geben, und dergl. mehr. Die Schweiz und die Niederlanden wurden als selbstständige, von dem Reiche geschiedene Staaten anerkannt.

Am schwierigsten war die Ausgleichung der religiösen Wirren. Der geistliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürsten, in ihren Gebieten den Religionszustand zu bestimmen, wurde mit derselben Hartnäckigkeit von den Katholischen behauptet, wie Beides von den Evangelischen bestritten wurde. Nach unsäglichen Schwierigkeiten und längerem Hader vereinigte man sich über folgende Grundsätze. Der erste Januar 1624 sollte der Entscheidungstag sein, wie damals der Religionszustand einer Landschaft oder Stadt gewesen, so sollte es bleiben; ebenso sollte es sein in Beziehung auf die geistlichen Güter. Evangelische und katholische Unterthanen, welche einer Obrigkeit anderer Religion unterworfen wären, sollten das Recht des Gottesdienstes behalten, wenn sie es 1624 gehabt; Andere sollten in ihrer Hausandacht nicht gestört werden, oder ungehindert auswandern dürfen. In den östreichischen Erblanden erhielt nur ein Theil der evangelischen Schlesier, die erste Begünstigung. In allen bürgerlichen Verhältnissen sollten beide Religionsparteien gleich berechtigt sein. In Sachen der Religion, und der Kirche sollte nicht Stimmenmehrheit, sondern gütlicher Vergleich zwischen Katholiken und Protestanten entscheiden. Außerdem nahm man als gerecht und billig an, daß kein Landesherr die Unterthanen eines anderen Bekenntnisses drücken solle. Das Reichskammergericht sollte Streitigkeiten der verschiedenen Parteien durch eine gleiche Anzahl von Richtern von jeder Seite entscheiden. Auch die Reformirten wurden diesmal, nicht ohne heftiges Widerstreben der Lutherischen, besonders Kursachsens, in den Religionsfrieden aufgenommen.

Als die Gesandten über die Religionsangelegenheit sich vereinigt hatten, wurden die Gemüther so sehr bewegt, daß nicht Wenige Thränen der Freude vergossen *).

4) Wie es aussah nach dem Frieden im Reiche.

Man rechnet, daß Deutschland im 30jährigen Kriege die Hälfte, ja Einige behaupten 2 Drittel seiner ganzen Bevölkerung verloren hat. In Sachsen kamen allein binnen 2 Jahren 900,000 Menschen um. In Schlesien und Brandenburg hatte die Flamme mehrmals ein Drittheil der Gebäude verzehrt; man konnte ganze Distrikte durchreisen ohne in bewohnte Dörfer und bebaute Felder zu kommen. Schon vor Baner und Torstenson hatte Böhmen nur 1/4 seiner früheren Bewohner, und jetzt sah es noch viel schlimmer aus. In einer Schrift, welche den damaligen Zustand uns schildert **) heißt es unter Anderem: „Wie jämmerlich stehen eure großen Städte? Da zuvor 1000 Gassen gewesen sind, sind nicht mehr 100. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecke? Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstöret, daß weder Dach, Thüren, oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloaken, zu Pferdeställen, zu Marketenderhäusern und zu Stätten der Wollust gemacht. Ach Gott, wie jämmerlich steht es auf den Dörfern! Man wandert bei 10 Meilen, und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh; nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann, oder ein Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll todter Leichname und Aeser gelegen; Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander von der Pest und Hunger erwürget, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden!

*) K. Fr. Becker, Geschichte, 9. Theil.
**) Wolfg. Menzel, deutsche Geschichte.

weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat."

Handel und Verkehr war völlig vernichtet, und hat sich niemals wieder zu der früheren Blüthe aufschwingen können. Oft lagen die schönsten und fruchtbarsten Fluren unbebaut, weil es an Arbeitern fehlte und an Vieh. In Thüringen, wo nach beendigtem Kriege ein Pferd an 3000 Gulden zu stehen kam, sah man hier und da Frauen den Pflug ziehen. In Würtemberg lagen noch 6 Jahre nach dem westphälischen Frieden, nachdem die geflüchteten Familien aus der Schweiz wieder zurückgekehrt waren, gegen 40,000 Morgen Weinberge, und 270,000 Morgen Aecker, Wiesen und Gärten unbebaut.

Wie der Wohlstand war zerrüttet worden, davon liefert ebenfalls Würtemberg einen deutlichen Beweis. Seit dem Jahre 1628 bis zur Schlacht bei Nördlingen hatte das schwer heimgesuchte Land blos durch Winterquartiere und Kriegsschatzungen einen Schaden von $6^1/_2$ Millionen Gulden erlitten. Von 1634 an bis 1638, in welchem Jahre der Herzog Eberhard wieder nach Stuttgart zurückkehrte, stieg der Verlust über 45 Millionen. Außerdem wird der Schaden durch Raub, Plünderung, Brand u. s. w. auf 60 Millionen geschätzt. Von 1639 an mußte Würtemberg noch mehr als 7 Millionen bezahlen, die Verheerungen noch gar nicht zu rechnen. Innerhalb 22 Jahren erlitt das Herzogthum einen Verlust von 119 Millionen Gulden.

Aehnlich verhielt es sich in Chursachsen. Die Stadt Meißen berechnete auf dem Landtage 1640, daß sie gegen 400.000 Thaler Schaden gehabt habe. Dresden mußte längere Zeit 9 Regimenter, außerdem noch Artillerie, den Generalstab u. s. w. verpflegen. Der Schaden an Gebäuden und Gärten, welchen es hatte, betrug über 100,000 Thaler. Die Stadt Pirna berechnete bis 1640 ihren Verlust auf 93,675 Thaler. Als Baner 1639 sie erobert hatte, ließ er sie dreimal hintereinander plündern. Bei dieser Gelegenheit brannten 450 Häuser ab.

Die Stadt Torgau gab ihren Verluſt auf 400,000 Thaler an. Leipzig wurde ſiebenmal belagert, und ſechsmal erobert. Sein Schaden betrug weit über eine Million Thaler u. ſ. w. *)

Nach dem Allem iſt es faſt ein Wunder, daß Deutſchland ſich wieder in verhältnißmäßig kurzer Zeit erholen konnte. Wir müſſen in dieſer erfreulichen Wahrnehmung die in ihm liegende Lebenskraft erkennen und bewundern.

Schwerer aber erhob es ſich von ſeinem ſittlichen Verfalle. Es war ja aufs Tiefſte geſunken, und Laſter jeglicher Art waren allenthalben gewöhnlich geworden. Und das Alles hatten die verblendeten Eiferer in ihrer Unduldſamkeit verſchuldet. Was hatten ſie nun für ihren Glauben gewonnen, da Zucht und Sitte mit Füßen getreten war! Gottlob! es iſt nun beſſer geworden. Kirche und Schule haben das Ihrige gethan, den entarteten Sinn wieder in die rechte Verfaſſung zu bringen. Man erkannte die Nothwendigkeit einer ernſteren Zucht, und das Wehe, welches entſteht, wenn der Glaube und die Frömmigkeit weicht. Man lernte es auch, ſich untereinander vertragen, und bei verſchiedenen Glaubensanſichten halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens. Doch nein, nicht Alle wollten es lernen. Der Glaubenshaß hat noch in ſpäterer Zeit viel Unheil unter den Deutſchen geſtiftet.

Schluß.

Wer waren nun auch nach den traurigen Ereigniſſen, welche wir in dem Vorhergehenden kennen gelernt haben, die Unverbeſſerlichen, die auch ferner noch

*) Galetti, Geſchichte des 30jährigen Krieges.

vom Geiſte der Unduldſamkeit ſich beherrſchen ließen? Es läßt dieſes ſich ohne Mühe errathen, wenn wir bedenken, daß der Papſt feierlichſt gegen die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens Widerſpruch erhob. Während alle Welt ſich freute, daß nun endlich dem Morden und Brennen Einhalt geboten wurde, war dem Stellvertreter Chriſti das gute Werk ein Stein des Anſtoßes, weil den Nichtkatholiſchen manche Bewilligungen gemacht werden mußten. Was aber irgendwie einer Anerkennung der Evangeliſchen, als gleichberechtigten Chriſten, ähnlich ſah, davon konnte, und wollte der römiſche Hof Nichts wiſſen. Der Leſer wird dieſe betrübende Sache erklärlich finden, wenn er erwägt, daß alljährlich zu Rom, an dem Tage, wo das Mahl der Liebe von dem Heilande iſt eingeſetzt worden, eine päpſtliche Bulle vorgeleſen wird, in welcher es ausdrücklich heißt: „Wir verbannen und verfluchen im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, alle Huſſiten, Wicleſiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten u. ſ. w. alle vom chriſtlichen Glauben Abgefallenen, ſowie alle anderen Ketzer.“ Dieſe Bulle ſollten die Geiſtlichen, hohe und niedere, von welchem Orden ſie auch wären, ſtets in einer Abſchrift beſitzen, und darnach ſtreben, *ſie oft zu leſen und zu verſtehen*. Es ſollte alſo der Geiſt des Verfluchens und des Verdammens immer auf's Neue aufgefriſcht werden *). Wenn nun auch einmal ein katholiſcher Fürſt mit gleicher Chriſtenliebe alle ſeine Unterthanen zu umfaſſen gedachte, ſo wurde er alsbald wieder aufgereizt von Solchen, die jener Bulle und des darin herrſchenden Geiſtes eingedenk waren.

Der Kaiſer Ferdinand ließ ſich nun allerdings in Beziehung auf das deutſche Reich nicht irre machen, er veröffentlichte die Friedensbeſtimmungen in Uebereinſtimmung mit den Fürſten als ewig gültiges Reichsgeſetz. Doch für ſeine öſtreichiſchen Erblande behielt er ſich es vor, eine Ausnahme zu machen, d. h. den Proteſtanten

*) Neudecker, Geſchichte des Proteſtantismus in Deutſchland.

allerlei Rechte zu verweigern. So waren dieselben in Oestreich und dessen Nebenländern fortwährenden Bedrückungen ausgesetzt. In Schlesien wurden schon 1652 durch eine besondere Commission alle evangel. Kirchen, bis auf drei in Schweidnitz, Jauer und Glogau den römischen Priestern übergeben; die evangel. Kirchen- und Schuldiener wurden entfernt. Wo man irgend auf einen Widerspruch stieß, nahm man Soldaten zu Hülfe, welche nicht selten von ihrem Gewehre Gebrauch machen mußten. Noch jetzt kann man 628 Kirchen namentlich anführen, welche damals den Evangelischen entzogen wurden. Auch die 3 zur Entschädigung gewährten „Friedens-Kirchen" durften nur von Holz und Lehm, sowie ohne Glocken sein. Als die eine zu Glogau von dem Sturme umgeweht wurde, konnten die Protestanten nur nach langen Kämpfen die Erlaubniß zum Wiederaufbau erhalten. Und wie erschwerte man den Besuch derselben? Es wurde an Sonntagen nur eine kleine Oeffnung im Stadtthore gelassen, so daß nur **eine** Person nach der andern durchgehen konnte. Dennoch waren oft 10,000 Menschen und mehr, mitunter aus 10 Meilen weiter Entfernung gekommen, an der evangel. Predigt sich zu erbauen. Merkt's euch, ihr evangel. Christen der Gegenwart!

Das Besuchen der sächsischen und brandenburgischen Kirchen an der Grenze wurde 1669 verboten. In Sagan ließ der Amtsverweser die Schüler des Jesuiten-Seminars sich bewaffnen, und auf die sogenannten „Auslaufer" schießen. Auch Bürger wurden gezwungen, an dieser Menschenjagd Theil zu nehmen. Zu derselben Zeit wurden den Evangelischen alle Hausandachten verboten; dagegen mußten dieselben an katholischen Festtagen und Prozessionen sich betheiligen. Sie waren von Staats- und Gemeindeämtern ausgeschlossen. Man entriß den Aeltern ihre Kinder, um sie kathol. Erziehern zu übergeben. Das Alles geschah möglichst ohne Geräusch, damit man möglichst wenig die Verwendungen protest. Fürsten anhören und beantworten müßte. Doch die Klagen wurden im Ausland gehört. Als 1706 der

schwedische König Karl XII. durch Schlesien nach Sachsen zog, baten ihn seine bedrängten Glaubensgenossen um Beistand und Schutz. Der Kaiser mußte diesem siegreichen Helden durch den Vertrag von Altranstädt (22. August 1707) das Zugeständniß machen, daß die den evangel. Herzögen in Schlesien im westphälischen Frieden bewilligten Rechte, auf die evangel. Schlesier überhaupt ausgedehnt werden sollten. Die Protestanten erhielten 120 Kirchen zurück, und athmeten etwas freier auf. Doch die Bedrückungen kehrten wieder, bis Friedrich der Große Schlesien eroberte, und Protestanten und Katholiken gleiche Religionsfreiheit gewährte.

Noch mehr wurden unsere Glaubensgenossen in Ungarn gedrückt. 1647 hatten dieselben 90 durch die römische Geistlichkeit entrissene Kirchen zurück erhalten und dabei zugleich die Erlaubniß, nach Bedürfniß neue zu erbauen. Dennoch wurden ihnen schon 2 Jahre nachher die Kirchen wieder entrissen. Die Jesuiten wußten sich immer größeren Einfluß zu verschaffen und einige hohe Geistliche, wie der Erzbischof von Gran, Peter Pazmani, und dessen Nachfolger erklärten, der Protestantismus müsse in Ungarn verwüstet werden, wenn auch das Land darüber zu Grund gehen sollte. Der Kaiser wurde beredet, eine Verschwörung unter den ungarischen Großen rühre von den Protestanten her, wiewohl die Betheiligten strenge Katholiken gewesen waren. Außerdem behauptete man mit frecher Stirne, man brauche den Ketzern die Verträge nicht zu halten. Der Kaiser Leopold I., welcher von 1658—1705 regierte, nahm dieses um so bereitwilliger an, da er von den Jesuiten erzogen war und selbst als weltliches Glied diesem Orden angehörte. Eine 10jährige Bedrückung der Evangelischen war die Folge von diesem Allem. Gefängniß und Galeerenstrafe wurden verhängt, wo man nicht das kathol. Bekenntniß annehmen wollte. Klagte man über Bedrückungen, so wurde dieses als Aufruhr bezeichnet und bestraft. So weit Ungarn zu Oestreich gehörte, mußte die evangelische Predigt beinahe

verſtummen; nur in denjenigen Theilen, welche der Türkei unterworfen waren, wurde ſie noch gehört. 1681 wurde allerdings den Proteſtanten auf dem Reichstag zu Oedenburg von Neuem die freie Religionsübung bewilligt, allein mit dem Zuſatze, daß dabei das Recht der Grundherren ungefährdet bleibe. Dieſe aber wurden von den Jeſuiten bearbeitet, mit Peitſchen und Kerker, mit Entziehung der bürgerlichen Rechte, mit Verbannung und ähnlichen Mitteln gegen die Evangeliſchen zu verfahren. Das Ungarland konnte nicht zur Ruhe gelangen.

Der Kaiſer Joſeph I. (1705—1711) war milder geſinnt und bemühte ſich, die Ungarn zu verſöhnen. Er hatte einen Jeſuiten als Beichtvater, welcher ebenfalls chriſtlichere Grundſätze hatte, als ſeine Brüder in Chriſto. Gerade wegen ſeiner milderen Geſinnung wurde er bei ſeinen Oberen in Rom verklagt und dorthin vorgeladen. Als der Kaiſer die Aufhebung dieſes Befehls nicht mit guten Worten erlangen konnte, erwiederte er: „Wenn mein Beichtvater nach Rom muß, ſo müſſen ſeine Brüder mit, und Keiner darf wieder zurück.“ Durch dieſe Entſchiedenheit bemerkte er, was er wollte, vielleicht aber auch, wie Manche behaupten, ſeinen frühen Tod.

Als ihm ſein Bruder Karl VI. (1711—1740) auf dem Throne folgte, gewannen die Feinde des Evangeliums wieder größeren Einfluß, und das alte Verfahren wiederholte ſich. Namentlich wurden die Apoſtaten, oder Abtrünnigen, d. h. ſolche, welche auch nur einen Tag katholiſch geweſen waren, und proteſtantiſch wurden, als „Meineidige“ auf das Härteſte beſtraft. Auch diejenigen wurden als abtrünnig bezeichnet, deren Väter, oder Großväter katholiſch geweſen waren. Wenn ſie bei dem 6wöchentlichen Unterricht, welchen ſie durch kathol. Prieſter im Gefängniſſe erhielten, fortwährend glaubenstreu blieben, ſo mußten ſie nach Verluſt ihres Vermögens die Heimath verlaſſen. Kaufleute, welche ketzeriſche Bücher nach Oeſtreich brachten, ſollten mit

dem Schwerte gerichtet werden, und ihr Vermögen verlieren.

Auch unter Maria Thereſia (1740—1780) dauerten die Verfolgungen fort. Es wurden namentlich viele Klagen aus Steiermark und Kärnthen vernommen; den Grundherren wurde befohlen, daß ſie keinen Unterthanen annehmen, oder zu einem Hauskaufe zulaſſen ſollten, er habe dann von ſeinem Pfarrer das ſchriftliche Zeugniß, daß er ſowohl, wie ſein Weib, oder ſeine Braut der allein ſelig machenden Religion zugethan wären. Es ſollten binnen einigen Wochen alle geiſtlichen Bücher dem Pfarrer vorgelegt werden, damit dieſer ſie prüfe, und mit ſeinem Stempel verſähe, oder vernichte. Deßgleichen ſollte auch bei neu angeſchafften geſchehen. Jedes ketzeriſche Buch koſtete 9 fl. Strafe, wovon $^1/_3$ dem Angeber gehören ſollte. Gar Viele wurden gewaltſam vertrieben, nachdem ſie vorher noch durch längeres Gefängniß gequält worden waren. Einen großen Theil, wo nicht ihr ganzes Vermögen hielt man unter allerlei nichtigen Vorwänden zurück. Die Beſchwerden von Seiten der Evangeliſchen bei der Kaiſerin fruchteten wenig. Und wenn auch Maria Thereſia bisweilen ihrem beſſeren Herzen folgte, und Einhalt gebot, was konnte es helfen? Ein Auguſtiner, Pater Joſeph, äußerte ſich 1751: „Wenn die Königin tauſendmal befiehlt, die Evangeliſchen im Lande zu laſſen, ſo wollen wir ſie gegen dieſen Befehl zwei tauſendmal vertreiben.“ Ein Jeſuit, Namens Hanerl, gab den Bedrängten den Troſt: „Wir haben euch in unſern Händen, wir können mit euch machen, was wir wollen. Wenn die Königin befiehlt, euch im Lande zu laſſen, ſo haben wir Mittel euch hinauszujagen *).“ Man legte den Evangeliſchen öfters nahe, ſich über die Abgaben und dergleichen zu beſchweren, damit man ihren rebelliſchen Sinn beſtrafen könnte; doch ſie klagten niemals, außer über Religions-

*) Neudecker. a. a. O.

bedrückung. Die Kranken und Sterbenden wurden ohne Trost und Hilfe gelassen, wenn sie nicht den Anordnungen kathol. Priester sich unterwarfen.

Die Auswanderung der Salzburger im Jahre 1732 ist bekannt*). Trotz aller Verfolgungen, namentlich auch 1684 durch den Bischof Maximilan Gandolf, waren noch immer viele Evangelischen in Salzburg zu finden. Der Erzbischof, Leopold Anton von Firmian, wußte dieses wohl, und faßte den Entschluß, die Sache zu ändern. Die Jesuiten sollten vorerst die Ketzer erspähen, und wo möglich bekehren. Der Papst hatte soeben den Gruß befohlen: „Gelobet sei Jesus Christus!" mit der Antwort: „In Ewigkeit, Amen!" Wer diesen Gruß nicht erwiedern wollte, wurde alsbald als Ketzer bezeichnet, und möglichst gedrückt. Aeußerten sich die Gequälten mit Unwillen, oder vergriff einmal sich Einer von ihnen an den Peinigern, so war es ein erwünschter Vorwand, härtere Maßregeln zu gebrauchen. Vergebens baten die Evangelischen, was ihnen im westphälischen Frieden bewilligt war, um die Erlaubniß auszuwandern, sie sollten vorher noch geängstiget werden, ob sie nicht katholisch werden wollten. Einen Brief des Kaisers, in welchem derselbe sie zur Ruhe ermahnte, unterdrückte man, weil darin zu lesen war, „Jeder, der Ursache habe, sich zu beschweren, solle nach Wien sich wenden, und Gerechtigkeit finden." Die Gedrückten schlossen 1731 einen Bund, „der Salzbund," genannt. Das gab Veranlassung östreichische Soldaten in's Land zu rufen. Zwei Salzburger, Peter Heldensteiner und Nicolaus Forstreuter, gelangten mit Mühe über die Grenze und baten den König von Preußen um Beistand und Schutz. Dieser wendete sich im Vereine mit anderen protest. Fürsten an den Kaiser, er möge seine Vermittelung eintreten lassen. So geschah es, daß der Erzbischof von Salzburg die Auswanderung nicht ge-

*) Vergl. Gesch. der evangel. Salzburger u. s. w. Für das Volk bearbeitet. Nürnberg 1844.

ſtattete, ſondern gebot; dieſelbe ſollte binnen wenigen Wochen geſchehen, während der weſtphäliſche Friede eine 3jährige Friſt geſtattet hatte. Alle Bitten der Bedrängten, ſie wenigſtens nicht während des bevorſtehenden Winters zu vertreiben, waren ohne Erfolg. Herzzerreißend war der Jammer, wenn die Aeltern von den Kindern, die zurückbleiben mußten, Abſchied zu nehmen genöthiget waren. Letztere wurden den Jeſuiten zur Erziehung übergeben, um ſie für den kathol. Glauben zu gewinnen. Allerdings wurden noch einige Erleichterungen wegen des Güterverkaufs u. ſ. w. den Auswanderern geſtattet; doch im Ganzen dauerten die Quälereien fort, bis die Vertriebenen in evangel. Länder gelangten. Hier wurden ſie freundlich bewillkommnet, und liebevoll unterſtützt. Faſt allenthalben zog man ihnen feierlich entgegen, ſie als Märtyrer des evangel. Glaubens zu begrüßen und zu ehren. Ueber 900,000 Gulden waren zu ihrem Beßten geſammelt worden. In Preußen fanden 17,000 von den 30,000 Verbannten eine neue Heimath. Es dauerte lange, bis ſie ihre Salzburger Berge, und die zurückgehaltenen Kinder vergeſſen konnten.

Nun noch einen Blick in die Pfalz, welche früher ein rein proteſt. Land geweſen war. Pfalz-Neuburg war katholiſch geworden *). In Kurpfalz ſtarb 1685 der letzte reformirte Regent. Die kathol. Linie Pfalz-Neuburg kam zur Regierung. Der erſte Kurfürſt aus derſelben war wenig zur Unduldſamkeit geneigt. Er mußte auch nach dem weſtphäliſchen Frieden den Religionszuſtand laſſen, wie derſelbe 1624 geweſen war. Nun aber hielten die Franzoſen einen großen Theil der pfälziſchen Länder beſetzt, bis ſie dieſelben im Frieden zu Ryswick wieder zurückgeben mußten. Während ihrer Herrſchaft hatten ſie faſt allenthalben, auch in den evangel. Kirchen wenigſtens abwechſelnd, kathol. Gottesdienſt eingeführt. Sie wußten nun in den Ryswicker Friedens-

*) Vergl. S. 125.

schluß die Bestimmung einzuschieben, daß bei den zurückgegebenen Ortschaften der Religionszustand verbleiben sollte. Waren schon hierdurch die Evangelischen vielfach in ihren Rechten gekränkt worden, so wurde die Sache noch schlimmer, als der folgende Churfürst, Johann Wilhelm, von den Jesuiten sich leiten ließ. Nun wurden die reformirten Prediger und Schullehrer vertrieben, und die Aeltern gezwungen, ihre Kinder in kathol. Schulen zu schicken. Kinder aus gemischten Ehen mußten stets in der kathol. Religion erzogen werden; die Evangelischen mußten kathol. Feiertage heiligen, das Frohnleichnamsfest durch Maie verherrlichen helfen, und vor dem Heiligen wie die Katholiken sich beugen. Leider erleichterte der Haß zwischen den Lutheranern und Reformirten den kathol. Eiferern die Ausführung solcher Bestrebungen.

Wiewohl in der Folgezeit gelindere Bestimmungen eingeführt wurden, so dauerten doch die pfälzischen Religionsbeschwerden beinahe das ganze vorige Jahrhundert hindurch. Der Kurfürst, Karl Philipp, ließ die Hauptkirche zu Heidelberg den Evangelischen mit Gewalt wegnehmen und von Neuem zum kathol. Gottesdienste weihen. Das Reformationsjubelfest 1717 wurde verboten, dagegen mußten die Protestanten die kathol. Feiertage einläuten und die Kinder nach kathol. Brauche taufen lassen.

Doch der Geist der Duldung gewann in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer festeren Boden. Aeußerungen wie sie der Jesuit Nusleber gethan hatte, „man müsse alle Gemeinschaft und allen Frieden mit den Evangelischen aufheben, und dieselben nicht blos mit dem Schwerte des Mundes, sondern auch mit dem der Gewalt vertilgen," wurden immer seltener gehört, als unter Friedrich II. von Preußen, und Joseph II. von Oestreich der alte Glaubenshaß sich zurückziehen mußte.

Besonders wichtig für die Protestanten in Oest-

reich wurde 1781 das sogenannte Toleranzedikt, welches Joseph II. erließ. Durch dasselbe wurde den Lutheranern, Reformirten und nicht unirten Griechen die freie, doch stille Uebung ihres Gottesdienstes gestattet. Wo 100 Familien in der Nähe beisammen wohnten, durften sie ein Bethaus erbauen und eine Schule errichten. Doch die Bethäuser durften keine Glocken, keine Thürme, und keinen Eingang von der Straße haben. Auch dieser kaiserliche Befehl fand Widerspruch von Seiten mancher kathol. Eiferer. Einige Bischöfe verweigerten den Gehorsam, weil die Duldung ihrem Gewissen widerstrebe. Dagegen sprachen sich Andere günstiger aus; der Erzbischof von Salzburg ermahnte in einem besonderen Hirtenbriefe alle Christen, sich gegenseitig zu lieben.

Nach einigen Jahren schon wurden den Evangelischen die wenigen Rechte, welche sie erhalten hatten, vielfach verkümmert. Man war erschrocken darüber, wie viel Tausende auf den erwähnten Erlaß für evangel. Glaubensgenossen sich erklärten. Leopold II., der Nachfolger Josephs, welcher letztere 1790, wie Viele vermuthen, eines nicht natürlichen Todes gestorben war, zeigte sich noch persönlich zur Duldung geneigt; doch hatten die kathol. Eiferer wieder festeren Boden gefaßt.

Allerdings habe ich nun aus unserem Jahrhundert keine Gewaltmaßregeln mehr, wie aus früheren Zeiten zu berichten. Doch der Geist der Unduldsamkeit ist noch nicht verschwunden, wie es zu wünschen wäre. Wie der Papst, Innocenz X., gegen den westphälischen Frieden protestirt hatte, so protestirten seine Nachfolger gegen die Verträge der letzten Jahrzehende, und namentlich gegen die Bundesakte, in welcher allen christlichen Religionsparteien Gleichheit der Rechte zugesichert war; und die Jesuiten, deren Aufgabe es ist, den Protestantismus auszurotten, wurden immer mehr wieder an kathol. Höfen begünstigt, da man glaubte, in ihnen, die so oft den Fürsten den Gehorsam verweigert hatten, eine Schutzwehr gegen den Revolutionsschwindel gefunden zu haben. Die evangel.

Gemeinden in Oestreich haben fortwährend mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen; ihre Geistlichen nagen oft am Hungerbrode; ihre Kirchen sind nicht selten traurige Jammerbilder ihres elenden Zustandes. Sie werden weder von ihren Nachbarn, noch von dem Staate unterstützt, während in Preußen von Staats wegen für $^1/_3$ Katholiken mehr verausgabt wird, als für $^2/_3$ Protestanten. Der Uebertritt zur evangel. Kirche wird auf alle mögliche Weise erschwert. Die protest. Pfarrer werden nicht als solche, sondern nur als Prediger anerkannt. Ihre Bescheinigungen z. B. mußten bis zum Jahre 1848 von kathol. Pfarrern beglaubigt werden. In Mähren wurde noch 1837 ein evangel. Pfarrer in's Gefängniß gelegt, weil er auf einem kathol. Kirchhofe eine Leichenrede gehalten hatte *). Die evangel. Kirchenbehörden in Wien müssen Katholiken an ihrer Spitze haben. 1837 mußten mehrere hundert Personen, aus dem Zillerthal in Tyrol ihr Vaterland verlassen, weil man in Tyrol keine Protestanten dulden könne. Allerdings wurden sie anders behandelt, als die Salzburger vor 100 Jahren. Man bot ihnen an sie möchten in einem andern östreichischen Lande sich niederlassen, wo schon Evangelische vorhanden wären. Da sie der Auswanderung nach Preußen den Vorzug gaben, wurden sie liebevoll entlassen, aber mit noch größerer Liebe aufgenommen.

Sind wir also nicht immer noch weit vom Ziele brüderlicher Liebe und wechselseitiger Duldung entfernt? Die kathol. Eiferer erheben wieder kühner ihr Haupt. Ein gewisser Hofprediger bezeichnete noch vor wenigen Jahren die Protestanten als „Otterngezüchte." Ein anderer Mann ähnlichen Schlages nannte sie „zweischlachtige Bastarde". Die Familie Madiai wurde in der letzten Zeit zu Florenz verurtheilt, mehrere Jahre im Kerker zu schmachten, weil evangel. Hausandachten in ihren Wohnungen gehalten worden waren. Der Protestantismus wird von kathol. Bischöfen als ein ver-

*) Vergl. Politik des Hauses Oestreich. Hannover 1852.

wesender Leichnam bezeichnet, der bald aufhören werde zu sein. Soll diese Verheißung in Erfüllung gehen? Und wie wollen wir uns verhalten den immer kühner hervortretenden Bestrebungen der kathol. Partei gegenüber? Gewiß zunächst nicht Böses mit Bösem vergelten, und Scheltworte mit Scheltworten. Mögen auch einzelne Eiferer unter uns die kathol. Kirche als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen; wir wollen die Glieder derselben als Brüder in Christo, wenn auch als irrende, bethörte Brüder erkennen, und uns bei ihren Bedrückungen an das Wort des Heilandes erinnern „Stecke dein Schwert, denn wer mit dem Schwerte kämpfet, soll durch das Schwert umkommen *)."

Aber auf der Hut wollen wir sein, daß der Feind uns nicht zu schaden vermag. Sollten wir nicht festhalten, an dem Bekenntnisse, welches durch die Hitze der Trübsal bewährt worden ist; für welches fast größere Ströme Blutes vergossen und mehr Märtyrer gefallen sind, als für das Christenthum überhaupt? Sollten wir uns nicht erhoben fühlen durch die evangel. Glaubenstreue, von welcher wir in dem Vorhergehenden so viele Beispiele gesehen haben? Lassen wir uns nicht wägen und wiegen durch allerlei Wind der Lehre, sondern bleiben wir bei dem Grund, außer dem kein anderer gelegt werden kann, so werden uns die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen, und das um so weniger, wenn wir dem Mahnworte folgen: Lasset uns Gutes thun, an Jedermann, allermeist an des Glaubensgenossen!

Eins aber dürfen wir nicht vergessen, was einer der gelehrtesten Männer Deutschlands zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der große Leibnitz, geäußert hat. „Wir Deutsche," sagte er, „haben in der größten Gefahr noch immer Zeit zu kleinlichen Händeln, und können nie etwas zur rechten Stunde thun. Wenn ich sehe, mit welcher Wärme, ja mit welcher Gluth die römische Partei ihre Sache treibt, welche Kälte, ja fast

*) Vergl. Johs. 18, 11.

Schlaffheit dagegen die Protestanten hierbei befallen hat, so kann ich für die Kirche nur eine schlimme Zukunft befürchten. Gott wird sich ihrer annehmen; doch ist es glaublich, daß dem gegenwärtigen Lichte eine langwährige Verdunkelung folgen wird, wenn das Reich der Finsterniß neue Kraft sammelt, und sich das Menschengeschlecht zwischen Aberglauben und Unglauben theilt." Meint man nicht der scharfsinnige Gelehrte habe für unser Zeitalter gesprochen? Ist es jetzt Zeit, daß die Protestanten wieder untereinander hassen und verfolgen, und sich paulisch, kephisch, apollisch, und christisch sich nennen! Muß denn mit dem neuen Glaubensleben, welches, Gott sei Dank! nach den Zeiten der religiösen Erschlaffung in unserer Kirche wieder beginnt, auch der alte Hader zwischen Lutheranern und Reformirten auf's Neue seinen Anfang nehmen? Haben wir nicht alle Ursache, ob wir auch nicht in allen Punkten einerlei Ansichten haben, wechselseitig uns zuzurufen: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen uns, wir sind ja Brüder *)! Nicht völlige Uebereinstimmung des Wortes gehöret zum Wesen des Protestantismus, sondern Uebereinstimmung in demselben Geiste evangel. Glaubens, und evangel. Liebe, in dem Festhalten an dem einen Grund, außer welchem kein anderer gelegt werden kann **), und in dem Bekenntnisse des einen Namens, außer welchem kein anderer zur Seligkeit uns gegeben ist ***). Christus, derselbe gestern, heute, und in alle Ewigkeit †), das sei das Panier, welchem wir folgen. Auf demselben sei weiter der Wahlspruch zu lesen, der auf dem Titelblatt steht: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich, und seid stark. Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen! Amen.

19 IV 59

*) 1. Mos. 13, 8.
**) 1. Cor. 3. 11.
***) Apost.-Gesch. 4. 12.
†) Hebr. 13, 8.

Druckfehler.

Seite 63 Zeile 2 von unten lies „Verstellung“ statt „Vorstellung.“ Seite 64 ist „bei“ aus der vierten Zeile von unten zu Anfang der dritten zu setzen. Seite 69 Zeile 7 von oben „Vögel“ statt „Vögeln.“ Seite 79 Zeile 7 von oben „nennte“ statt „nannte.“ Seite 138 Zeile 16 von oben „Utraquisten“ statt „Ultraquisten.“ Seite 144 Zeile 15 von oben „Hön von Hönegg“ statt „Hori von Hönnegg.“ Seite 119 in der Ueberschrift von „Braunschweiger“ statt „Brauschweiger.“ Seite 192 Zeile 8 von unten „Vater“ statt „Vetter.“

S 95/24

Druck von Heinrich Scriba in Friedberg.

19 JY 59